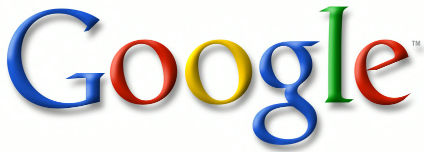


Heinrich Heine

von

Hermann Hüffer

Herausgegeben

von

Ernst Elster



Georg Bondi - Berlin
1906



Gezeichnet von Franz Kugler
Gestochen von Eduard Mandel
Erschienen bei E. H. Schroeder in Berlin.

Heinrich Heine

Gesammelte Aufsätze

von

Hermann Hüffer

Herausgegeben

von

Ernst Elster



Georg Bondi · Berlin
1906



Spamersche Buchdruckerei in Leipzig-R.

Vorwort.

Hermann Hüffer, der Verfasser des vorliegenden Werkes, hat am 15. März 1905 sein arbeit- und erfolgreiches Gelehrtendasein beschlossen. Er war ein Sohn der roten Erde, hatte in Münster am 24. März 1830 das Licht der Welt erblickt und wuchs dort in behäbigen, für die Pflege von Geist und Herz gleich förderlichen Verhältnissen heran. Sein Vater, ein tüchtiger Verwaltungsbeamter, war seit 1842 Oberbürgermeister der Stadt; seine aus Bonn stammende geistig hochstehende Mutter erweckte frühzeitig sein Interesse für Kunst und Literatur. Der begabte Jüngling bezog 1848 die Universität Bonn, wo er sich zunächst den philologisch-historischen Disziplinen widmete, doch wandte er sich nach einiger Zeit der Rechtswissenschaft zu, unter anderm bestimmt durch die Rücksicht auf ein Augenleiden, das ihm fortan ein unwillkommner Begleiter durch das Leben bleiben sollte. Nachdem er seine Studien 1853 in Breslau durch Erwerbung des Doktorhutes abgeschlossen hatte, bestieg er schon zwei Jahre später in Bonn als Privatdozent die akademische Lehrkanzel, von der herab zu wirken ihm von früher Jugend an als wünschenswertes Ziel erschienen war. In Bonn rückte er dann allmählich zum außerordentlichen und ordentlichen Professor auf, wurde Geheimrat und bewies in dem Jahre von 1890 auf 1891 großes Geschick als Rektor der Alma mater. Studienreisen führten ihn des öfteren ins Ausland, namentlich nach Italien und Frankreich, und in Wien, wo sich wichtige Teile des kaiserlichen Archivs ihm als dem ersten erschlossen, verbrachte er während einer Reihe von Jahren in strenger, hingebender Arbeit die gewinnbringenden Wochen seiner akademischen Ferien. Sein Haus in Bonn, das durch das künstlerische Wirken seiner hochbegabten Gattin verschönt wurde, war viele Jahre hindurch der Mittelpunkt der geistreichsten Gesellschaft.

Obwohl Professor des Staats- und Kirchenrechts, hat Hüffer doch ganz überwiegend als Historiker eine ungemein reiche schriftstellerische Tätigkeit entfaltet, und zwar sind es die Jahrzehnte des ausgehenden 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts, über die er bahnbrechende Forschungen veröffentlicht hat; vor allem haben seine Arbeiten über die Zeit der französischen Revolution und des Napoleonischen Kaiserreichs, trotz der peinlichen Fehde mit Sybels Autorität die steigende Anerkennung der Fachkreise erfahren. Bei alledem waren es in erster Linie die Beziehungen Frankreichs zu den deutschen Ländern, und namentlich zu denen des Westens, was Hüffers wissenschaftliches Interesse in Anspruch nahm; sein warmes Herz für die Geschicke der Heimat wies seiner Forschung die Wege. Und eben dieser Zug seines Herzens führte den feinsinnigen Liebhaber der Poesie auch zu streng wissenschaftlicher Beschäftigung mit der größten Dichterin Westfalens, Annette von Droste-Hülshoff, und mit dem Sänger der „Lorelei“.

Es ist weder hier der Ort, noch meines Amtes, der historischen Arbeiten Hüffers genauer zu gedenken. Aber wie in seiner ausgezeichneten Biographie der Annette von Droste, so auch in seinen Schriften zur politischen Geschichte vereinigte Hüffer das gründlichste Quellenstudium mit feinsinnigem Urteil und ungemein geschmackvoller Darstellung. Beharrlicher Fleiß, kluge Besonnenheit und die milde Ruhe einer humanen Weltanschauung sind allen seinen Arbeiten in gleichem Maße zustatten gekommen; diese herrlichen Gaben begründen auch den dauernden Wert seiner Forschungen über Heinrich Heine.

Es war an einem schönen Junitage des Jahres 1903, als ich Hermann Hüffer zum letzten Male sprach. Wir waren uns in einem nahezu zwanzigjährigen, ziemlich regen brieflichen Austausch nahe gekommen, soweit es ein erheblicher Altersunterschied gestatten mag; wir hatten uns in unseren beiderseitigen Bemühungen um das Verständnis Heinrich Heines oft zustimmend berührt, sein und mein Urteil über die Gesamterscheinung des Dichters gelangte zu ähnlichen, wenn auch nicht identischen Ergebnissen, und wie ich mehrere Untersuchungen des verehrten Mannes schon vor der Veröffentlichung kennen lernte, so war es mir stets von höchstem Wert, über jede einschlägige Arbeit aus meiner Feder in erster Linie sein verständnisvolles, kritisches Wort zu vernehmen. Aber so harmonisch und für mich im Innersten erfreulich ein solcher geistiger Verkehr mit Hüffer war, so hatte ich

doch nur einige Male Gelegenheit gehabt, in persönlicher Begegnung den starken Eindruck seines wissenschaftlichen Reichtums und seines abgeklärten Urteils zu genießen. Daher drängte es mich, in jenen Pfingsttagen nach Bonn zu eilen, nur um ihm in Verehrung die Hand zu drücken; denn er hatte das 73. Lebensjahr vollendet, und trübe Anzeichen seiner Gesundheit mahnten daran, daß dem rastlosen Fleiß des unermüdlichen Forschers bald ein Ziel gesteckt werden dürfte. Als ich ihm nach Stunden, die mir immer unvergeßlich bleiben werden, unter vier Augen Lebewohl sagte, bat er mich, ihm bei einer zusammenfassenden Veröffentlichung seiner Studien über Heine behilflich zu sein oder, wenn ihm Zeit und Kraft dazu nicht mehr geschenkt sein sollte, mich dieser Aufgabe selbständig zu unterziehen. Zu einer gemeinsamen Arbeit ist es nicht mehr gekommen: der Tod hat ihn abgerufen, ehe wir uns über die Anordnung des Buches genauer besprochen hatten.

Diese Sachlage ist nicht ohne Einfluß geblieben. Der Verfasser selbst würde vielleicht an manche Stelle die bessernde Hand gelegt haben, die ich unverändert wiedergegeben habe. Ich sage: vielleicht; denn Hüffer brachte fast immer so gründlich durchgearbeitete und ausgereifte Forschungen auf den Markt, daß nachträglich nur selten etwas zu ändern war. Wo er wirklich einmal geirrt hatte oder durch neu zutage getretene Untersuchungen berichtigt worden war, habe ich mit wenigen Strichen das Erforderliche einsetzen können. Aber solche Fälle sind selten; sie haben keine Bedeutung für das Werk. Und wäre dem nicht so gewesen, hätte ich die Pflicht gefühlt, im Interesse der Wissenschaft tiefere Eingriffe vorzunehmen — wer weiß, ob nicht das Ganze dadurch in sich zusammengefallen wäre; ich wäre vielleicht der Gefahr erlegen, die Ansichten des Autors durch meine eigenen zu verfälschen oder von seinem reizvollen Stil den Schmelz und Blütenstaub zu tilgen. Bei der Art von Hüffers Schaffen ist von alledem nicht die Rede: das Buch ist ganz und unverändert sein eigen, in Inhalt und Form. So wie es ist, mag es willkommen sein, und so *wird* es willkommen geheißen werden.

Doch, wie gesagt, er selbst würde vielleicht gleichwohl einen andern Weg eingeschlagen haben als ich: er würde vielleicht durch entschiedenen Griff das Ganze anders zugeschnitten haben, als ich es tun durfte. Es lag in seiner Absicht (wie ich aus einem von ihm hinterlassenen Blatte ersehe), die Aufsätze derart zu ordnen, daß sie sich

der Chronologie von Heines Leben angepaßt hätten, und so hätten also z. B. die mehrfachen Bemühungen Hüffers, über das Geburtsjahr Heines vollends ins Klare zu kommen, nicht wie jetzt an das Ende des Werkes, sondern an den Anfang verwiesen werden müssen. Dieses Verfahren hätte jedoch wegen mancher Einzelheiten, die vorgebracht werden, nicht ohne bedeutende Umgestaltungen des Textes durchgeführt werden können, Umgestaltungen, die wohl dem Autor, nicht aber dem Herausgeber geziemen. Es kommt hinzu, daß Hüffer in den später geschriebenen Aufsätzen des öfteren Verweisungen auf die früheren angebracht hat; und auch diese hätte ich tilgen oder umformen müssen, wenn ich der erwähnten Gruppierung des Stoffes den Vorzug gegeben hätte. So blieb für mich nichts anderes übrig, als die Mehrzahl der Essays in der Reihenfolge ihrer Entstehung abdrucken zu lassen. Sie werden auch so ihre Wirkung tun und werden wie die sich erweiternde Erkenntnis des Autors selbst, so die Fortschritte der Heineforschung im allgemeinen in anziehender Weise verdeutlichen. Nur für die älteren Aufsätze, die vor dem Jahre 1878 entstanden waren, hatte Hüffer selbst bereits in seinem Büchlein „Aus dem Leben Heinrich Heines“ die Anpassung an den Lebenslauf des Dichters durchgeführt, und es schien mir das Richtige, diese Gruppe seiner Aufsätze, über der er sichtend hat walten können, als ersten Teil unserer Sammlung in ihrer schönen Rundung unverändert zu erhalten. Der Verlagsbuchhandlung der Herren Gebrüder Paetel spreche ich auch an dieser Stelle den wärmsten Dank dafür aus, daß sie gestattet hat, jene ältere Schrift der vorliegenden vollständig einzuverleiben.

Hüffer hat in der Mehrzahl seiner Aufsätze über Heine neues Material erschlossen. Er war durchdrungen von der Überzeugung, daß die Aufdeckung greifbarer Tatsachen sehr viel wertvoller sei als kühne Urteile und Konstruktionen und schöne Redensarten. Er hat immer festen Boden unter den Füßen. Durch den Hinweis auf die Papiere aus dem Nachlaß Sethes, Detmolds, Kellers, durch die Mitteilung der Bonner Universitätsakten usw. hat er unsere Kenntnis von Heines Leben und Schaffen wesentlich bereichert. Er entwickelte in allen diesen Fällen einen sehr glücklichen Spürsinn. Indessen dieses Material ist nun durch ihn in den Besitz vieler übergegangen; es ist von der Heineforschung mannigfach ausgebeutet und ausgedeutet worden; man könnte sagen: „Der Mohr hat seine Arbeit getan, der

Mohr kann gehen," und möchte vielleicht auf eine erneute Darbietung dieser Materialien verzichten. Indessen, was für viele Fälle zutreffen dürfte, wäre doch in dem vorliegenden schwerlich das Richtige. Deshalb nicht, weil die Art und Weise, wie uns Hüffer zum Teilnehmer seiner neuen Einsichten macht, einen besonderen Reiz ausübt. Er versteht es ausgezeichnet, das Einzelne in seiner allgemeinen Bedeutung zu würdigen, er weiß es historisch und psychologisch zu interpretieren, und er bringt eine Fülle glücklicher und überzeugender Urteile vor, die in ihrer Gesamtheit einen sehr wertvollen Beitrag zur einsichtigen und unbefangenen Schätzung des Dichters und Menschen Heine bilden. Mögen die Aufsätze immerhin von ungleichem Werte sein, mögen diejenigen über Heines Gedichte und über das Manuskript der „Romantischen Schule" nicht mehr viel besagen, mögen in den Erörterungen über Heines Geburtsjahr kleine Wiederholungen stören, das Ganze dieser Schriften ist doch derart, daß es kein Freund und Verehrer des Dichters missen möchte; und ein Mann, dessen Forschung so dauernde Spuren hinterlassen hat wie diejenige Hüffers, ein Mann, ohne dessen Leistungen das Charakterbild Heines um wesentliche Züge ärmer sein würde, der hat wohl ein Anrecht darauf, daß wir seinem besonnenen Fleiße überall mit Anteil begegnen. Was er uns sagt über Heines Stellung zu Religion und Politik, über seinen Witz, seinen Familiensinn, seine rein menschlichen Züge, sein Wohlwollen gegenüber Bedrängten, sein nachsichtiges Entgegenkommen gegenüber Freunden, ist nicht in der Wallung eines augenblicklichen Gefühls niedergeschrieben worden, sondern mit kluger, weitschauender Überlegung. Dadurch erzielte Hüffer den großen Gewinn, daß er wohl niemals etwas zurückzunehmen hatte, oder daß er sich gar im Laufe der Jahre in Widerspruch gesetzt hätte zu seinen eigenen Behauptungen. Vielleicht wäre hier und da ein schärferes Wort am Platze; Hüffers Tadel, der natürlich auch nicht ausbleibt, ist immer reichlich zahm. So würde es befreiend wirken, wenn er bei Mitteilung der Briefe Heines an Detmold einmal mit kräftiger Faust dazwischen schlüge. Aber die milde Ruhe, die Hüffer überall bewahrt, gehört zu den schönen Vorzügen seines reinen Charakters, und wer möchte verlangen, daß sich diese abgeklärte Hoheit, diese edle Gelassenheit, die zu dem Humanitätsideal unsrer Klassiker hinanstrebt, in den Ingrimm einer harten Willensnatur verwandelte? Hüffer war gewiß kein Freigeist, aber ein wahrhaft freier Geist; er wird denjenigen,

die das Bild Heines nur noch durch die Brille Nietzsches oder durch die der sozialdemokratischen Doktrin zu sehen vermögen, nicht Genüge tun, aber er wird, indem er diese Einseitigkeiten meidet, um so sicherer zu einem Standpunkt geleiten, von dem aus sich die klarste Aussicht eröffnet. So darf man wohl hoffen, daß in unserer Zeit, die frei genug zu sein scheint, dem großen Dichter das längst verdiente Denkmal auf deutschem Boden endlich zuzugestehen, auch Hüffers Stimme von vielen gern aufs neue wieder vernommen werden wird.

Doch ich glaube, auch denen, die sich seinen Einsichten und Ansichten verschließen, wird das Buch manchen Genuß gewähren können, denn es ist ausgezeichnet durch einen ebenso vornehmen wie lichtvollen Stil. Hüffer hat sich viel mit den Einflüssen Frankreichs auf unser Geistesleben beschäftigt: es kann sein, daß die Leichtigkeit und Klarheit, mit der sich viele Schriftsteller jenseits der Vogesen auszudrücken verstehen, auf ihn hinüber gewirkt hat; gewiß hat auch Heines Meisterschaft der Rede den Anteil seines klugen Interpreten besonders geweckt; auch von ihm hat Hüffer gelernt. Aber der wichtigste Grund, warum uns seine Worte immer wieder (und um so mehr, je öfter wir ihn hören) fesseln, liegt doch darin, daß sie in ihrer harmonischen Ruhe, in ihrer Feinheit und Sicherheit sein eignes Ich wie in einem wohlgeschliffenen Kristall widerspiegeln. Fehlte seinen Arbeiten dieser Reiz des persönlichen Stils, ich weiß nicht, ob sie nicht einer ihrer schönsten Eigenschaften verlustig gingen.

So mag das Buch wohl manche Freunde finden, und wenn es auch nur Fragmente bietet, es wird doch in seiner innern Einheit verstanden und gewürdigt werden.

Marburg a. d. L., im April 1906.

Ernst Elster.

Inhalt

Hüffers Aufsätze sind an folgenden Stellen zuerst gedruckt: Nr. I. Aus Heines Jugendzeit. Heine und Christian Sethe: „Deutsche Rundschau“, Bd. 1, S. 240—262 (1874). — Nr. II. Heine vor dem Bonner Universitätsgericht: in dem Buche „Aus dem Leben Heinrich Heines“, S. 74—98 (Berlin 1878). — Nr. III. Heines Abgangszeugnis: daselbst S. 99—106. — Nr. IV. Heine und J. B. Rousseau: „Deutsche Rundschau“, Bd. 3, S. 368—376 (1875). — Nr. V. Zu Heines Gedichten: daselbst, Bd. 3, S. 357—368. — Nr. VI. Heine und Karl Hillebrand: „Aus dem Leben Heinrich Heines“ S. 156—163. — Nr. VII. Äußerungen Heines über die musikalische Bearbeitung seiner Gedichte: „Deutsche Rundschau“, Bd. 3, S. 351—357 (1875). — Nr. VIII. Heinrich Heine und Johann Hermann Detmold: das. Bd. 42, S. 427—458 (1885). — Nr. IX. Das älteste Manuskript von H. Heines „Romantischer Schule“: das. Bd. 43, S. 139—143 (1885). — Nr. X. Ein französischer Biograph H. Heines: „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ vom 15./7. 1886, Nr. 194. — Nr. XI. Zur neuesten Heine-Literatur: „D. Rundschau“, Bd. 76, S. 288—299 (1893). — Nr. XII. H. Heine und Ernst Christian August Keller: das. Bd. 86, S. 126—137 (1896). — Nr. XIII. Wann ist Heinrich Heine geboren?: das. Bd. 93, S. 451—460 (1897). — Nr. XIV. Heine auf dem Lyzeum und Gymnasium zu Düsseldorf: „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ vom 11./6. 1898, Nr. 129. — Nr. XV. Noch ein Wort über H. Heines Geburtsjahr: das. 23./7. 1898, Nr. 162. — Nr. XVI. Zu Heines Geburtstagsfeier: „D. Rundschau“, Bd. 101, S. 498—500 (1899). — Nr. XVII. Heine und Napoleon: „Deutsche Literaturzeitung“ vom 18./3. 1903, Nr. 16, Sp. 976—981.

Erster Teil

Vorwort*).

Die folgenden Aufzeichnungen sind zum größeren Teile in der „Deutschen Rundschau“ — November 1874, Juni 1875 — gedruckt. Man hat damals geglaubt, daß sie den Besitzern der Heineschen Werke in einer besondern Ausgabe willkommen sein möchten; ich habe gezögert, weil ich sie vorher zu ergänzen und durch einiges Neue zu erweitern wünschte.

Die Briefe an Sethe wurden bald nach ihrem Erscheinen ins Spanische übersetzt**), was sich zunächst durch ihren Inhalt, dann auch durch das im Auslande immer entschiedener hervortretende Interesse für den Autor erklärt. Außer Goethe hat vielleicht kein deutscher Dichter unter fremden Nationen jetzt so viele Freunde als Heine. Die Franzosen betrachten ihn beinahe als einen der Ihrigen, in England erscheinen Übersetzungen und biographische Versuche in rascher Folge; wie lebhaft die Teilnahme der Italiener sich äußert, kann man beinahe in jedem neuen Bande von Hillebrands „Italia“ und im übersichtlichen Zusammenhang in dem ausführlichen Aufsatz Zendrinis in der „Nuova Antologia“ (Dezember 1874 fg.) gewahr werden. Man hat sogar dem Dichter den zweifelhaften Dienst geleistet, seine dramatischen Arbeiten — in Mailand am 10. März 1875 den „Ratcliff“ — auf die Bühne zu bringen.

*) Zum ersten Teil.

**) José del Perrojo, Ensayos sobre el Movimiento intellectual en Alemania, Madrid 1875. p. 18 fg.

1*

In Deutschland hat es gewiß den Dichtungen nicht an Teilnahme gefehlt. Aber welche Urteile werden noch immer über den Dichter laut, obgleich er doch zu der nicht eben großen Zahl deutscher Schriftsteller gehört, die einen würdigen und — in diesem Falle doppelt wertvoll — durchaus nicht einseitig preisenden Biographen gefunden haben. Heine teilt das Schicksal Byrons auch darin, daß er im Auslande weit häufiger einer rückhaltslosen Bewunderung und wohl niemals einem so herben, verdammenden Tadel begegnet ist, als in der Heimat. Einigermaßen mag der Grund darin liegen, daß man im Auslande den Charakter des Dichters weniger, und von seinen Werken nur die besten kennt. Wer dürfte leugnen, daß man in dem Gesamtbilde seines Wesens und Wirkens manche Eigenheit lieber nicht sehen würde? Aber etwas anderes ist es, dies einräumen, und etwas anderes, einem Dichter jedes sittliche Gefühl, jede männliche Würde, jedes ernste Streben absprechen, einem Dichter, dem man doch wieder, oft in demselben Satze, zugesteht, daß einzelnes in seinen Werken an Anmut und Feinheit des Gefühls, an Schwung und vollendeter Schönheit des Ausdrucks sich dem Höchsten gleichstellen könne. Ich will gewiß nicht Künstler und Dichter nach dem Maßstabe der Moral klassifizieren, aber das kann man doch sagen, daß Kunst und Poesie zu enge mit dem Edelsten in der menschlichen Natur verwachsen sind, als daß ein ganz nichtswürdiger Mensch ein vollendetes Kunstwerk, eine dem Höchsten gleichzustellende Dichtung hervorbringen könnte.

Niemand, der den Dichter liebt, wird nicht zugleich bedauern, daß er sein Talent so oft dem Unwürdigen und Gemeinen zugewandt, daß er über das Höchste und Heiligste so oft mit frivolem Spott und cynischer Dreistigkeit sich ausgelassen habe. Man kann auch nicht zur Entschuldigung anführen, dieser Hang sei erst durch die nicht erwiderte Neigung, durch spätere Lebensverhältnisse, etwa durch den Aufenthalt in Paris, hervorgerufen; schon in den ersten Jugend-

gedichten tritt er unerfreulich genug hervor. Man kann nur sagen, daß Vielen viel Ärgeres nachgesehen worden ist, die längst nicht die gleiche Genugtuung gegeben haben. Und warum will man zur Beurteilung eines Menschen nur das Schlechte in Anrechnung bringen? Heine war ein vortrefflicher Sohn, ein guter Bruder, seine Frau hat sich niemals über ihn beklagt; gegen Freunde, obgleich man eine wirkliche Undankbarkeit schwer verzeihen kann, zeigt er sich treu, hingebend, aufopferungsfähig, selbst Fremden gegenüber immer bereit, wohl zu tun und Hülfe zu bringen. Und hat wohl jemand in höherem Maße von der Macht des Geistes und des Willens über den Körper Zeugnis gegeben, als er, dem so oft das Gegenteil zum Vorwurf gemacht wurde? Wo findet sich in der ganzen Literaturgeschichte ein zweites Beispiel, daß ein Dichter auf einem solchen Siechbett nicht allein seine dichterische Kraft behalten, sondern auch mit dem ganzen Ernst, der vollen Gewissenhaftigkeit eines Künstlers gearbeitet hätte?

Was von der Person des Dichters gilt, gilt noch mehr von seinen Werken. Nicht das Schlechte und Gemeine, sondern das Große und Gute, das sie enthalten, gibt ihm den Platz im Herzen seines Volks und in der Literaturgeschichte. Streicht man die vier oder fünf Dutzend Strophen, die er besser nicht geschrieben hätte, so bleibt noch immer genug, ihm unter den lyrischen Dichtern aller Zeiten eine der ersten, unter den deutschen die zweite Stelle nach Goethe anzuweisen. Selbst seine schlechten Eigenheiten sind für unsere Literatur nicht in solchem Maße gefährlich gewesen, wie man wohl hätte fürchten können. Niemand, auf den es ankommt, hat sie nachgeahmt; Heine ist der einzige deutsche Dichter geblieben, der es versucht hat, in die lyrische Poesie französische Vorbilder einzuführen, die, Gott sei Dank, auch auf dem Theater nur in Übersetzungen erscheinen dürfen!

Doch es ist hier nicht der Ort und nicht meine Absicht, auf eine Charakteristik Heines oder seiner Werke einzugehen,

um so weniger, als das Folgende Gelegenheit bietet, einige der ihm so häufig gemachten Vorwürfe in ein richtigeres Licht zu stellen. Ich will nicht leugnen: ich freue mich, daß es in den meisten Fällen auch ein günstigeres für den Dichter ist; denn ich wäre sehr undankbar, wollte ich in Abrede stellen, daß ich ihm in den verschiedensten Zeiten meines Lebens, in der verschiedensten Stimmung für die edelsten Genüsse so sehr wie wenig andern verpflichtet bin.

I.

Aus Heines Jugendzeit. Heine und Christian Sethe.

Adolf Strodtmann hat die älteren Nachrichten über Heine zu einem umfassenden Lebensbilde vereinigt und eben dadurch auch zu neuen Veröffentlichungen angeregt*). Denn selbst kleinere Beiträge gewinnen Wert und Bedeutung, wenn sie an das größere Ganze sich anschließen, Lücken ausfüllen und Einzelheiten in das rechte Licht setzen. Verhältnismäßig am wenigsten ist aus Heines Jugendzeit bekannt geworden. Konnte doch der eigene Bruder eine leidenschaftliche Neigung, die den Dichter schon im Knabenalter ergriffen und fast zehn Jahre in seinem dichterischen Schaffen den Mittelpunkt gebildet hat, ganz in Abrede stellen. In das „Buch Legrand" hat Heine viele Eindrücke seiner Knabenzeit, aber auch Wahrheit und Dichtung mannigfach verwebt. Die Reste der „Memoiren", die an die Öffentlichkeit gelangt sind, haben uns über seine früheste Jugend manche willkommene Nachricht geboten. Immer wird man nicht ohne Teilnahme die ältesten brieflichen Geständnisse des Dichters vor Augen haben und schon in den ersten Versuchen des Knaben Keime finden, die später zu einem so mächtigen Baume erwachsen sind.

*) Vergl. H. Heines Leben und Werke von Adolf Strodtmann (2. Aufl., Berl. 1873—74, 2 Bde.). Heines Werke sind nach Strodtmanns Ausgabe (Hamb. 1861—67, 21 Bde.) und daneben, in eckigen Klammern, nach Ernst Elsters Ausgabe (Leipz. o. J., 7 Bde.) angeführt.

Unter Heines Jugendfreunden wird zuweilen Christian Sethe genannt. Die meisten wissen, daß die im Buche der Lieder „an Christian S." überschriebenen Freskosonette ihm gewidmet wurden. Aus Heines Briefen an Immermann ergibt sich, daß das Verhältnis ein sehr inniges war; eingehendes ist darüber noch nicht mitgeteilt.

Der Name Sethe ist bekannt genug. Er gehört einer jener musterhaften Beamtenfamilien, die vor allem zu der Größe und inneren Kraft des preußischen Staates beigetragen haben. Schon der Vater und der Großvater Christians bekleideten ansehnliche Stellen in Cleve, in dem kleinen, aber nicht unwichtigen Gebiete, das zuerst der preußischen Macht am linken Rheinufer als Stützpunkt diente. Christians Vater, Christoph Sethe, geboren am 25. April 1767, wurde schon als junger Mann Geheimrat bei der clevischen Regierung, in demselben Jahre 1794, in welchem Cleve mit dem ganzen linken Rheinufer in die Gewalt der Franzosen fiel. Die förmliche Abtretung verzögerte sich freilich bis zum Jahre 1802; die clevische Regierung wurde dann aufgelöst, und Sethe in die neue preußische Erwerbung nach Münster versetzt. Aber es war damals die Zeit, in welcher, wie Heine schreibt, die Farbe der Landkarten sich so oft veränderte, daß sie das Studium der Geographie sehr schwierig machte. Bis nach Westfalen drang die französische Invasion. Infolge des Tilsiter Friedens wurde das Land 1808 mit dem neu errichteten Großherzogtum Berg, drei Jahre später unmittelbar mit dem französischen Kaiserreich vereinigt. Für Sethe bewirkte dieser Wechsel, daß er 1808 von Münster*) nach Düsseldorf berufen wurde. Hier war es, wo sein ältester Sohn mit Heine Freundschaft schloß.

Dieser Sohn Christian war noch in Cleve am 19. Juli 1798 geboren, also ein halbes Jahr jünger als Heine, dessen

*) Über seinen Aufenthalt in Münster hat er handschriftliche Denkwürdigkeiten hinterlassen, die Gustav Freytag für seine „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" (III, 375) benutzte.

Geburtstag, wie jetzt feststeht, auf den 13. Dezember des Jahres 1797 fällt. Noch sehr jung saßen die beiden Knaben auf den Bänken des Düsseldorfer Lyceums nebeneinander. Sethe muß für den Freund eine ganz besondere Anziehungskraft besessen haben, so sehr auch ihre Begabung sich unterschied. Denn er war von Kind auf eine durchaus praktische Natur, ruhig, gemessen, musterhaft ordentlich und pflichtgetreu; aber gerade das mochte dem unruhigen, leicht erregbaren Genossen imponieren. Auch Sethe, so wenig er selbst poetisch begabt war, wußte doch das Talent seines Freundes zu schätzen. Den Beweis gibt die Sorgfalt, mit welcher er jedes Blättchen von Heines Hand, darunter schon ein Gedicht aus den Knabenjahren, aufbewahrte. Heine, von schwachem Körper, aber rasch mit der Zunge, immer zu einem witzigen Ausfall, einer bitteren Entgegnung bereit, hatte viel von stärkeren Kameraden zu leiden; auch als Jude war er mancherlei Neckereien ausgesetzt. In solchen Streitigkeiten suchte und fand er Schutz bei dem gesetzteren Genossen und jederzeit im Setheschen Hause eine freundliche Aufnahme. Die beiden Knaben verlebten miteinander die Jahre der Fremdherrschaft, den wunderbaren Glanz und den plötzlichen Untergang Napoleonischer Herrlichkeit.

Nicht leicht war der Fall des Eroberers und die Herstellung deutscher Macht freudiger begrüßt als im Setheschen Hause. Der Vater hatte auch unter dem fremden Herrscher und als Generalprokurator des Appellhofs seinen Charakter nicht verleugnet. Im Jahre 1812, als die Militäraushebung unter der Fabrikbevölkerung im Bergischen einen Aufstand veranlaßte, widersetzte er sich dem willkürlichen Verfahren der Verwaltungs- und Militärbehörden und wurde im April des folgenden Jahres zur Verantwortung nach Paris berufen. Napoleon wollte ihn nicht sehen; der Minister Röderer eröffnete ihm, er sei als der gefährlichste Mann im Großherzogtum geschildert worden, und der Kaiser könne ihn erschießen lassen. Sethe, auf das Napoleonische Gesetzbuch

hinweisend, erwiderte kaltblütig, man müsse dann vorerst das Gesetz erschießen (il faut auparavant fusiller la loi). Im Sommer 1813 nach Düsseldorf entlassen, wurde er schon im nächsten Jahre bei der von den verbündeten Mächten eingesetzten Regierung zum Direktor des Gouvernementsrats ernannt und 1816 Präsident der Immediat-Justizkommission in Köln*).

Von Heines Vater hören wir gerade das Gegenteil. Er zählte zu den eifrigen Bewunderern Napoleons. Und in der Tat mochte der französische Kaiser von den Juden als Messias gepriesen werden, die er zuerst aus dem Zustande rechtlos unwürdiger Unterdrückung befreit hatte. Auf Heines Entwickelung sind die ersten Eindrücke und die Stimmung des väterlichen, wahrscheinlich auch des Setheschen Hauses nicht ohne Einfluß geblieben. Vielleicht erklären sie die wechselnde Stimmung, die er noch eine Reihe von Jahren hindurch Preußen und Frankreich gegenüber hervortreten läßt. Im Frühling 1815, bei dem neu ausbrechenden Kriege gegen Napoleon, erbot er sich zu freiwilligem Dienste. Darauf ist aber kein besonderer Wert zu legen, weil alle Schüler der obersten Klasse, in der er sich eben befand, dasselbe taten**). Als dann infolge der kriegerischen Ereignisse diese Klasse sich auflöste, wurde Heine von seinem Vater für den Handel bestimmt. Schon im Jahre 1815 brachte er einige Monate auf dem Bureau eines Bankiers in Frankfurt zu; im folgenden Sommer ging er nach Hamburg, wo der Onkel, Salomon Heine, indessen zum Besitzer von Millionen sich aufgearbeitet hatte.

Über die unerfreulichen Eindrücke dieses ersten Aufenthalts an der Elbe hat Heine später oft genug in Prosa und

---

*) Nekrolog: Christoph Wilhelm Heinrich Sethe. Berlin 1855.

**) So erzählt Strodtmann (I, 38), wie es scheint, nach einer Mitteilung von Heines Jugendfreund J. Neunzig. In der später zu erwähnenden Liste der Bonner Immatrikulations-Kommission findet sich aber neben Heines Namen die Bemerkung: „bis zum Jahre 1814 auf der Schule zu Düsseldorf".

in Versen sich ausgesprochen. Eine Tätigkeit, die seiner Natur entgegen war, eine leidenschaftliche Neigung, die unerwidert blieb, dies und noch manches andere vereinigte sich, den Dichter in die schmerzlichste Stimmung zu versetzen. Seine poetische Begabung brach sich gleichwohl Bahn, und für die Entwickelung seines Talents muß diese Leidenszeit außerordentlich wichtig erscheinen. Ein briefliches Zeugnis für alles dies ist aber bisher noch nicht hervorgetreten; auch würde nicht leicht ein anderer erfahren haben, was Heine in den folgenden Briefen dem getreuesten Freunde seiner Jugend mitteilt.

I.

accepi den 13ten July 1816.
respondi den 10ten August 1816.

Hamburg, den 6. July 1815.

An Christian Sethe! . . . .

(Ich weiß nicht, hast Du lieber hochgebohren oder wohlgeboren? kanst Dirs daher selbst beym Nahmen schreiben).

Ja! ich will jetzt an meinem Freunde Christian schreiben. Zwar ist es nicht die dazu am besten geeignete Stunde. Wunderseltsam ist mir zu Muthe und bin gar zu herzbewegt, und habe mich wohl in Acht zu nehmen, daß kein leises Wörtlein entschlüpfe das mir den innern Gemüthszustand verrathen kann. Ich sehe schon wie zwey große wohlbekannte blaue Augen mich anstarren würden; die habe ich zwar sehr lieb, sind aber glaub ich nur zu kalt. — —

Ich habe mich wieder hingesetzt Dir zu schreiben und habe alles aus dem Herzen rauschen gelassen was Dir immer spanische Dörfer bleiben. Ich habe Dich ein bischen sehr lieb. Wie geht's Dir Alter? Erfreust mich gar herrlich und königlich, wenn Du mir brav schreibst. Thue es. Aber viel beten kann ich selbst zu unserm lieben Herrgott nicht.

— Mir geht's gut. Bin mein eigener Herr, und steh so ganz für mich allein, und steh so stolz und fest und hoch, und schau die Menschen tief unter mir so klein, so zwergenklein; und hab meine Freude dran. Christian, Du kennst ja den eitlen Prahlhans? Doch

Wenn die Stunde kommt, wo das Herz mir schwillt,
Und blühender Zauber dem Busen entquillt,
Dann greif ich zum Griffel rasch und wild,
Und mahle mit Worten das Zaubergebild.

— Aber auch verwünschte Prahlerey, es scheint als sey mir die Muse untreu geworden, und habe mich allein nach Norden ziehen lassen, und sey zurück geblieben. Ist auch ein Weib. Oder fürchtet sie sich vor die furchtbaren Handelsanstallten, die ich mache? Wahr ist es, es ist ein verludertes Kaufmannsnest hier. Huren genug, aber keine Musen. Mancher deutscher Sänger hat sich hier schon die Schwindsucht am Halse gesungen. Muß Dir was erzählen:

Als ich ging nach Ottensen hin,
Auf Klopstocks Grab gewesen ich bin.
Viel schmucke und stattliche Menschen dort standen,
Und den Leichenstein mit Blumen umwanden,
Die lächelten sich einander an
Und glaubten Wunders was sie gethan.
Ich aber stand beim heiligen Ort,
Und stand so still und sprach kein Wort,
Meine Seele war da unten tief
Wo der heilige deutsche Sänger schlief: — —
— — —

Nun? Sieh! selbst auf Klopstocks Grab verstummt meine Muse. Nur erbärmlich mit miserable kann ich noch zusammenreimen.

Hauptsächlich, lieber Christian, muß ich Dich bitten, Dich des armen Levys anzunehmen. Es ist die Stimme der Menschlichkeit, die Du hörst. Ich beschwöre Dich bey allem was Dir heilig ist, hilf ihm. Er ist in der größten

Noth. Mein Herz blutet. Ich kann nicht viel sprechen; die Worte brennen mir in den Adern.

Ich wasche meine Hände in Unschuld, Du hast alles auf Deine Seele. — — —

Meine Adresse ist: Harry Heine bey Wittwe Rodbertus auf die große Bleiche in Hamburg, Nr. 307*).

Freu Dich, Freu Dich: in 4 Wochen sehe ich Molly.

Mit ihr kehrt auch meine Muse zurück.

Seit 2 Jahr hab ich sie nicht gesehen. Altes Herz was freust du dich und schlägst so laut! — Leb wohl, lieber Christian, denke mein.

Dein Freund

Harry Heine.

Pellmann zu grüßen, vorzüglich den guten Zugemaglio (bitte Zugemaglio er soll ein Brief an mich bey Dir einschlagen). Unzer, Lottner und Wünneberg nicht zu vergessen. Spielt brav, und befutelt Euch unter einander.

Grüße Deine werthe Eltern und Geschwister.

Trotz des von Heines Hand geschriebenen Datums 1815 ist der Brief aus dem Jahre 1816. Das beweist schon die von Sethe sorglich beigefügte Bemerkung, daß er den Brief am 13. Juli 1816 empfangen und am 10. August beantwortet habe. Das Jahr 1815 würde mit dem längeren Aufenthalt in Frankfurt sich nicht wohl vereinigen lassen; zudem schreibt Heine selbst einmal, er sei im Jahre 1815 noch gar nicht in Hamburg gewesen**). Die eingewobenen Verse zeigen schon etwas von dem eigentümlichen Ausdruck des gereiften Dichters. Sonderbar überraschen in der Prosa zahlreiche Sprachfehler, die zum Teil in der Nachlässigkeit, zum Teil aber auch in dem unvollkommenen Gefühl für die

*) Die Zahl ist später mit dem Bleistift beigefügt.

**) Brief an Moser vom 14. Oktober 1826 (Werke XIX, 295).

Sprache ihren Grund haben. Der Unterricht des Direktors Schallmeyer scheint nicht so vorteilhaft gewirkt zu haben, als Heine („Buch Legrand“ I, 239 [III, 152]) von ihm rühmt. Man könnte glauben, die Herrschaft des fremden Volkes sei selbst am rechten Rheinufer auf die Landessprache von üblem Einfluß gewesen, wie denn ein anderer rheinischer Dichter, wenig jünger als Heine und später mit ihm befreundet, Karl Simrock, mir erzählte, daß er in seinem zwölften Jahre — freilich in Bonn auf dem linken Ufer — besser französisch als deutsch gesprochen und die deutschen Buchstaben nicht geläufig habe schreiben können. Aber die wahre Ursache liegt unzweifelhaft in den Überlieferungen des väterlichen Hauses. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts waren in den jüdischen Familien deutsche Schrift und Sprache häufig noch in sehr mangelhafter Übung. Die von Strodtmann in der „Deutschen Rundschau“ (Juli 1877) veröffentlichten Briefe von Heines Mutter sind mit hebräischen Buchstaben geschrieben und zeigen gegen Grammatik und Rechtschreibung ganz dieselben Fehler, denen man in den Briefen ihres Sohnes begegnet.

Nicht ohne Freude sieht man in dem ältesten aller von Heine bekannten Briefe die schöne Neigung zum Wohltun hervortreten, die ihn bis in seine letzten Jahre nicht verlassen hat. Der arme Levy, den er der Sorge seines Freundes so dringend empfiehlt, trug den Vornamen Joseph, er war Heines Mitschüler auf dem Lyzeum und soll auch dichterisch begabt gewesen sein. Nicht wenige Briefe, die er von Heines Hand besaß, hat er vor seinem Tode verbrannt.

Auch die andern zuletzt in dem Briefe Genannten sind offenbar Schulkameraden. Ein Gedicht an Wünneberg teile ich später mit. Unzer war mit Heine in derselben Klasse des Lyzeums, erbot sich 1815 zum freiwilligen Dienste gegen Napoleon und zog wirklich ins Feld. Bei Waterloo schwer verwundet, lag er längere Zeit in Brüssel und ging noch auf Krücken, als er die unterbrochenen Studien in

Düsseldorf wieder aufnahm. Nachmals heiratete er Christian Sethes Schwägerin; er starb als Kammergerichts- und Geheimrat in Berlin.

Dort ist auch Lottner als Beamter im Finanzministerium gestorben. Ich weiß nicht, ob einer von diesen dreien mit Heine später in dauernder Verbindung geblieben ist. Dies war aber mit den beiden andern der Fall. Pellmann traf mit Heine auf der Universität in Bonn zusammen, und ich werde noch Gelegenheit haben, ihn zu erwähnen. Noch in weit spätern Jahren, von Paris aus, wechselte Heine häufige Briefe mit ihm; Pellmann gewährte mehrmals in finanziellen Verlegenheiten Aushülfe. Er starb als Appellations-Gerichtsrat in Cöln am 23. März 1869. Alle Briefe, die Heine an ihn richtete, hat er leider vor seinem Tode verbrannt.

Der „gute Zugemaglio" ist Franz von Zuccalmaglio, der Onkel der bekannten rheinischen Schriftsteller Anton Wilhelm und Vincenz v. Zuccalmaglio (Wilhelm von Waldbrühl und Montanus). Er war in der Tat, wie Heine später scherzend von sich rühmte (II, 212 [III, 316]), einer der ersten Männer des Jahrhunderts, nämlich 1800 in der Neujahrsnacht, in der ersten Stunde des neuen Jahres, geboren, und mag vielleicht zu dem Scherze Veranlassung gegeben haben*). Mit Heine besuchte er das Düsseldorfer

*) Dabei muß man freilich in Heines Sinne das 19. Jahrhundert mit dem 1. Januar 1800 anfangen lassen; nach meiner Ansicht ist der 1. Januar 1801 der Anfangstag. Die Frage ist zu Ende des 18. Jahrhunderts vielfach bestritten, und häufig in dem unrichtigen Sinne entschieden worden. Schillers Ansichten darüber haben gewechselt. Am 24. Dezember 1800, in einem Briefe an Goethe, stellt er sich noch in das alte Säkulum, aber am 1. Januar 1800 schreibt er: „Ich begrüße Sie zum neuen Jahr und zum neuen Säkulum," und Goethe antwortete an demselben Tage: „Ich war herzlich erfreut, gestern Abend mit Ihnen das Jahr und, da wir einmal Neunundneunziger sind, auch das Jahrhundert zu schließen." Ähnliches in Paris zu Ende des 17. Jahrhunderts. Die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans berichtet am 4. Januar 1699 von einer „Disputte"

Lyzeum, focht nach vollendeten Universitätsstudien als Philhellene gegen die Türken und begleitete einen seiner Kampfgenossen, einen Kurländer, in dessen Heimat. Hier verheiratete er sich 1824 mit einer Tochter des Landes, wurde Bürgermeister von Mitau und als solcher auch Präsident des Gerichts- und Verwaltungswesens. Vierzig Jahre stand er diesem bedeutenden Posten vor, bis er am 4. November 1873 hochgeachtet und vielbedauert aus dem Leben geschieden ist. Für Heine bewahrte er immer großes Interesse; Briefe des Dichters haben sich in seinem Nachlasse nicht vorgefunden.

In der Gedichtsammlung des Jahres 1822 (jetzt in Heines Werken XV, 107 [II, 56]) erscheint ein Gedicht mit der Überschrift „An Franz v. Z." und dem Anfang: „Es zieht mich nach Nordland ein goldner Stern." Der Freund soll der Poesie treu bleiben, er soll nach dem Norden süße Kunde geben, vornehmlich von der „blühenden Rose am blühenden Rhein, die in so manches Jünglingsherz ihre Gluten gesendet". Die Vermutung lag nahe, das Gedicht möge an Franz v. Zuccalmaglio gerichtet sein. Und dies ist in der Tat der Fall. Ich könnte auch die blühende Rose am blühenden Rhein nennen. Sie erregte nicht allein Zuccalmaglios, sondern auch Heines jugendlichen Enthusiasmus.

über den Anfang des neuen Säkulums. „Wo man geht undt stehet", schreibt sie, „höret man nichts alß disputtiren; biß auff die porteur de chaises disputiren hirüber. Euer Liebden können nicht glauben, was dies vor ein Geraß zu wegen gebracht hatt; so lang, alß ich hir im Landt bin, habe Ich nichts disputiren hören, alß dißes." Sie wünscht Leibnitzens Meinung darüber zu erfahren, und stimmt selbst Monsieur Fagon, dem Leibarzt des Königs, bei, der für das Jahr 1700 das Wort führte. Aber am 29. Januar schreibt sie: „Damit ich wider auff die disputte vom seculum komme, so ist sie hier gantz zum Endt. Man hatt die academie und Sorbonne vor Richter genohmen, sie haben beyde monsieur Fagon condamnirt undt versichert, daß das secullum erst im 1701 Jahr ahnfangt, und sagen, das jubilée seye das letzte Jahr vom secullum ahngestellt, damit man pur undt net in das ander secullum tretten möge; so ist dieße disputte zum Endt gangen." (Ranke, Französische Geschichte; in den „Werken" XIII, 163, 165.)

Unzweifelhaft ist sie die Heldin einer Erzählung, welche Heines jüngster Bruder, Maximilian, aus dem Jugendleben des Dichters mitteilt.*) „Bei einem feierlichen Gymnasialakt sollte Heine, in dem festlich geschmückten Saale, Schillers ‚Taucher‘ deklamieren. Eben war er zu der Stelle gekommen, wo der König der lieblichen Tochter winkt; da fielen seine Augen plötzlich auf die schöne blondlockige Tochter des Oberappellations-Gerichts-Präsidenten [in Wahrheit des Kriegsrats] von A . . . . , die mit ihrem Vater in der ersten Reihe einen Platz bekommen hatte. Dreimal wiederholte er die Stelle, ohne fortfahren zu können. Der Klassenlehrer suchte auszuhelfen, aber vergebens, Heine hörte nicht mehr. Mit großen offenen Augen schaute er wie auf eine plötzlich erschienene überirdische Gestalt auf den goldenen Sessel hin und sank dann ohnmächtig nieder. Man schrieb die Ursache der im Saale herrschenden Hitze zu.“ Nach vielen Jahren erzählte Heine seinem Bruder den Zusammenhang.

Das Gedicht an Zuccalmaglio wird man nach Form und Inhalt in das Jahr 1816 setzen müssen. Es ist ein Abschied vor der Reise nach Hamburg. Zweifelhaft bleibt, wer unter dem goldenen Sterne zu verstehen sei, der ihn nach Norden zieht. Schwerlich der Stern Merkurs oder das goldene Metall, das der Handel einbringen sollte. Viel wahrscheinlicher ist ein anderes Gestirn gemeint, das schon damals über dem Leben des Dichters aufgegangen war und auf lange Zeit Ziel und Richtung seines Denkens und Dichtens bestimmte. Der mitgeteilte Brief gibt dafür einen Anhaltspunkt. Denn das Interessanteste darin sind die Bemerkungen über Molly. Es ist jetzt bekannt genug: die Geliebte, in so vielen Liedern, in allen Tönen des Schmerzes wie der Freude Gefeierte war Amalie Heine, die Tochter

*) Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie von seinem Bruder Maximilian Heine. Berlin, 1868. S. 21.

des Oheims Salomon. Sie verschmähte den Dichter und gab am 15. August 1821 dem Gutsbesitzer John Friedländer in Königsberg ihre Hand*). Aus diesem Briefe erfährt man aber, daß Heines junge Leiden noch weit früher begannen, als man bisher annehmen durfte. Er selbst hat einmal, wie Goethe in dem bekannten Sonett, für seine Liebe einen bestimmten Zeitpunkt, und zwar das Jahr 1817, in einem Gedichte (XVI, 226 [II, 29]) ausdrücklich genannt. Jetzt sehen wir aber: schon drei Jahre früher, wahrscheinlich in der Heimat des Dichters, hat diese Leidenschaft ihre ersten Wurzeln geschlagen. Byron, welchem Heine sich zu vergleichen liebte, war wenig jünger, als eine ähnliche, unerwiderte Neigung für sein Leben und Dichten entscheidend wurde. Vielleich mag der Dichter im einen wie im andern Falle nicht verloren haben, da es nach den Erfahrungen mehrerer Jahrtausende nicht zu leugnen ist, daß die Muse der unglücklichen Liebe sich weit günstiger zu erweisen pflegt als der glücklichen. Aber wie teuer diese Gunst erkauft werden mußte, wie gewaltig das jugendliche Herz in seinen Tiefen erschüttert war, davon zeugt der folgende Brief:

II.

accepi den 23ten November 1816,
respondi den 19ten Januar 1817.

Hamburg, den 27. Oktober 1816.

An den Studioso Christian Sethe in Düsseldorf.

Sie liebt mich **nicht!** — Mußt, lieber Christian dieses **letzte** Wörtchen ganz leise, leise aussprechen. In den ersten Wörtchen liegt der ewig lebendige Himmel, aber auch in dem letzten liegt die ewig lebendige Hölle. — Könntest Du Deinem armen Freunde nur ein bischen ins Gesicht sehen, wie er so ganz bleich aussieht, und gewaltig verstört und wahnsinnig, so würde sich Dein gerechter Unmut wegen des

*) Strodtmann, Heines Leben I, 48, 166, 529 u. 680.

langen Stillschweigens, sehr bald zur Ruhe legen; am Besten wär es zwar, wenn Du einen einzigen Blick in seine inn're Seele werfen könntest, — da würdest Du mich erst recht liebgewinnen.

Eigentlich, mußt Du wissen, lieber Christian, ist jeder meiner Gedanken ein Brief an Dich, oder wenigstens gestaltet er sich so, und ich habe Dir unlängst schon einen Ellenbreit langweiligen Brief zusammen gekrazt, wo ich Dir mein ganzes Innere seufzend aufschloß, vom Ey der Leda an bis Trojas Zerstörung, aber diesen Brief habe ich weislich wieder vernichtet, da er doch zu nichts dienen konnte, als in fremde Hände zu fallen und mir alsdann vielleicht den Garaus zu machen. Kannst mir ja so nicht helfen. —

Einen kleinen Spaß will ich Dir erzählen. Du weißt, Christian, von demselben Augenblick an, als ich Dich zum ersten Mahle sah, ward ich unwillkürlich zu Dir hingezogen, und ohne mir selber davon Rechenschaft geben zu können, warst Du mir immer ganz unendlich lieb und theuer. Ich glaube Dir in dieser Hinsicht schon längst davon gesprochen zu haben: wie ich oft in Deinen Gesichtszügen und vorzüglich in Deinen Augen Etwas bemerkte was mich auf eine unbegreifliche Art zugleich von Dir abstieß und zugleich wieder gewaltsam zu Dir hinzog, so daß ich meinte im selben Augenblick liebendes Wohlwollen und auch wieder den bittersten, schnöden, eiskalten Hohn darin zu erkennen, Und siehe! dieses nemliche räthselhafte Etwas habe ich auch in Molly's Blicken gefunden. Und eben dieses ist es was mich auch so ganz confus macht. Denn obgleich ich die unläugbarsten, unumstößlichsten Beweise habe: daß ich nichts weniger als von ihr geliebt werde — Beweise, die sogar Rector Schallmeier für grundlogisch erkennen, und kein Bedenken tragen würde, seinem eigenen Systeme obenan zu stellen, so will doch das arme liebende Herz noch immer nicht sein concedo geben, und sagt immer: was geht mich Deine Logik an, ich habe meine eigene Logik. — Ich habe sie wiedergesehen, —

„Dem Teufel meine Seele,
Dem Henker sey der Leib,
Doch ich allein erwähle
Für mich das schöne Weib.“

Hu! Schauderst Du nicht, Christian? Schaudere nur, ich schaudre auch. — Verbrenne den Brief, Gott sey meiner armen Seele gnädig. — Ich habe diese Worte nicht geschrieben. — Da saß ein bleicher Mensch auf meinem Stuhl, der hat sie geschrieben. Das kommt, weil es Mitternacht ist. — O Gott! Wahnsinn sündigt nicht. — Du! Du! hauche nicht zu stark, da hab ich eben ein wunderhübsches Kartenhaus aufgeschichtet, und ganz oben auf steh ich und halte sie im Arm! —

Sieh, Christian, nur Dein Freund konnte seinen Blick zum Allerhöchsten erheben, (erkennst Du ihn hieran?); freylich scheint es auch als wenn es sein Verderben sein wird. Aber Du kannst Dir auch kaum vorstellen, lieber Christian, wie mein Verderben so herrlich und lieblich aussieht! — Aut Caesar aut nihil war immer mein Wahlspruch. Alles an Allem.

Ich bin ein wahnsinniger Schach Spieler. Schon beym ersten Stein habe ich die Königinn verloren, und doch spiel ich noch, und spiele — um die Königinn. Soll ich weiter spielen —

„Quand on a tout perdu et qu'on n'a plus d'espoir
La vie est une opprobre et la mort un devoir.“*)

*) Die Verse sind der „Merope“ Voltaires entnommen, wo sie den Schluß des 2. Aktes bilden. Die Fehler gegen Grammatik und Prosodie fallen, wie man denken kann, eher dem Unterricht des Abbé Daulnoie am Düsseldorfer Lyzeum als dem Original zur Last. Es lautet:

Quand on a tout perdu, quand on n'a plus d'espoir,
La vie est un opprobre et la mort un devoir.

In Frankreich werden diese Zeilen noch häufig angeführt, auch in verschiedener Weise parodiert, so noch während der letzten Belagerung von Paris.

Quand on a tout perdu, quand on n'a plus d'espoir,
On part dans un ballon à sept heures du soir.

Schweige, verfluchter, lästerlicher Franzose, mit Deinem feigen Verzweiflungsgegreine! Kennst Du nicht die deutsche Minne? Die steht kühn und fest auf zwey ewig unerschütterliche Säulen, Manneswürde und Glauben. — Nur halte mich, o Gott, in sicherer Huth vor die schleichende finstre Macht der Stunde. — Entfernt von ihr, lange Jahre glühende Sehnsucht im Herzen tragen, das ist Höllenqual und drängt höllisches Schmerzgeschrey hervor. Aber, in ihrer Nähe seyn, und doch ewig lange Wochen nach ihrem alleinseeligmachenden Anblick oft vergebens schmachten, u — u — und — und — O! — O! — O Christian! Da kann auch das frömste und reinste Gemüth in wilder wahnsinniger Gottlosigkeit auflodern. —

Ach Du bist klug, Christian, und wirst mich gewiß meines langen Stillschweigens wegen nicht strafen wollen. — Du weißt nicht welch ungeheuer Weh mir der dolchscharfe Widerhacken macht, mit welchem sich jedes Wort aus meine Seele hervorreißt; andern Leuten kosten die schwarze Striche nichts, können sie nach Belieben hin und herstellen, schreiten auf dem Cothurn um besser durch den Dreck zu kommen. Dies was Du hier für Cothurn ansehen magst, sind riesig hohe Schmerzgestalten die aus den gähnend weiten blutigen Herzwunden hervorsteigen. — Sei nicht böse, Christian, ich bin Dir ja so gut, so gut, und bin so gewaltig unglücklich dran. Willst Du mich auch verstoßen? Ach die Stimme im Herzen hat mich sehr getäuscht, wird sie auch diesmal Lügnerin seyn? Christian sag Ja oder Nein. Du bist allein übergeblieben, sag Ja oder Nein. Bei allem, was Dir heilig ist, sag mir die Wahrheit. — Ja? nun so hab ich auch Hoffnung, daß mir die Stimme des Herzens auch bey Molly nicht lügt. Nein? nun — — —

Die kurz vorhergehenden deutschen Verse werden schon durch das Anführungszeichen von Heine einem andern Dichter zugewiesen, auch erinnere ich mich deutlich, sie bereits vor langer Zeit gelesen zu haben, kann aber augenblicklich den Ort nicht angeben.

Schreib bald, lieber Christian, Ja, willst Du? —

Das ist auch eine herzkränkende Sache, daß sie meine schöne Lieder, die nur für sie gedichtet habe so bitter und schnöde gedemüthigt und mir überhaupt in dieser Hinsicht sehr häßlich mitgespielt hat. — Aber solltest Du es wohl glauben, die Muse ist mir demohngeachtet jetzt noch weit lieber als je. Sie ist mir eine getreue tröstende Freundinn geworden, die ist so heimlich süß und ich liebe sie recht inniglich. Wie tief treffen mich jetzt die Worte Goethes im Tasso:

„Alles ist dahin! Nur eines bleibt:
Die Thräne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrey des Schmerzes, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt — Und mir noch über Alles, —
Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefste Fülle meiner Noth zu klagen:
Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen wie ich leide.“

Ich dichte viel; denn ich habe Zeit genung, und die ungeheure Handelsspeculationen machen mir nicht viel zu schaffen; — Ob meine jetzigen Poesien besser sind, als die frühern weiß ich nicht; nur das ist gewiß, das sie viel sanfter und süßer sind; wie in Hönig getauchter Schmerz. Ich bin auch gesonnen, sie balde (das kann indessen doch noch viele Monathe dauren) in Druck zu geben. Aber das ist die Schwerenothssache: da es dazu lauter Minnelieder sind, würde es mir als Kaufmann, ungeheuer schädlich seyn; ich kann Dir dies nicht so genau erklären, denn Du kennst nicht den Geist, der hier herrscht. Und gegen Dich kann ichs aufrichtig gestehen: außerdem daß in dieser Schacherstadt nicht das mindeste Gefühl für Poesie zu finden ist, — es seyen denn eigends bestellte und baar bezahlte Hochzeits — Leichen — oder Kintaufs Carminaden, — so hat sich auch noch dazugesellt seit einiger Zeit eine schwüle Spannung zwischen den getauften und ungetauften Juden (alle Hamburger nenne ich Juden und die ich um sie von den Be-

schnittenen zu unterscheiden: getaufte Juden benamse, heißen auch vulgo: Christen.) Bey so bewandten Umständen läßt sich leicht voraussehen, daß Christliche Liebe die Liebeslieder eines Juden nicht ungehudelt lassen wird. Da ist guter Rath theuer; auch ohne dies weiß ich nicht, wie man eine Buchherausgabe bewerkstelligt, und darinn sollst Du mich belehren, Christian; verstehst das ja besser.

Ich lebe hier ganz isolirt; aus obigen Andeutungen kannst Du Dir dies sehr leicht erklären. — Mein Oheim lebt auf dem Lande. Dort geht es sehr geziert und geschwänzelt zu, und der freie unbefangene Sänger sündigt sehr oft gegen die Etiquette. Diplomatisches Federvieh, Millionäre, hochweise Senatoren ꝛc. ꝛc. sind keine Leut für mich. Der homerisch göttliche herrliche Blücher aber war unlängst hier, und ich habe das Glück gehabt in seiner Gesellschaft zu speisen bey Onkel; so ein Kerl macht Freude. — —

Der Neffe vom großen (???) Heine ist zwar überall gern gesehen und empfangen; schöne Mädchen schielen nach ihm hin, und die Busentücher steigen höher, und die Mütter kalkulieren, aber — aber — bleib allein; Niemand bleibt mir übrig als ich selbst. Und wer dieser Sonderling ist das weiß Christian besser als ich. — Ich bin sehr verlegen, ob Dich dieser Brief noch zu Hause antrifft, oder ob Du ihn, wie ich gewiß erwarte, nachgeschickt erhällst. Auf jedem Fall, wenn noch ein Funken Freundschaft übrig geblieben ist, schreibe mir sogleich ob Du ihn richtig erhalten hast. Ich kann des Inhalts wegen, eher nicht ruhig schlafen. — Wie gehts Dir? Schreib. Zwar macht es mir viel Vergnügen, Deine Schriftzüge zu entziffern, aber ein Bischen mehr Deutlichkeit könnte nicht schaden. Indessen bin auch mit Geschmier zufrieden. — —

In relieuser Hinsicht habe ich Dir vielleicht bald etwas sehr verwunderliches mitzutheilen. Ist Heine toll geworden? wirst Du ausrufen. Aber ich muß ja eine Madonna haben. Wird mir die Himmlische die Irdische ersetzen? Ich will

die Sinne berauschen. Nur in den unendlichen Tiefen der Mystik kann ich meinen unendlichen Schmerz hinabwälzen. Wie erbärmlich scheint mir jetzt das Wissen in seinem Bettlerkleid. Was mir einst durchsichtige Klarheit schien, zeigt sich mir jetzt als nackte Blöße.

„Werdet wie die Kindlein“ lange wähnte ich dies zu verstehen, o ich närrischer Narr! — Kindlein glauben.

Heine.

Schon beynahe ein Monath liegt dieser Brief in meinem Pult*); da ich erst nach Odorf geschrieben habe um zu wissen, ob Du schon weggereißt. So eben erhalte Deinen lieben Brief. Bei Gott! alle Freuden sind mir noch nicht abgestorben. Verzeih mir guter, edler Christian, ich habe Dich zwar immer von ganzer Seele geliebt, aber auch oft, vielleicht immer verkannt. Dein Stolz erlaubte Dir dem armen Harry dreymahl zu schreiben, ohne zu wissen, ob Du vielleicht Antwort erhallst? Nun, bey Gott! der arme Harry ist so arm nicht mehr! — Aus dem Brief wirst Du sehen wie mir ums Herz ist; ist noch immer so. Aber ich trage den Schmerz jetzt viel männlicher. Ich fühle aber ein inneres Ersterben; auch Poesy verschwimmt in blasse Nebelbilder. O M. . Du kost mir viel! — Ich umarme Dich Christian, aber drücke nicht so fest, auf die nackte Brust hängt eine schwarze eiserne Kette, und daran, gerade wo das arme Herz schlägt, hängt ein viel und scharfzackiges schwarze eiserne Kreutz, darin liegt M—s Locke. Hu! Das brennt! . . O Christian!

Ich kann nicht mehr im Augenblick geht die Post fort. Onkel will mich hier weg haben, auch Vater beschwert sich, daß ich keine Geschäfte mache ohngeachtet der großen Ausgaben; aber coute ce que coute bleib ich hier. Schreib mir bald.

Sobald ich Gelegenheit finde erhallst Du den Toback.

*) Der Poststempel zeigt: Hamburg, 20. November.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich diesen Brief für eines der merkwürdigsten Dokumente halte, die aus der Jugendzeit eines Dichters bekannt geworden sind. Wie eigentümlich werden wir durch die noch stammelnde Leidenschaft angemutet, die sich durch Bürgersche Schreckensrufe, durch Zitate aus Goethes „Tasso“ und französischen Tragikern Luft macht, aber zugleich schon über eine Fülle eigener Ausdrücke und Bilder verfügt. Man fühlt nur zu sehr, daß von dem hohen Kothurn in der Tat riesige Schmerzgestalten, nicht erdichtete Leiden sich vernehmen lassen. Dies ist wohl der einzige Brief, in welchem Heine ganz ohne Rückhalt über seine Liebe sich ausgesprochen hat; in allen, die bisher bekannt wurden, auch den vertrautesten Freunden gegenüber, herrscht die zarteste Zurückhaltung, niemals wird der Name der Geliebten genannt, nur einmal in viel späterer Zeit, findet er sich in einem Briefe an Varnhagen, dem die Personen ohnehin völlig bekannt waren*). „Ich bin im Begriffe,“ schreibt Heine am 27. Oktober 1827, „diesen Morgen eine Frau zu besuchen, die ich in eilf Jahren nicht gesehen habe und der man nachsagt, ich sei einst verliebt in sie gewesen. Sie heißt Madame Friedländer aus Königsberg, sozusagen eine Cousine von mir. Den Gatten ihrer Wahl habe ich schon gestern gesehen zum Vorgeschmack. Die gute Frau hat sich sehr geeilt und ist gestern just an dem Tage angelangt, wo auch die neue Ausgabe meiner jungen Leiden von Hoffmann und Campe ausgegeben ist. Die Welt ist fade und dumm und unerquicklich und riecht nach vertrockneten Veilchen“.

In Heines Gedichten ist häufig von gebrochenen Schwüren, Gift, Schlangen, Dolchen und andern Attributen weiblicher Treulosigkeit die Rede. Danach könnte jemand der Geliebten arge Dinge zugetraut haben; und wiederum,

*) Aus dem Nachlasse Varnhagens von Ense. Briefe von Stägemann, Metternich, Heine, Bettina von Arnim. Leipzig, 1865. S. 175.

wenn nun das naive Geständnis hervortritt, daß sie in der Tat gar keine Hoffnung gegeben, ja, sogar die schönen Lieder, die nur für sie gedichtet waren, bitter und schnöde gedemütigt habe, so möchte derselbe Mann geneigt sein, den Dichter als einen Verleumder anzuklagen. Aber das eine ist so wenig berechtigt als das andere. Nichts verpflichtet den Dichter, die Gestalten der freien Phantasie zu Kopien der Wirklichkeit zu machen. Ob und inwieweit er Wahrheit und Dichtung vermischen will, ist seinem dichterischen Wollen überlassen, und so gewiß es ist, daß der echte Poet die tiefsten Wahrheiten seines Empfindens seinen Gedichten anvertraut, so widersinnig bleibt es, gleichsam aus seinen Erlebnissen ein Inquisitorium gegen seine dichterischen Schöpfungen konstruieren zu wollen. Gegen dies widersinnige Verfahren ist auch vornehmlich der Unwille gerichtet, den Goethe nach dem Erscheinen des „Werther", den Heine selbst zu verschiedenen Malen gegen aufdringliche Neugier geäußert hat. Etwas anderes ist es, dem Entwicklungsgange eines Dichters nachzugehen und sich deutlich zu machen, inwieweit das, was das Leben ihm geboten, in seinen Werken sich abspiegelt oder darauf von Einfluß geworden ist. Dies wird immer zu den anziehendsten und wichtigsten Aufgaben des Literarhistorikers gehören.

Über dem Hauptinhalt des hier mitgeteilten Briefes kann nicht unbemerkt bleiben, wieviel er noch an interessanten Einzelheiten enthält. Das Unbehagen in dem aufgedrungenen Beruf, der eigentümliche Gegensatz zu dem reichen Oheim, die Abneigung gegen den Krämersinn der Kaufmannsstadt, das drückende Gefühl der jüdischen Erniedrigung, kurz, der ganze Heine, zum Teil schon in den eigentümlichen Wendungen, tritt darin hervor. Es fehlt nur noch der später so scharf ironische Zug, die höhnische Selbstvernichtung der leidenschaftlichen Wünsche, die denn allerdings so lange nicht am Orte ist, als noch die Hoffnung besteht, sie zu erfüllen.

Merkwürdig ist auch die Erwähnung des homerisch göttlichen Blücher und die Hindeutung auf eine Religionsänderung. Man sieht, daß neben dem Idol napoleonischer Herrlichkeit die Bewunderung für einen preußischen Helden noch bestehen konnte, und daß einige Marienlieder, die sich aus sehr früher Zeit erhalten haben, nicht so ganz leere Spielerei sind, als man anzunehmen geneigt sein möchte.

Wenn der junge Poet in der Liebe nicht glücklich war, so erging es ihm, und man wird dies begreiflicher finden, in den „ungeheuren Handelsspekulationen“ nicht besser. Eine Fügung, die nur zu sehr der Satire gleicht, brachte es dahin, daß der Dichter des „Buches der Lieder“ im Jahre 1818 ein Kommissionsgeschäft unter der Firma Harry Heine & Comp. begründete. Aber bald war es niemandem zweifelhaft, daß er zum Kaufmann nicht geboren sei. Ich lasse dahingestellt, ob er selbst, gehalten durch die Neigung zu Molly, seinen Aufenthalt verlängert hat; schwerlich war er unzufrieden, als er im Sommer 1819 die stets so widerwärtige Stadt an der Elbe verlassen konnte, um sich, einiger Unterstützung von seiten des Onkels versichert, einem anderen Berufe zu widmen.

Im Sommer 1819 kam Heine von Hamburg nach Düsseldorf zurück und sollte dann auf der im Jahre 1818 neugestifteten Universität Bonn nach dem Willen des Oheims Rechtswissenschaft studieren. Weil er das Lyzeum ohne eigentliches Abgangszeugnis verlassen hatte, mußte er vorerst sich einer Prüfung unterziehen, dann am 11. Dezember 1819 wurde er als Student in die Listen eingetragen. Die junge Hochschule zählte nicht allein unter den Lehrern manche, die einen bedeutenden Namen schon besaßen, sondern auch unter den Lernenden nicht wenige, die ihn später erworben haben. Es genügt, neben Heine hier an Liebig, Johannes Müller, Jarcke, Hengstenberg, Dieffenbach, Hoffmann von Fallersleben, Böcking, Bauerband, Simrock zu erinnern. Mit Simrock wurde Heine in der unter Studenten nicht seltenen Weise bekannt, daß er in der Vorlesung über Pan-

deckten ein Kollegienheft von ihm lieh. Beide hatten gemein, daß literarische Interessen ihnen mehr am Herzen lagen als die juristischen. Dieselbe Neigung verband Heine auch mit Johann Baptist Rousseau und Friedrich Steinmann, ohne daß der Abstand, der sie trennte, in so früher Zeit bemerkbar geworden wäre. Er wohnte mit dem früher erwähnten Pellmann in einem Hause auf der Josephsstraße; auch Ludwig Schopen, den späteren Direktor des Bonner Gymnasiums, sah er häufig, und da von diesem Freundespaar der erstgenannte hoch aufgeschossen, der zweite kurz, von rundlichen Formen war, so pflegte er sie zusammen als comma cum puncto zu bezeichnen. Unter diesen alten und neuen Bekanntschaften fand er auch den ältesten Freund, Christian Sethe, der, nachdem er in Göttingen und Heidelberg studiert, im Herbst 1819 nach Bonn gekommen war. In jenen Tagen ist das dauernde Denkmal dieser Freundschaft gestiftet worden in den Freskosonetten:

Du aber standest fest gleich einem Turme;
Ein Leuchtturm war dein Kopf mir in dem Sturme,
Dein treues Herz war mir ein guter Hafen.
Wohl wogt um jenen Hafen wilde Brandung,
Nur wen'ge Schiff' erringen dort die Landung,
Doch ist man dort, so kann man sicher schlafen.

Diese Zeilen bezeichnen in der Tat sehr gut Sethes festen und treuen Charakter, sein ruhiges, gemessenes Wesen, seine kluge, vorsichtige Art, die Dinge anzusehen. Wegen aller dieser Eigenschaften hatte er im Kreise seiner Bekannten von Heine den Beinamen Staatsrat erhalten. Zuweilen mußte er auch jetzt noch als Schützer auftreten. Denn Heine war auf der Universität wie auf dem Lyzeum vielen Anfechtungen ausgesetzt, teils infolge seiner scharfen Worte, teils wieder wegen seines Judentums. Daneben sicherten ihm freilich seine dichterischen Talente immer eine gewisse Überlegenheit. Mit wirklicher Teilnahme hörte er nur geschichtliche und literargeschichtliche Vorlesungen; man weiß,

wie sehr er damals August Wilhelm von Schlegel sich verpflichtet fühlte. Doch kann man nicht sagen, daß er seine Fachstudien vernachlässigt hätte. Seine Kollegienhefte waren in guter Ordnung, und sein Lebensplan noch immer auf eine Vernunftheirat mit der Jurisprudenz gerichtet. Übrigens blieb er in Bonn nur ein Jahr; die Ferien im Herbste 1820 verlebte er einsam in dem Dorfe Beuel, Bonn gegenüber, um ungestört an seiner Tragödie „Almansor" zu arbeiten. Im September, nach kurzem Besuch in Düsseldorf, trat er zu Fuß eine Reise durch Westfalen an. Für den jugendlichen Literator schien es schon von Bedeutung, daß er mit einem kleinen Blatt, dem er schon 1819 einige Beiträge geliefert hatte, dem „Rheinisch-Westfälischen Anzeiger", der in Hamm von einem Doktor Heinrich Schultz herausgegeben wurde, engere Verbindungen anknüpfen konnte. Das Ziel der Reise war Göttingen, wo er die juristischen Studien fortsetzte*). Aber schon am 29. Oktober 1820 in einem Briefe an Steinmann sehnt er sich nach seinem „paradiesischen" Beuel zurück und spricht seine Reue aus, daß er Bonn verlassen habe. Der Ton des Studentenlebens war ihm unbehaglich, für seine literarischen Neigungen fand er gar keine Nahrung. Von Bekannten ist nur der Münsteraner Benedikt Waldeck zu nennen. Heine gibt ihm das Zeugnis, er sei „ein guter Poet und werde einmal Vieles leisten". „Ich habe ihn," schreibt er weiter, „durch Wort und Beispiel tüchtig angespornt, ihm meine Ansichten über Poesie faßlich entwickelt, und hoffe, daß dieser Same wuchern und gute Früchte tragen wird." Freilich ist diese Vorhersage nicht in Erfüllung gegangen, Waldecks Ruhm ist einem anderen Felde entsprossen, und Strodtmann**) bemerkt sehr richtig, nach den dichterischen

*) Heines Leben I, 126.

**) Heines Leben I, 126. Die bisher genannten Jugendfreunde werden beinahe sämtlich auch in den Briefen Heines an den Bonner Studiengenossen Fritz von Beughem erwähnt, die Strodtmann in dem interessanten Aufsatz „Aus Heines Studentenleben" in Blumenthals

Versuchen, die ohne Waldecks Zutun in die Öffentlichkeit gedrungen, brauche man nicht zu bedauern, daß er der belletristischen Laufbahn völlig entsagt habe. Gleichwohl soll jene jugendliche Neigung und die Beziehung zu Heine in Waldecks Entwickelung nicht unterschätzt werden. Denn es ist ganz wesentlich ein gewisser dichterischer Schwung, eine ideale Auffassung, die zuweilen an das Phantastische grenzt, was jenem bedeutenden Manne, wie allen, die auf große Massen wirken konnten, den Erfolg in so außerordentlichem Grade gesichert hat.

Für Heine ist es nur ein Glück zu nennen, daß ihn der Zufall in eine geringfügige Streitigkeit verwickelte, die ein Duell und am 23. Januar 1821 seine Verweisung von der Universität zur Folge hatte. Der Onkel erlaubte ihm, nach Berlin zu gehen; in den letzten Tagen des Februar trat er die Reise an. Aus dem pedantischen Einerlei der kleinstädtischen Universitätsverhältnisse sah er sich nun plötzlich in das angeregteste Leben versetzt. Seine poetische Begabung fing an, in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Bei Varnhagen, Rahel, Moser, Michael Beer, im Hause der Schriftstellerin Elise von Hohenhausen fand er gerade, was ein junger Dichter wünschen muß: Anregung, freundliche Anerkennung und zugleich ein gereiftes Urteil, obgleich

„Neuer Monatsschrift für Dichtkunst und Kritik" Bd. 5, Heft 4, (1877) veröffentlicht. Sehr charakteristisch sind die Äußerungen über Sethe; aus Bonn, 15. Juli 1820: „Eines Besuches von seiner Herrlichkeit dem Staatsrath habe ich mich lange nicht zu erfreuen gehabt. In stattlicher Schnödigkeit und vornehm nickend, seh ich ihn zuweilen bei mir vorüberschreiten." Dann, in dem Bericht über die Fußreise, aus Göttingen am 9. November: „Von meiner Reise kann ich Dir nicht viel Sonderliches erzählen. Nach Soest bin ich per pem gewandert. Dort blieb ich die Nacht und den folgenden Tag, da ich erwarten konnte, daß der Staatsrath gegen Abend kommen würde. Ich habe mich auch wirklich in meiner Erwartung nicht getäuscht gefunden. Da hat sich das alte Herz wieder mal recht gefreut. Mir war's als wäre der Christian vom Himmel herabgefallen."

man doch nicht sagen kann, daß irgend jemand auf seine Art zu schaffen entschiedenen Einfluß ausgeübt hätte. Unter seinen Bekannten war ihm besonders ein junger Pole, Graf Eugen von Breza, ans Herz gewachsen, er ist unerschöpflich im Lobe des köstlichsten Freundes, des liebenswürdigsten der Sterblichen, und untröstlich, als Breza zu Ostern 1822 die Berliner Universität verläßt. „Er war der einzigste Mensch,“ ruft er ihm nach, „in dessen Gesellschaft ich mich nicht langweilte, der Einzige, dessen originelle Witze mich zur Lebenslustigkeit aufzuheitern vermochten, und in dessen süßen, edeln Gesichtszügen ich deutlich sehen konnte, wie einst meine Seele aussah, als ich noch ein schönes, reines Blumenleben führte und mich noch nicht befleckt hatte mit dem Haß und mit der Lüge“ *).

Auch manche der rheinischen Bekannten fanden sich in Berlin zusammen: der Komponist Bernard Klein aus Cöln, sein Bruder Joseph, gleichfalls ein tüchtiger Musiker, Plücker, der spätere Professor in Bonn, Bölling, ein Verwandter der Setheschen Familie, von allem Sethe selbst, dessen Vater im Jahre 1819 als Präsident des Rheinischen Revisions- und Kassationshofes in die Hauptstadt berufen war.

In Berlin konnte Heine nun auch den Plan ausführen, den er bereits in dem Briefe vom 27. Oktober 1816 andeutet. Er hatte schon in Bonn eine Sammlung von Gedichten der Weberschen Buchhandlung zum Verlag angeboten. Aber der Besitzer ließ das Manuskript, wie er selbst wohl erzählte, längere Zeit in seinem Pulte liegen, um es dann ungelesen zurückzugeben. Heine machte einen zweiten Versuch; er wandte sich von Göttingen aus an Brockhaus nach Leipzig. Allein zum zweiten Male erhielt er sein Manuskript zurück mit dem höflichen Bedauern, daß die Handlung zur Zeit gar zu sehr mit Verlagsartikeln überladen sei**). Jetzt

*) Vgl. Heines „Briefe aus Berlin“ (vom 16. März 1822; Werke XIII, 51 [VII, 571]).

**) Brief an Steinmann vom 4. Februar 1821; der Brief an die

wurde er in Berlin durch Varnhagen mit Gubitz, dem Herausgeber des „Gesellschafters“, bekannt. In diesem damals viel gelesenen Blatte, erschien seit dem 7. Mai 1821 eine Anzahl ausgewählter Gedichte von Heine, gewissermaßen als Probe der größeren Sammlung, welche zu Ende des Jahres in der Maurerschen Buchhandlung herausgegeben wurde. Der neue, ganz eigentümliche Ton dieser Gedichte erregte sogleich das größte Aufsehen; sie wurden gelobt, getadelt, nachgeahmt, schon im Oktober 1821 parodiert. Erwägt man, daß Heine außer einer großen Zahl von Liedern um diese Zeit auch eine Tragödie, den „Ratcliff“, wie er angiebt, in drei Tagen niederschrieb, dazu die Berliner Briefe im „Rheinisch-Westfälischen Anzeiger“ erscheinen ließ, verweilt man bei den heiteren Scherzen, der naiv-jugendlichen Bewunderung, die sich zuweilen in diesen Aufsätzen ausspricht, so könnte man auf eine durchaus frische heitere Stimmung des Dichters schließen. Gleichwohl war er eben damals von den trübsten Vorstellungen gequält. Einzelnen Tadel empfand er lebhafter als die allgemeinste Anerkennung, er glaubte sich verfolgt und angefeindet, ein Opfer der Kabale und Verleumdung; körperliche Leiden kamen hinzu: ein nervöser Kopfschmerz, der ihm das ganze Leben hindurch ein widerwärtiger Begleiter war; vornehmlich mag ihn der Verlust seiner Geliebten (sie hatte sich am 15. August 1821 vermählt) trübe gestimmt haben. Von allem diesem zeugt der folgende, „halb ernsthaft, halb drollig“ gehaltene Brief:

III.

Lieber Christian!

Du weißt ich schreibe selten Billete; drum mache Dich darauf gefaßt etwas Höchstwichtiges vielleicht auch Höchstvernünftiges zu lesen.

Firma Brockhaus ist abgedruckt in E. Brockhaus' Werke „Friedrich Arnold Brockhaus. Sein Leben und Wirken“ Bd. 3, S. 405 ff. (Leipz. 1881).

Ich habe mir diese Nacht, als ich nicht schlafen konnte, recht vieles überlegt, und hab mir alles aufgezählt was ich liebe; und das ist:

Nr. 1 ein weiblicher Schatten, der jetzt nur noch in meinen Gedichten lebt.

Nr. 2 eine köstliche Idee, die in dem Polen steckt.

Nr. 3 einen Menschen, den ich mir bisher in Dir gedacht.

Nr. 4 meine neue Tragödie.

Nr. 5 eine olla Potrida von: Familie, Wahrheit, französische Revolution, Menschenrechte, Lessing, Herder, Schiller rc. rc. rc.

Mit Nr. 3 hat es jetzt seine eigene Bewandtniß. Ich werde dich noch immer lieben; das hängt nicht von mir ab. Letztere Erfahrung habe ich längst gemacht. Aber Freunde können wir nicht bleiben.

Ich erkläre Dir: daß ich vom 15ten April an Dein Freund nicht mehr sein werde, daß ich mich alsdann aller Pflichten gegen Dich entbinde, und daß Du alsdann nur Ansprüche an konvenzioneller Höflichkeit und Urbanität machen kannst. Sollte es der Fall seyn, daß Du, obschon ich es nie ganz glauben konnte, mein Freund wärest, so entbinde ich Dich ebenfalls aller Pflichten derselben für die Folge; nach den Gesetzen des Völkerrechts zwischen ehemaligen Freunden erwarte ich, daß Du nichts von all dem sprichst, was ich mit Dir vor dem 15. April gesprochen, und wovon ich vielleicht wünschte, daß es kein Anderer erfahre. Aber was ich nach dem 15ten, ich glaube der ist schon morgen, mit Dir spreche, das kannst Du jedem sagen und auch an Klein sagen, und Klein mags wieder an seinen Bruder, und der an die Clicke, und diese an Berlin, und Berlin an ganz Deutschland sagen. — Es steht Dir alsdann auch frey mich, den gelehrtesten der jetzt lebenden Menschen, als unwissend, dumm und kenntnißlos allgemein zu verschreyen, nur bitte ich immer dabey zu sagen: daß wir keine Freunde mehr sind;

damit die Leute wissen, was sie von Deinem Urtheil zu halten haben. Ich glaube gewiß und ich gebe Dir mein Wort drauf, ich bin davon überzeugt: daß keiner in Deutschland so viel weiß als Ich, nur daß ich nicht prale mit meinem Wissen, und — lieber Christian, glaube nicht, daß ich Dir böse sei; wenn ich Dir sage daß ich Dein Freund nicht mehr sein kann, so geschieht dieses weil ich immer ganz ehrlich und offen gegen Dich handelte, und ich Dich auch jetzt nicht hintergehen möchte. Ich lebe jetzt in einer ganz besondern Stimmung und dis mag wohl an allem den meisten Antheil haben. Alles was deutsch ist, ist mir zuwider; und Du bist leider ein Deutscher. Alles Deutsche wirkt auf mich wie ein Brechpulver. Die deutsche Sprache zerreißt meine Ohre. Die eigenen Gedichte ekeln mich zuweilen an, wenn ich sehe, daß sie auf deutsch geschrieben sind. Sogar das Schreiben dieses Billets wird mir sauer, weil die deutschen Schriftzüge schmerzhaft auf meine Nerven wirken. Je n'aurais jamais cru que ces bêtes qu'on nomme allemands, soient une race si ennuyante et malicieuse en même temps. Aussitôt que ma santé sera rétablie, je quitterai l'Allemagne, je passerai en Arabie, j'y menerai une vie pastorale, je serai homme dans toute l'étendue du terme, je vivrai parmis des chameaux qui ne son pas étudiants, je ferrai des vers arabes, beau comme le Morlaccat, enfin je serai assi sur le rocher sacré, où Mödschnun a soupiré après Leila. O Christian wüstest Du, wie meine Seele nach Frieden lechzt, und wie sie doch täglich mehr und mehr zerrissen wird. Ich kann fast keine Nacht mehr schlafen. Im Traume seh ich meine sogenannten Freunde, wie sie sich Geschichtchen und Notizchen in die Ohren zischeln, die mir wie Bleytropfen ins Hirn rinnen. Des Tags verfolgt mich ein ewiges Mißtrauen, überall hör ich meinen Namen, und hinterdrein ein höhnisches Gelächter. Wenn Du mich vergiften willst so bringe mir in diesem Augenblick die Gesichter von Klein, Simons, Bölling, Stucker, Plüker und von bon-

ner Studenten und Landsleuten vor Augen. Das miserable Gesindel hat auch das Seinige dazu beigetragen mir die berliner Luft zu verpesten. Und dir verdanke ich auch so manches, o Christian! Christian!

Aber glaube nur nicht, daß ich Dir böse sey, daß ein besonderes Factum Ursache dieses Billetes sey.

Ich hoffe, lieber Christian, daß wir uns so lang ich noch in Berlin seyn werde recht oft sehen und sprechen werden. Ich wünsche daß Du mich auch mahl besuchst, damit ich nicht zu oft Gefahr laufe Dich in Gesellschaft schauderhafter Gesichter zu treffen. Ich werde Dich diese Tage besuchen, und Dir auch die Flegeljahre mitbringen. Es thut mir sehr leid, lieber Christian, daß ich Dir erst den 1sten May die 9 Thaler geben kann, und daß ich vielleicht Ursache bin daß Du in Geldverlegenheit bist. Es ist schauderhaft von mir, daß ich sie Dir nicht vor einigen Monath gab als ich meinen Wechsel erhalten. Sonst pflegte Zuverläßigkeit zu meinen Tugenden zu gehören. Ich werde auch diese Tage Deine Familie besuchen. — Leb wohl, lieber Christian, und sey mir so gut wie Du es bey sobewandten Umständen seyn kannst.

Berlin, den 14. April 1822.

bis morgen Dein Freund

H. Heine.

Das Charakteristische dieses Briefes bedarf keiner Ausführung im einzelnen. Nur angedeutet ist die leise Opposition gegen Goethe, die sich der schrankenlosen Bewunderung der Berliner Goethegemeinde gegenüber schon damals in dem jungen Dichter regte. Er nennt ihn nicht neben Schiller, Lessing, Herder unter den Menschen, die ihm neben „Familie, Wahrheit, Menschenrechten“ noch am Herzen liegen. Gerade so nennt er auch in einem wenig späteren Aufsatze über Polen — der Frucht eines Besuches bei Breza —

nur jene drei als „die edelsten deutschen Volkssprecher“*). Überhaupt wird man die vertrautesten Briefe Heines mit seinen öffentlichen Äußerungen wohl ohne Ausnahme übereinstimmend finden, ein Zeugnis für die aufrichtige Überzeugung des Schriftstellers, das nicht gering anzuschlagen ist.

Auch die sonderbare Aufkündigung der Freundschaft steht in Heines Leben nicht vereinzelt da. Ich will nicht reden von der schnöden Art, in welcher er am 27. Juni 1831 dem treuen Moser nach unendlichen Beweisen der Freundschaft, Dienstfertigkeit, Aufopferung zu schreiben wagt, er sei nie sein Freund gewesen. Aber auch Rahel erhielt einmal im Jahre 1829 wegen eines ganz geringfügigen Anlasses eine ähnliche Botschaft**). Wie er jedoch die Freundin bald darauf durch eine Fülle blühender Rosen versöhnte, so kam er auch wenige Tage nach dem mitgeteilten Briefe wieder zu Sethe, ohne den Inhalt irgend in Erinnerung zu bringen.

Sethe mußte jedoch noch vor Ende des Jahres 1822 Berlin verlassen; er wurde als Referendar an die Regierung in Münster versetzt. In dieser selben Stadt am Oberlandsgericht arbeitete damals auch der schon mehrerwähnte Universitätsgenosse Steinmann, zugleich Literat, ein Vielschreiber von nicht eben glänzender Begabung, zu dem aber Heine immer noch eine gewisse Beziehung erhielt. In dem Verhältnis zu solchen literarischen Freunden erscheint sein Charakter von einer außerordentlichen Milde und Treuherzigkeit. Allem irgend Leidlichen, was sie hervorbringen, zollt er die freundlichste Anerkennung, ist aber doch wieder zu ehrlich, als daß er verschweigen könnte, was sich mit seinem ästhetischen Gewissen nicht vereinbaren läßt. Ich wüßte kein Beispiel, daß er dem entgegengehandelt hätte; selbst Personen, an deren Wohlwollen ihm sehr gelegen war, zeigt er eine Freimütigkeit, die sich nie zur Schmeichelei erniedrigt.

*) Werke XIII, 151 [VII, 198].

**) Strodtmann, Heines Leben I, 579.

Abgesehen von Steinmann, hatte er in Münster noch eine Beziehung, die für seine literarische Entwickelung von ganz anderer Bedeutung geworden ist. Karl Immermann, wenig älter als Heine, war im Jahre 1819 von Magdeburg als Militär-Auditeur nach Münster versetzt. Er hatte im „Rheinisch-Westfälischen Anzeiger" vom 21. Mai 1822 Heines Gedichtsammlung beurteilt, in einer Weise, die den Dichter außerordentlich erfreute. Es war nun für Heine ein lebhafter Wunsch, den neuen Freund mit dem alten, der eben seinen Wohnsitz teilen sollte, in Verbindung zu bringen. Eine ganze Reihe von Briefen gibt Zeugnis, wie sehr ihm dieser Wunsch und überhaupt das Verhältnis zu Sethe am Herzen lag.

Am 24. Dezember 1822 stattet er Immermann seinen Dank ab, entschuldigt, daß er so spät komme, er habe vorher durch eine Besprechung der Immermannschen Tragödien den Liebesdienst vergelten wollen. Dann fährt er fort: „Vor sechs Wochen reiste von hier nach Münster mein bester Freund, der Referendarius Christian Sethe, der wegen einiger Umwegsreisen vielleicht erst jetzt dort eingetroffen; durch diesen war ich Willens, Ihnen einen Brief zustellen zu lassen. Aber ich habe noch nicht seine Adresse und will nicht so lange mehr warten, da ich eben erfahre, daß Sie in Kurzem nach Berlin kommen würden. — . . . . Wenn dieser Brief Sie noch in Münster trifft, und mein Freund Sethe schon dort ist, so wünschte ich, daß Sie seine Bekanntschaft machten. Sie sind ihm schon bekannt, und er wird Ihnen sagen, daß ich der Mann bin, der um einer Sache willen, die andre Leute eine bloße Grille nennen, im Stande ist, eine bedeutende Reise zu machen. Vielleicht sagt er ihnen sogar, daß ich seinet- und Ihrethalben schon längst das Projekt gefaßt, dieses Frühjahr nach Münster zu kommen." Auch der Brief an Immermann vom 14. Januar 1823 schließt wieder mit den Worten: „Grüßen Sie Sethe recht freundschaftlich und sagen Sie ihm, daß ich ihn sehr vermisse." Wenige Tage später schreibt er ihm selbst:

IV.

Berlin, 21. Januar 1823.

Lieber Christian!

Ich sollte Dir eigentlich gar nicht schreiben, eben weil ich Dir Alles schreiben müßte. Außerdem kannst Du es Dir wohl selbst vorstellen, wie ich jetzt lebe und gestimmt bin. — Du bist nicht mehr hier. Das ist das Thema, alles übrige ist Glosse.

Krank, isolirt, angefeindet und unfähig das Leben zu genießen, so leb ich hier. Ich schreibe jetzt fast gar nichts und brauche Sturzbäder. Freunde hab ich fast gar keine jetzt hier; ein Rudel Schurken haben sich auf alle mögliche Weise bestrebt, mich zu verderben, verbinden sich mit alten Titularfreunden u. s. w. Meine Dramen werden gewiß in 6 bis 8 Wochen erscheinen. Dümler wird sie wahrscheinlich verlegen. Ich schicke Dir mit der nächsten Post meinen Aufsatz über Polen, den ich für Breza und unter dem Wasser der Sturzbäder geschrieben und den Pr. Gubitz auf schändliche Weise, mit Surrogatwitzen verändert und die Censur tüchtig zusammen gestrichen. Dieser Aufsatz hat mich bei den Baronen und Grafen sehr verhaßt gemacht; auch höheren Ortes bin ich schon hinlänglich angeschwärzt. Theile doch Immermann das Stück des Gesellschafters mit wo von seiner kritischen Schrift die Rede ist. Immermann hab ich sehr lieb gewonnen, durch das wackre Wesen das sich in ihm ausspricht. Ich wünschte Dein Urtheil über ihn zu hören. Mehr noch wünschte ich, daß Du mit ihm in freundschaftlichen Verhältnissen tretest. Ihm hab ich ebenfalls diesen Wunsch geäußert. Ist das der Fall so besuche ich Euch in Münster. — Leb wohl und hab mich lieb.

Meine Addr. ist: H. H. aus D., Taubenstraße Nr. 32. — Du kannst gar nicht glauben, wie sehr ich Dich vermisse, Dich den ich so liebe und gegen den ich nicht zu fürchten hab, daß ich mich blamire.

Leb wohl und bleibe mir gut.

H. Heine.

Von da ab stockte der Briefwechsel, wie es scheint, ganz durch Sethes Schuld, der in einem saumseligen Stillschweigen verharrte, obgleich Heine nicht aufhörte, ihm Zeichen freundlicher Erinnerung zuzusenden. In dem schönen Briefe an Steinmann vom 10. April 1823 redet er von dem „ehrlichen Christian“, „dessen bloßes Wort am jüngsten Tage dem Gnadenrichter mehr gelten wird, als die Eide von Hunderttausenden.“ Sethe ist auch offenbar der in dem Abdruck dieses Briefes (XIX, 52) durch ** Bezeichnete, dem Steinmann das übersandte Exemplar der Tragödien übergeben soll. „Sage ihm,“ heißt es weiter, „daß ich wegen seines Stillschweigens böse sei, und theile ihm meine Adresse mit. Ich bin zu arm an Exemplaren, um Dir eins besonders zu schicken, zudem ist es mir nur darum zu thun, daß Du die Sachen liest.“

Möglich, daß Steinmann den für ihn wenig schmeichelhaften Auftrag nicht recht ausgerichtet hat; gewiß ist, daß er Sethe nicht zur Antwort bewog. Heine verließ bald darauf Berlin und begab sich in das Haus seines Vaters, der unterdessen sein Geschäft in Düsseldorf aufgegeben und seinen Wohnsitz in der kleinen Stadt Lüneburg genommen hatte. Von da schreibt Heine am 10. Juni 1823 an Immermann: „Könnten Sie mir nächstens einmal mittheilen, ob Sethe sich wohl befindet und ihm nichts Schlimmes begegnet, so würden Sie mir einen Gefallen erzeigen. Der Umstand, daß Sie jenen Namen nie erwähnen, erzeugt in mir die Vermuthung, daß Sie in keinem sonderlich nahen Verhältniß mit Sethe stehen mögen, vielleicht wegen Verschiedenheit der Ansichten über das Universitätsleben, ein Erzsteckenpferd Sethe’s. Glauben Sie nur nicht, daß dieses bei mir etwas mehr als eine müßige Vermuthung sei. Ich habe bis auf diese Stunde keinen Brief von Sethe aus Münster erhalten, nicht das Mindeste von ihm gehört, und das ist es eben, was mich beunruhigt. Dieses mag Sie, lieber Immermann, etwas befremden, da ich Ihnen Sethe

als einen meiner besten Freunde angekündigt; aber es ist dennoch so, wir sind zwölf Jahre lang Herzensfreunde gewesen, saßen schon in der Schule immer beisammen und blieben auch in der Folge immer beisammen, und jetzt läßt er mich sechs Monat ohne Antwort"*).

Den Plan, die Freunde in Münster zu besuchen, hat Heine in diesem und manchen folgenden Jahren noch nicht ausgeführt. Er begab sich im Juli nach Hamburg, wo die Erinnerung an die verlorene Geliebte, mit neuer Stärke erwachend, neue Blüten seines dichterischen Schaffens hervorrief. Gern wäre er schon damals nach Paris gegangen, hätte er von dem Onkel die nötige Unterstützung erwirken können. Da dies nicht gelang, so mußte er doch wieder zur Jurisprudenz in das so widerwärtige Göttingen sich wenden. Das ganze Jahr 1824 ging ihm dort vorüber, nur daß er im Frühling Immermann in Magdeburg, dann auf kurze Zeit Berlin besuchte und im September die jedem wohlbekannte Harzreise unternahm. Am 3. Mai 1825 bestand er das juristische Examen, am 20. Juli erfolgte die Promotion, kurz vorher, am 28. Juni, hatte er in Heiligenstadt sich taufen lassen. Als Belohnung für den Doktorhut gab der Onkel die Mittel zu einem Aufenthalt in Norderney. Kein Dichter hat die See mehr geliebt als Heine; auch angenehme Gesellschaft fand er auf der Insel. Die Fürstin von Hohensolms-Lich, eine Bekannte Varnhagens, war ihm sehr gewogen; vor allem verehrte er eine schöne Frau aus Celle. Eines Tages saß er neben ihr und in einem Kreise anderer Damen in lebhafter Unterhaltung, als er plötzlich seinen Freund Sethe hinter sich stehen sah. Mit dem freudigen Rufe: „Staatsrath, bist Du da?" sprang er auf und umarmte den Freund. Sethe, weniger umhergetrieben als Heine, hatte seinen Weg in Münster verfolgt, war am 13. August 1825 in den Ehestand getreten und kam nun

*) Werke XIX, 77 f.

auf der Hochzeitsreise nach Norderney. Man verlebte zwei Tage miteinander. Die verschiedene Lebensauffassung des preußischen Beamten und des Dichters mag dabei hervorgetreten sein, aber das ist der Vorzug der Jugendfreundschaft, daß sie wie Familienbande verschiedene Ansichten, Neigungen, Interessen überdauern kann. Einige Monate später, am 25. Dezember 1825, schreibt Heine einem andern rheinischen Freunde, dem Komponisten Joseph Klein: „Auf Norderney, wo ich das Seebad gebrauchte, fand ich mich zufällig mit S[ethe] zusammen; der St[aatsrath] hat geheirathet, damit die liebe gute, treuherzige Rasse nicht verloren gehe.“ Unmittelbare Folge des Zusammentreffens waren drei Briefe Heines an Sethe, die schon als die nahezu einzigen brieflichen Zeugnisse über den Aufenthalt in Norderney einiges Interesse ansprechen:

V.

Norderney, Ende des August 1825.

Lieber Christian!

Wärst Du doch ein paar Tage länger in Norderney geblieben! Oder auch wäre ich doch weniger Esel gewesen! Ja, Christian, wenn ich auch der gelehrteste Mann Deutschlands bin, so kann ich doch nicht mit meinem Worte versichern, daß ich auch der klügste sey. Du mußt mir sechs Louisdor leihen. Ich bin in der größten Verlegenheit. Es wird Dich nicht wundern, daß ich just Dich anpumpe. Du bist mir noch zu frisch im Gedächtnisse, und wenn Du auch — was ich nicht hoffe — mein bester Freund nicht mehr bist, so bist Du doch unter meinen besten Freunden derjenige, den ich am leichtesten anpumpen kann, der auch als kompleter Philister am leichtesten ein paar Louis auf ein paar Monath entbehren kann und der von Haus aus die innere Garantie hat, daß er bey mir nichts riskirt. Ich denke, daß dieser Brief Dich sicher trifft und daß Du mir

sechs Louis bis zu meiner Reise nach Berlin d. h. bis Januar leihst, indem ich sonst in die allergrößte Verlegenheit gerathe und meiner Familie, die mir vor 4 Wochen 50 Louisdor zum Umherreisen und Baden geschickt, gestehen muß, daß ich das Geld fast ganz vertrödelt und nicht auskomme, welches Bekenntniß mir unberechenbar entsetzlich schaden würde, wie Du, der Du meine Familienverhältnisse kennst, leicht ermessen kannst.

Die Post ist im Begriff abzugehen, auch bin ich zu verdrießlich, um viel zu schreiben; wie sehr es mich auch drängt die ganze volle Brust vor Dir auszuschütten, so könnte ich das doch heute schon deswegen nicht thun, weil Anpumpen der eigentliche Zweck dieses Briefes ist. Und wirklich Christian! haben sich Deine Gesinnungen gegen mich unverändert erhalten? Was mich betrifft, so blieben die meinigen unverändert d. h. ich ärgere mich über Dich nach wie vor. Du verstehst mich, ich meine die alte Falschheit. Ja ich möchte heute recht ordentlich gegen Dich losplatzen und auf Dich einschelten und schimpfen, um so mehr als ich Dich anpumpen will. Von Giesen — welcher vorgestern 15 Louis im Pharo verloren — erfahre ich, daß Deine Schwester mit Unger versprochen ist. Ich glaube gewiß, wenn Du könntest, würdest Du Deine Heirath vor mir geheim halten. Ich frage nie, aber ich ärgere mich immer. — Das beste an Dir ist, daß ich Dich liebe und daß Du von jeher leicht anzupumpen warst. Schicke mir also die 6 Louisd'or in einem Briefe mit der Addresse:

an den Doct. Jur. H. Heine im Hause von
Herold & Wahlstab in Lüneburg.

In diesem Brief darfst Du aber nichts schreiben, da ich ihn in Lüneburg von einem Bekannten öffnen lassen. Du schreibst mir aber unter derselben Addr. noch einen besondern Brief. — Schreib mir auch, ob ich Dir die 6 Ld'or noch vor Januar zurückzahlen soll. Ob in Berlin an Deine Familie. Mit nächster Post schreib ich Dir mehr.

VI.

Norderney, den 1. Sept. 1825.

Staatsrath!

Nur so viel kann ich mich erinnern, daß ich Dir vorige Woche in der verdrießlichsten Stimmung und in der allergrößten Eil geschrieben. Das Fährschiff war im Begriff abzusegeln, der Schiffer wartete bloß noch auf meinen Brief, ich wünschte mich selbst zum Henker und krazte was Zeug hielt. Ich hoffe, daß Du aus meinem Geschreibsel klug geworden bist und daraus ersehen, daß ich Dich um 6 Louisd'or anpumpen wollte und Dich bath, selbige unter Addresse des Herrn H. Heine, Dr. Jur. abzugeben bei Herold & Wahlstab in Lüneburg, mir zu schicken und mir wissen zu lassen, ob Du das Geld noch vor Januar zurückhaben mußt und ob ich es etwa in Berlin jemanden für Dich zurückzahlen kann. Ich muß Dir aber nochmals schreiben, weil ich nicht weiß ob ich Dir auch bedeutet habe, daß Du in dem Briefe, worinn Du die sechs Louisd'or einpackst nichts schreiben darfst, indem ich einem Bekannten Ordre gab einen solchen Geldbrief für mich aufzubrechen und mir den Inhalt nachzuschicken. Ich muß nemlich aus höchstwichtigen Ursachen noch einige Zeit im Hanövrischen herumreisen. Was Du mir also privatim zu sagen hast, mußt Du mir in einem besondern Brief unter derselben Addresse schreiben. —

Sey überzeugt, daß ich Dir bei dieser Gelegenheit den größten Beweis meiner Freundschaft gebe, indem ich troz mancher innern Regungen des Unmuths gegen Dich, mich dennoch in der Noth mit unbedingtem Vertrauen an Dich wende. Vergiß dies nie, besonders wenn ich je in den Fall käme Dir einen Dienst leisten zu können, woran ich zweifle. Du verstehst mich.

O Christian, ich bin heute in einer sehr weichen Stimmung und möchte von alten Dingen sprechen, von alter Wehmuth und neuer Thorheit, von bitterer Eseley und

Süßigkeit des Schmerzes. Ich bin noch immer der alte Narr, der wenn er kaum mit der Außenwelt Friede gemacht gleich wieder von innern Kriegen geplagt wird. — Es ist ein mißmüthiges Wetter, ich höre nichts als das Brausen der See — O läg ich doch begraben unter den weißen Dünen. — Ich bin in meinen Wünschen sehr mäßig geworden. Einst wünschte ich begraben zu sein unter einer Palme des Jordans — — — Das vermaledeit viele Abschiednehmen stimmt mich so weich ganz in Moll. Ich habe hier wunderschöne Tage gelebt, meine Privateitelkeit wurde von holden Pfötchen allerliebst gestreichelt, ich kam fast auf den Gedanken, der Dr. Heine sei wirklich höchst liebenswürdig, und ich schwelgte im Anschaun der schönen Dame in deren Nähe Du mich wiedersahst. Sie protegirte mich zuletzt gar sehr — und jetzt ist sie abgereist. Auch der Abschied von der Fürstin Solms ist mir sauer geworden, wir waren so viel zusammen und wußten uns so hübsch zu necken. Sie lobte mich viel und Du weißt, Christian, das verfehlt nie seinen Eindruck. Die hanövrischen Offiziere hier haben mir nichts weniger als mißfallen. Sie haben nicht so viel Verstand wie die Preußen, aber sie sind honoriger, und unter der Uniform, die sie selten tragen, steckt ein Gentelman im feinsten Civilrock. Ich meine aber hier vorzüglich die Offiziere, die in der Legion gedient und die von Spanien, Portugall, Irland, England, Sizilien, manche sogar von den jonischen Inseln und von Ostindien so viel hübsches und Wackeres zu erzählen wissen. Wie pauver klingt dagegen Jena, die Katzbach, Leipzig, Bellallianz, und gar Paris, die letzte Stazion unseres Ruhmes, wohin wir — Gott weiß wie! — gelangt sind. Still, still, ich will ja in Berlin lesen. — Bin selbst neugierig was das seyn wird. — Grüße mir Deine Frau, die sehr für Dich zu passen scheint und die nicht unterlassen wird, Dich glücklich zu machen.

Sobald ich nach Berlin komme, werde ich wieder etwas herausgeben. Muß mich sehr hüten mit dem Druckenlassen.

Hab ja auch niemand der mir rathen kann. Meine jetzige Reise beschreib ich. Meine Harzreise hoffe ich Dir nächsten Monath zu schicken. — Leb wohl, werde kein Philister, behalte mich lieb. — Hol mich der Teufel ich werde sentimental.

Dein Freund

H. Heine.

VII.

a. 27/11 25.
r. 21/4 26. Lüneburg, den 12. Nov. 1825.*)

Lieber Christian!

Die 5 Friedrd'or habe ich richtig erhalten, so wie ich auch diese Tage Deinen Brief vom 10. Octbr. richtig vorgefunden habe. Da ich doch vermuthe, daß Du jetzt nicht mehr in Bokum seyst, so melde ich Dir dieses nach Coblenz. Ich bin im Begriff jetzt nach Hamburg zu reisen, wohin ich von Norderney aus schon segeln wollte, aber wegen konträren Windes nicht gelangen konnte. Ich lag 6 Tage auf der See, muste doch endlich zu Land gehn, bekam unterwegens die Rose am Bein muste doch um Geld schreiben u. s. w. Deine 5 Ld'or sind mir, obschon sie spät anlangten, noch immer gut zu statten gekommen, ich will sie Dir zeitig zurückschicken und Dich jetzt mit keiner Danksagung belästigen. Auch fehlt es mir dazu an Zeit, indem ich zu meiner Reise nach Hamburg noch allerley Geschäfte habe. Ich will Dir von dort aus ordentlich schreiben. Vielleicht kann ich Dir die Nachricht mittheilen, daß ich mich dort als Advokat niederlasse, heurathe, viel schreibe u. s. w.

Mit meiner Schriftstellerey geht es gut genug. Genug Vorrat von Mspt. Ich gedachte Dir etwas mitschicken zu

*) Der Brief trägt den Poststempel: Hamburg, 22. November und ist nach Koblenz adressiert.

können, aber ich habe noch nichts Gedrucktes erhalten. In einigen Wochen werde ich Dir aber ganz bestimmt etwas schicken.

Lebe wohl, lieber Christian, und bleibe mir gewogen. Deine Frau grüße ich recht herzlich. Wenn Du mir schreibst, so laß mich doch etwas vom Kreisler wissen. Deine Briefe treffen mich immer, wo ich auch bin, wenn Du sie nur addressirst an: den Dr. Jur. H. Heine, per Addresse des Herrn Heine auf dem Markt in Lüneburg. Sey überzeugt, daß ich Dich recht liebe; auch von Deiner Zuneigung bin ich überzeugt. Giebst Du mir doch davon die vollgültigsten Beweise.

Ich bleibe dein Freund

H. Heine.

Auch im August des nächsten Jahres 1826 befand sich Heine in Norderney unter sehr ähnlichen Verhältnissen wieder in lebhaftem Umgang mit der Fürstin Solms, wieder begünstigt von der schönen Cellenserin, deren Abreise ein Jahr früher ihm das Herz so schwer machte. Auf diesen letzteren Aufenthalt bezieht sich der Aufsatz: „Norderney" im zweiten Bande der „Reisebilder". Wahrscheinlich ist er aber zum Teil schon früher und in Erinnerung an den ersten Aufenthalt verfaßt. Dafür zeugt unter anderem die Bemerkung über die Fremdenlegion, die beinahe wörtlich wie in dem Briefe an Sethe darin vorkommt, allerdings ohne die sonderbare Gegenüberstellung der hannoverschen und preußischen Waffentaten.

In den hier mitgeteilten Briefen sind die finanziellen Angelegenheiten, wie überhaupt in Heines Leben, nicht gerade ein erfreuliches Moment. Er befand sich unablässig in Geldverlegenheit, weniger weil seine Einkünfte zu gering waren, als weil er nicht hauszuhalten wußte. Schon in dem Briefe vom 14. April 1822 lesen wir von neun Talern, die er

Sethe nicht rechtzeitig zurückgeben konnte, auch in den Briefen an Moser ist beständig von Geldanleihen die Rede. Und doch konnte ein Student mit der vom Onkel ausgesetzten Summe, 4—500 Taler, und den Nebeneinkünften, die aus Honoraren erwuchsen, in Göttingen und Berlin vor achtzig Jahren sehr wohl ausreichen. Für die Badereise war ihm die nicht unbedeutende Summe von 50 Louisdor zur Verfügung gestellt, kurz vorher, am 22. Juli, hatte er auch von Moser (XIX, 225) wieder 10 Louisdor erhalten. Gleichwohl muß er jetzt schon wieder leihen; er gesteht selbst, daß er das Geld „vertrödelt", wahrscheinlich zum Teil verspielt hatte. Wie er aber leicht an einen fremden Beutel Ansprüche erhebt, so zeigt er sich auch, wenn nicht gerade pünktlich, doch immer gewissenhaft im Wiedergeben und immer bereit, selbst mit eigenen Opfern Bekannten, ja, dem ersten Besten, der bedürftig ist, zu helfen. Die Korrespondenz bis in die letzten Zeiten enthält, mehr als man wünschen möchte, Einzelheiten dieser Art. Selbst die wenigen Louisdor, die er zuletzt von Sethe empfing, spielen darin noch lange eine Rolle. Die Rückgabe erfolgte nicht so zeitig als Heine wünschte. Aber anderthalb Jahre später in London, als er einem glücklichen Zufall, oder muß man sagen, einem kühnen Griff in den Kredit seines Onkels augenblicklichen Überfluß verdankte, erinnerte er sich auch seiner Gläubiger. Am 9. Juni 1827 schickt er an Moser eine Anweisung, um sich selbst bezahlt zu machen und auch Sethe die schuldigen fünf Louisdor zurückzuzahlen. Moser zögerte mit der Berichtigung dieser Schuld, und so erhält er am 30. Oktober aus Lüneburg die Weisung, für die fünf Louisdor und vier andere, die Heine noch zugute kamen, einen Wechsel auf Frankfurt zu kaufen (XIX, 318). Heine fürchtete nämlich, auf der Reise nach München mit dem Gelde nicht auszukommen. Bis nach Italien verfolgt ihn die Erinnerung an diese geringe Schuld, an die er gewiß nie gemahnt worden ist. „Sage mir doch," schreibt er am 6. September 1828 aus den Bädern

von Lucca, „ob endlich die längst beschriebenen 5 Louisd'or an meinen Freund Sethe bezahlt sind. Ich brauche [d. h. verbrauche] jetzt so rasend viel Geld, daß es eine Schande wäre, seinen besten Freunden etwas schuldig zu bleiben.“

Briefe Heines an Sethe sind aus diesem und den folgenden Jahren nicht mehr vorfindlich, vielleicht auch nicht geschrieben worden. Im späteren Alter erhält sich selten ein schriftlicher Verkehr, der nicht in dauernden gemeinsamen Interessen eine Anregung findet, und zwischen dem preußischen Beamten und dem in Frankreich weilenden geächteten Dichter wurde der Abstand immer größer. Gleichwohl bewahrte einer dem andern eine warme Erinnerung. Als Heine im Herbste 1843 nach zwölfjähriger Abwesenheit Deutschland wieder besuchte, kam er auf der Reise nach Hamburg in den letzten Tagen des Oktober auch nach Münster. Einen Abend brachte er mit dem Freunde zu, später schickte er noch das „Wintermärchen“, seitdem hat kein äußeres Zeichen die Freundschaft der Jugend betätigt.

Sethe überlebte den Dichter um ein Jahr, er starb am 31. März 1857 als Provinzialsteuerdirektor in Stettin*). Mir ist der Eindruck seiner Persönlichkeit, ganz wie er in Heines Briefen erscheint, noch sehr wohl erinnerlich, insbesondere der eigentümliche Glanz seines Blicks, kalt und milde zu gleicher Zeit. Die mitgeteilten Briefe verdanke ich seinem Sohne, meinem ältesten Jugendfreunde, dem Stadtrichter Heinrich Sethe in Berlin. Ihm sollen diese Blätter zur Erinnerung an längst vergangene Zeiten gewidmet sein.

*) Strodtmann verwechselt ihn mit einem jüngeren Bruder, wenn er (Heines Leben I, 65) bemerkt, Christian Sethe sei in Berlin am 17. Januar 1872 als Vorsitzender des Direktoriums der Berlin-Potsdam-Magdeburger-Eisenbahn gestorben. Auch Maximilian Heine (Erinnerungen an H. Heine S. 126) läßt ihn irrig noch im Jahre 1869 als höheren Justizbeamten in Berlin leben.

II.

Heine vor dem Bonner Universitäts-Gericht.

Heines politische Ansichten sind für seine schriftstellerische Tätigkeit von wesentlicher Bedeutung, für seinen Lebensgang entscheidend geworden. Das ungünstige Urteil, das seiner ganzen Persönlichkeit entgegen trat, hat auch diesen Teil seiner Gesinnungen als erheuchelt, oberflächlich, als ein Spiel der Laune betrachten wollen, nur bestimmt, Aufsehen zu erregen, sich einen Namen zu machen, Anhänger, Freunde, Popularität zu erwerben. Ich finde nichts in seinem Leben, was ein so hartes Wort begründete. Beinahe aus seinen Knabenjahren läßt sich nachweisen, wie seine Ansichten sich stetig entwickelten; immer hat er sie ohne Rückhalt ausgesprochen; zwischen den vertrautesten Briefen und seinen öffentlichen Äußerungen wird man schwerlich eine Verschiedenheit gewahren. Wenn ich die Berichte aus Paris über das Juli-Königtum lese, so scheint mir, der Verfasser eines Kompendiums der Politik oder Nationalökonomie würde sich allerdings in mehr systematischer Folge ausdrücken, aber auch von dem Scharfblick des Dichters, von seiner wundervollen Gabe, die Dinge treffend zu bezeichnen, vieles lernen können. Was Heine vielleicht am meisten geschadet hat, ist seine Art über politische Dinge scherzend oder spottend sich auszudrücken. Wer parlamentarischen Versammlungen beiwohnt, wird sich bald überzeugen, daß ein Redner, der eine glückliche Begabung für witzige und spaßhafte Wendungen häufig benutzt, wohl augenblicklichen Beifall, aber selten nachhaltigen Ein-

fluß und persönliches Ansehen gewinnt. Politische Personen dürfen eigentlich nur im Stile Dantes zum Spotte greifen. Man glaubt nicht leicht, daß jemand, der über so ernste Angelegenheiten ernst und gewissenhaft nachdenkt, darüber lachen und scherzen könnte. Ernst und Gewissenhaftigkeit ist es aber, was vor allem verlangt wird und verlangt werden muß, denn sie sind für den Politiker noch unentbehrlicher als Fähigkeiten und Talente. Aber Heine hat sich nie um einen Ministerposten beworben. Könnte man dem Dichter nicht seine eigene Ausdrucksweise und etwas größere Freiheit zugestehen, ohne deshalb an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln? Die Verhältnisse in Deutschland waren zudem von der Art, daß sie häufig mehr den Spott als den Zorn herausforderten. Regierungen, im Grunde wohlwollend und pflichtgetreu, ja, in manchen Dingen verständiger, als man jetzt zuzugeben geneigt ist, suchten in kurzsichtiger Furchtsamkeit eine Entwicklung, die gewaltsam freien Weg verlangte, durch kleinliche, unwirksame, sich selbst widersprechende Mittel niederzuhalten. Solchen Zuständen gegenüber war eine Satire, wie sie Heine zu Gebote stand, gar nicht übel am Platze; man kann schwerlich in Abrede stellen, daß sie auch vorteilhaft auf die öffentliche Meinung gewirkt und eine bessere Wendung vorbereitet habe. Deshalb braucht sie noch nicht in allen Stücken musterhaft zu sein. Selbst der so gepriesene Heinesche Witz ist, wenigstens in den prosaischen Schriften, nicht immer von der vorzüglichsten Art, häufig nur ein Spiel mit Worten, das bei der Wiederholung seinen Reiz verliert. Überhaupt kann ich durchaus nicht finden, Heine sei in seinen polemischen Schriften glücklich gewesen. Er selbst rühmt sich zwar, daß er aus seinen Feinden Dukaten schlage, in der Art, daß er selbst die Dukaten, seine Feinde die Schläge bekämen. Aber, wenn man auch nicht das Umgekehrte behaupten kann, gewiß ist, daß er sich selbst oft die schlimmsten und gefährlichsten Schläge beigebracht hat. Sieht man auf die Sache, so scheint mir, daß sowohl Platen, als Börne, als Menzel

gegenüber das Unrecht nicht zum größeren Teile auf Heines Seite war, aber durch die Art, wie er seiner Polemik die widerwärtigsten Persönlichkeiten beimischte, hätte er eine viel bessere Sache als die seinige verderben müssen.

Unbegründet ist der Vorwurf, er habe Deutschland für nichts geachtet und mit unmäßiger Vorliebe den Franzosen angehangen. Einiges wird man einem jüdischen Nationalgefühl zugute halten, dem er im Grunde des Herzens ebenso wie der romantischen Poesie immer treu geblieben ist. Aber selten hat ein Dichter der Sehnsucht nach der Heimat und nach Deutschland, sowie dem Selbstgefühl eines deutschen Dichters so rührenden und beredten Ausdruck geliehen. Warum sollte er nicht daneben einem Lande freundlich gesinnt sein, wo alles ihm wohlwollend entgegenkam, wo niemand ihm seine Abstammung zum Vorwurfe machte, wo man seine Werke übersetzte, die in seinem Vaterlande, ehe sie nur erschienen, verboten wurden? Wenn er den Fremden schmeichelte, hat er ihnen nicht weniger die ernstesten Wahrheiten gesagt; und sieht man genau zu, so hätten die Franzosen mehr Ursache, über seine Komplimente zu zürnen, als die Deutschen über seine Vorwürfe. Denn die einen behandelt er beinahe wie Kinder, die man gern mit ihrem Spielzeug gewähren läßt, die andern wie Männer, von denen man das Höchste fordert, weil sie das Höchste leisten können. Daß er zwei Völker, denen beiden er durch Erziehung, Aufenthalt, Denkweise einigermaßen angehörte, soweit es ein Schriftsteller vermag, geistig zu einigen suchte, werden diejenigen, die über die augenblickliche Strömung hinaus den Blick in eine vielleicht nicht ferne Zukunft richten, schwerlich verübeln. Käme nur jemand, der die Aufgabe, die er angefangen hat, glücklicher zum Ziele führte! Für mich will ich gestehen, daß ich den Vorteil einer *aufrichtigen* Einigung — nicht mit dem sogenannten Erbfeind, sondern mit der nächstverwandten, in allen wichtigen Interessen menschlicher Entwicklung enge mit uns verbundenen

Nation — durch die Festung Metz und jeden Fuß breit Landes, auf dem französisch gesprochen wird, für nicht zu teuer erkauft hielte. Doch hier ist nicht der Ort, desgleichen weiter zu verfolgen; diese Bemerkungen sind vielleicht schon zu lang im Verhältnis zu den kurzen Notizen, die ich anzuschließen habe.

Für die Entwicklung eines bedeutenden Mannes ist häufig der erste kräftige, mit vollem Verständnis aufgenommene Eindruck entscheidend. Auch Heines politische Richtung wurde wohl für immer dadurch bestimmt, daß seine Universitätsjahre in eine Zeit fielen, in welcher alles, was einer freieren Regung nicht ganz und gar zuwider war, sich in notwendigem Gegensatz zu den herrschenden Gewalten fühlte. Eben als er in Bonn eintraf, hatte der Karlsbader Kongreß seine unheilvolle Tätigkeit geschlossen, die Zentraluntersuchungskommission in Mainz stellte ihre Netze gegen die Lehrer und Lernenden an den Universitäten, die Burschenschaft, die Turnvereine wurden unterdrückt, ein unvorsichtiges Wort, ein mißfälliges Kleidungsstück genügte, um Verdacht zu wecken, vielleicht eine kriminalrechtliche Untersuchung zu veranlassen. Es scheint nicht, daß Heine sich in Bonn mit Vorliebe politischen Bestrebungen zuwendete, aber daß sie ihm auch nicht fernlagen, beweist schon ein längeres Gedicht, das auf einer folgenden Seite aus Sethes Papieren in seiner ursprünglichen Gestalt veröffentlicht wird. Mehrere seiner nächsten Bekannten sah er in eine Untersuchung verwickelt, sich selbst wenigstens als Zeugen vor den Richter gerufen, und zwar schon in den ersten Tagen seines Bonner Aufenthalts, ehe er einmal die wirkliche Aufnahme in die Listen der Universität erlangt hatte.

Der 18. Oktober, der Tag der Leipziger Schlacht und der Eröffnung der Universität, wurde auch im Jahre 1819 festlich begangen. Ein Zug von Studenten zog Abends auf den Kreuzberg, wo bei dem Schein der Fackeln und angezündetem Freudenfeuer ein Berliner Theologe, in Worten,

wie sie auf mancher Kanzel ohne Anstoß oder Aufsehen hätten verlauten können, zur Tugend und Religion, zum fleißigen Dienste im Dome des deutschen Volkes und im Tempel der Wissenschaft ermahnte, darauf hinwies, daß das Volk auf die blühende Jugend hoffe, und mit der Frage schloß, ob sich einer dem Dienste des Vaterlandes entziehen wolle. Diese Frage wurde, wie sich denken läßt, allgemein verneint, alsdann von einem zweiten Redner ein Hoch auf den kurz verstorbenen Vater Blücher und die deutsche Freiheit ausgebracht, worauf alles in Ruhe in die Stadt zurück und auseinanderging. Schwerlich würde jemand daran Anstoß genommen haben, hätte nicht Heines Landsmann und Stubengenosse, Joseph Neunzig aus Düsseldorf, dem befreundeten Redakteur der „Düsseldorfer Zeitung“ eine stark gefärbte Beschreibung des Festes geliefert, die dann von der zweiten Hand in einem Zeitungsartikel noch weiter verschönert wurde. Die eben angeführten Worte waren zu dem Satze entstellt: „Brüder! Auf uns ruht eine schwere Last, auf uns hofft und wartet das Volk, um das gedrückte Vaterland vom Drucke zu befreien.“ Für diesen löblichen Zweck sollten die Studenten ein dreimal donnerndes Hoch ausgebracht haben. Grund genug, um damals die Behörden bis in die höchsten Spitzen in Bewegung zu setzen. Der Oberpräsident des Niederrheins, Graf von Solms-Laubach, ein überaus verständiger Mann, war keineswegs zu auffälligen Schritten geneigt. Aber infolge einer ihm zugehenden polizeilichen Anzeige sah er sich genötigt, dem eben eingetretenen Rektor Augusti sein Mißfallen über den Vorgang auszusprechen, der sicher die Aufmerksamkeit der Ministerien erregen und Nachfragen veranlassen würde. Er forderte den Rektor auf, zunächst das Manuskript der Rede sich einhändigen zu lassen. Da dies durchaus nichts Anstößiges enthielt, wurde am 21. November der Redakteur der „Düsseldorfer Zeitung“ in Untersuchung gezogen. Dieser berief sich aber auf die Mitteilung Neunzigs; er habe, sagte er, in dem Briefe, den er

übrigens nicht vorzeigen konnte, nur wenige Ausdrücke verändert, nämlich die bärtigen Musensöhne, die Neunzig mit ihren Ziegenhainern auf den Berg ziehen ließ, in einfache Studenten verwandelt und von ihrer Ausrüstung gar nicht gesprochen. So kam die Reihe nun an Neunzig; am 23. November erscheint er zum erstenmal vor dem Universitätsrichter, dem später so bekannt gewordenen Kriminalisten Mittermaier, damals Vizesyndikus der Universität. Alles wäre zutreffender als die Behauptung, der Richter habe den Vorgeführten verwickeln oder die Sache selbst erschweren wollen. Aber Neunzig selbst beging die Ungeschicklichkeit — es scheint, um seinen Freund, den Redakteur, aus der Verlegenheit zu ziehen — die eigenmächtig zugesetzten Worte aufrecht zu halten und sogar, zum großen Ärger des Untersuchenden, von einem Hoch auf die Burschenschaft zu reden. Über ein solches Hauptverbrechen war es nun unumgänglich, die genaueste Rechenschaft zu fordern. Elf Studenten und zwei auf dem Kreuzberg anwesende Professoren werden in den nächsten Tagen über die Sache verhört. Die Art der Fragestellung kann man aus dem folgenden Protokoll entnehmen.

Protokoll

verhandelt am akademischen Gerichte zu Bonn,
den 26. November 1819.

Präsentibus:
Herr Professor Mittermaier,
qua stellvertretender Syndicus:
Oppenhoff, Universitäts-Sekretär.

Der vorgerufene studiosus juris Harry Heine aus Düsseldorf, 19 Jahr alt, seit Michaelis d. J. in Bonn, gehörig die Wahrheit zu sagen ermahnt, nach vorgängiger Er-

klärung, daß er auf dem Kreuzberge am 18. Oktober gewesen sei, deponiert auf die Frage:

1. Wie viel Lebehoch wurden ausgebracht?

ad 1. Ich erinnere mich an zwei; das erste dem verstorbenen Blücher und das zweite, wenn ich nicht irre, der deutschen Freiheit.

2. Wurde der Burschenschaft kein Lebehoch gebracht?

ad 2. Nein, ich erinnere mich nicht, ein solches gehört zu haben.

3. Erinnern Sie sich noch an den Zusammenhang der gehaltenen Reden?

ad 3. In der ersten Rede konnte ich keinen Zusammenhang finden, und den Zusammenhang der zweiten kann ich nicht angeben, weil ich mich nicht erinnere.

4. Kamen in einer der Reden die Worte vor: Auf uns ruht eine schwere Last?

ad 4. Diese Worte glaube ich gehört zu haben, den Zusammenhang kann ich mir aber nicht mehr ins Gedächtnis rufen.

5. Geschah in einer der Reden am Schlusse die Frage, ob Einer wäre, der sich dem Dienste für Vaterland u. s. w. entziehen wolle?

ad 5. Eine solche hervorstehende Frage erinnere ich mich nicht gehört zu haben.

6. Kamen die Worte vor: Auf uns hofft und wartet das Volk, um das gedrückte Vaterland vom Drucke zu befreien?

ad 6. Nein, solche Worte habe ich nicht gehört.

7. Wissen Sie sonst nichts anzugeben?

ad 7. Nein.

8. Ist Ihnen nicht bekannt, daß über das Fest in der Düsseldorfer Zeitung etwas stand?

ad 8. Ich habe davon gehört.

9. Von wem haben Sie das gehört?

ad 9. In vinea domini habe ich davon sprechen hören.

10. Können Sie keine Spur angeben, durch wen nach Düsseldorf darüber geschrieben worden ist?

ad 10. Ich habe den stud. Neunzig an einem Briefe nach Düsseldorf schreiben gesehen, und auf die Frage, was der lange Brief enthalte, gab Neunzig ganz unbefangen die Antwort, daß er die Burschenfeier einem Freunde beschreibe.

11. Wissen Sie nicht den Namen des Freundes, an den er schrieb?

ad 11. Nein.

12. Wissen Sie nicht, was er geschrieben hat?

ad 12. Nein, ich habe den Brief nicht gelesen.

13. Haben Sie keinen Grund zu glauben, daß Neunzig den Brief absichtlich, damit er abgedruckt werde, nach Düsseldorf geschrieben hat?

ad 13. Nein, das glaube ich nicht; Neunzig ist an sich schwatzseliger Natur.

14. Hat sich Neunzig nicht gegen Sie geäußert, daß ihm das Fest mißfallen habe?

ad 14. Nein.

15. Wer ist denn sonst noch von Düsseldorfern hier auf der Universität?

ad 15. Ich kenne sie nicht alle.

16. Wissen Sie sonst nichts anzugeben?

ad 16. Nein.

Vorgelesen und unterzeichnet

Harry Heine.

Akademisches Gericht:

Mittermaier, Vicesyndikus. Oppenhoff, Sekretär.

Diese Fragen wiederholen sich der Hauptsache nach in zehn ähnlichen Aktenstücken, darunter eins von Hoffmann von Fallersleben unterzeichnet. Heines Vorgänger war Eduard Böcking, der gleichfalls versichert, es sei in der Rede

nichts von Politik, aber wohl von Gott und Christus einiges vorgekommen. Die ganze Untersuchung ergibt augenscheinlich, daß das Hoch auf die Burschenschaft eine Einbildung, die gefährlichen Worte in der Zeitung ein eigenmächtiger Zusatz Neunzigs oder des Redakteurs gewesen waren. Mittermaier führt deshalb am 27. in einem zehn Folioseiten füllenden Bericht den Beweis, daß auf dem Kreuzberge nichts Strafwürdiges sich ereignet habe. Er schließt mit dem Satze: „So vereinigt sich alles, um auch diesmal wieder zu beweisen, wie unsere Universität Gegenstand der Schwätzereien und des Neides ist, und wie ungegründet die Gerüchte über uns. Auch wir dürfen mit dem Dichter sagen: ‚Wir sind besser als unser Ruf'. Die Feier des 18. Oktober ist auf eine durchaus würdige, dem Feste angemessene Weise von unsern Studierenden veranstaltet gewesen; nicht einmal der Vorwurf der Unbesonnenheit kann ihnen gemacht, wohl aber das Lob eines männlichen, würdigen Benehmens erteilt werden." Nur Neunzig, meint Mittermaier, gegen den zwar der Vorwurf absichtlicher und böswilliger Klatscherei nicht begründet sei, möge doch einen Verweis erhalten, daß er, ohne gehörig instruiert gewesen zu sein und ohne Überlegung der Folgen, gegen die Wahrheit Erzählungen unter Umständen gemacht habe, unter welchen er den Mißbrauch derselben habe befürchten müssen.

Der Senat, auch der Oberpräsident erklärten sich mit diesem Urteil einverstanden. Ernster sah man die Sache in Berlin an. Am 27. November 1819 reskribiert der Kultusminister von Altenstein dem Regierungsbevollmächtigten, Geheimrat von Rehfues: die von dem Studiosus Schweder gehaltene Rede enthalte zwar an sich nichts Strafbares; dergleichen öffentliche Reden für Studierende müssen aber überhaupt für unpassend angesehen werden, indem dadurch der Standpunkt derselben verrückt und die Tendenz genährt werde, mit Verkennung ihrer nächsten und alleinigen Bestimmung zu einer Teilnahme an den öffentlichen An-

gelegenheiten sich berufen zu glauben. Den Studierenden soll infolgedessen nicht ferner gestattet werden, daß sie bei irgendeiner Gelegenheit öffentliche Reden halten.

Der strenge Ton in der Antwort des Ministers mag wesentlich durch einen Vorfall veranlaßt sein, der dem eben Erzählten sich anschließt. Wieder steht ein junger Mensch im Vordergrund, der bald zu Heines vertrautesten Freunden gehörte. In Bonn hatte sich, wie in den meisten rheinischen Städten, eine Turngemeinde gebildet; der im vorigen Aufsatz erwähnte Johann Baptist Rousseau zeigte sein frühreifes Talent für Buchmacherei zum ersten Male darin, daß er „Lieder für die Bonner Turngemeinde“ zusammenstellte und einem Kölnischen Verleger M. Spitz zum Druck übergab. Das Manuskript blieb aber liegen, und im Jahre 1819 wurden die Turngemeinden unterdrückt. Erst das bevorstehende Fest vom 18. Oktober machte dem jungen Literaten wieder Hoffnung, seine Erstlingsarbeit doch noch gedruckt zu sehen. Unter dem Vorgeben, die Bonner Studenten könnten das neue Werk kaum erwarten, drängte er den Drucker zur Eile, und so erschienen wirklich in ungefähr 200 Exemplaren „Lieder der Turngemeinde in Bonn, Deutschland 1820.“ Die Hälfte wurde noch am 17. Oktober an Rousseau nach Bonn geschickt, ein Exemplar, das einzige, das der Verleger in Cöln absetzte, kam aber dem Polizeipräsidenten Struensee zu Gesichte, der sofort am 5. November von den bei Spitz noch vorrätigen Exemplaren ein Dutzend wegnahm, die übrigen unter Siegel legte und den höchsten Behörden von dieser neuen gefährlichen Lebensäußerung des so übel berufenen Turnwesens Kenntnis gab. Sehr mißvergnügt schreibt Solms am 14. November an Augusti, er solle die in Bonn vorrätigen Exemplare des Buches aufkaufen; alsdann den Studenten Rousseau darüber vernehmen, was er mit dem Ausdrucke „Turngemeinde zu Bonn“ für einen Sinn verbunden habe, ob eine solche existiere, und ob jemand in ihrem Auftrage ihn aufgefordert habe, die Lieder zum Druck zu

befördern. — Wenn der Oberpräsident dabei von Weitläufigkeiten redet, die diese Lieder schon veranlaßt hätten oder noch zu veranlassen drohen, so wurde seine Voraussicht nur zu bald durch ein Schreiben des Ministers des Innern und der Polizei, Herrn von Schuckmann, vom 12. November bestätigt. Der Minister legt dem Struenseeschen Bericht offenbar weit größere Bedeutung bei als der Oberpräsident. Sehr ungehalten äußert er sich über den, trotz der vom König ausgesprochenen Unterdrückung, wieder hervortretenden Turnunfug, nicht weniger über den Inhalt der Lieder, die zum Teil aus der Feder von verdächtigen, ja verhafteten Männern hervorgegangen, mit dem Schwur der Anhänglichkeit an einen in Kriminal-Untersuchung befindlichen Mann und an die Einheit Deutschlands schließen. Deshalb macht er dem Oberpräsidenten noch weit schärfere Maßregeln zur Pflicht, als dieser von Augusti bereits gefordert hatte, und kommt endlich zu dem Schlusse: Da die Sammlung für die Feier des 18. Oktobers in Bonn bestimmt gewesen sei, so sei eine gleich schädliche Tendenz dieser Feier selbst vorauszusetzen. — Indessen die Antwort des Oberpräsidenten war wohl geeignet, die Unruhe des Ministers zu beschwichtigen. Die von Augusti vorgenommene Untersuchung hatte alsbald herausgestellt, daß der angebliche Student Rousseau gar kein Student, sondern noch ein Schüler des Gymnasiums sei*). Die so ungeduldig begehrten Exemplare fanden sich beinahe unberührt in Rousseaus Besitz; nur wenige waren an Mitschüler verschenkt, um daraus am Nachmittag des 18. Oktober einige Lieder absingen zu können. Solms meint demnach, er dürfe es dem Minister anheimstellen, ob noch eine weitere Untersuchung stattfinden solle. Nach seiner Ansicht sei sie nicht notwendig, nachdem der Druck weder von Studenten veranlaßt worden, noch für Studenten bestimmt gewesen sei, und schon seit Ostern in Bonn und in der ganzen Provinz

*) Rousseau wurde erst am 15. Mai 1820 immatrikuliert.

nach dem Befehl des Königs das Turnen ein Ende genommen habe. Rousseaus Vater habe sich erboten, die wenigen ausgegebenen Exemplare von den Knaben, die sie besitzen, zurückzubringen; die in Cöln befindlichen Exemplare seien durch den Polizeipräsidenten mit Beschlag belegt; die ganze Auflage könne also als eingezogen betrachtet werden.

Auch die Ministerien in Berlin scheinen sich dabei beruhigt zu haben. Wie ernst man aber die Sache ansah, bezeugt mehr als alles ein indessen bei Solms eingelaufenes Schreiben Altensteins vom 16. November. Auf Schuckmanns Anregung fordert auch dieser Minister in bezug auf den Fackelzug und die Turnlieder den Oberpräsidenten zur strengsten Untersuchung und gegen alle, die sich dabei einer Unbesonnenheit oder eines Ungehorsams gegen die königlichen Verordnungen schuldig gemacht haben, zur Anwendung der Strafmaßregeln auf, welche die Wichtigkeit des Gegenstandes erheische. Er mahnt dringend, daß ein guter Geist, d. h. der Geist des Gehorsams gegen die von der Regierung erlassenen Verfügungen an der Universität erhalten werde, und schließt mit den bezeichnenden Worten, es sei mit Grund zu fürchten, daß jedes ungesetzliche und von einer verderblichen Richtung zeugende Benehmen seitens der Professoren oder der Studierenden für die Universität Bonn die nachteiligsten Folgen haben, ja, selbst ihre Existenz gefährden werde.

Es liegt auf der Hand, wie Vorfälle dieser Art auf einen jungen Menschen wirken mußten, selbst wenn er nicht einmal unmittelbar oder durch seine nächsten Freunde darin wäre verwickelt worden. Auch mag hier bemerkt sein: so harmlos dergleichen Dinge meistens in den Untersuchungsakten sich ausnehmen, sie bezeichnen doch bei den Studierenden und bei einem großen Teil der akademischen Lehrer eine Gesinnung, die gewiß nicht nach unserer Auffassung, wohl aber nach den Gesetzen jener Tage einem eifrigen Kriminalbeamten wenig besser als Hochverrat hätte erscheinen können. Wie Heine in späterer Zeit mit diesen Gesetzen in Berührung

kam, ist hier nicht zu erörtern. Ich erwähne nur noch ein Erlebnis, das mir von Herrn Vincenz von Zuccalmaglio erzählt wurde, dem um die Mitte der 70er Jahre verstorbenen rheinischen Schriftsteller, welchem ich auch die Nachrichten über das Verhältnis seines Onkels Franz von Zuccalmaglio zu Heine (o. S. 15) verdanke.

„Als ich mit meinem Bruder", schreibt Herr v. Zuccalmaglio, „1827—1830 in Heidelberg die Hochschule besuchte, hielt sich Heines jüngerer Bruder zum Studium der Medicin dort auf, und Heine besuchte ihn. Mein Bruder erzählte mir, daß er ihm begegnet sei und sich sehr angelegentlich nach seinem Freunde, dem Oheim Franz, erkundigt, auch viel Rühmens von ihm gemacht habe. Einige Tage oder Wochen darauf (das Jahr vermag ich nicht anzugeben), saß ich mit mehreren Studenten auf der Wartburg bei Weinsberg, jenseits Heilbronn. Heinrich Heine war mit einer andern Partie Studenten, worunter auch sein Bruder, anwesend. Da trat ein württembergischer Polizeimann in Civilkleidern unter die zechenden Studenten und ließ sich den Verfasser der „Reisebilder" zeigen. Er ging dann auf Heine zu und frug, ob er die Ehre habe, den Dichter Heine vor sich zu sehen. Der Angeredete schien freudig erregt und glaubte wohl, der Herr im Frack würde ihm Huldigungen, die seiner Dichtergröße gebührten, darbringen, wurde aber bitter enttäuscht, da er ihn im Namen des Gesetzes für einen Haftling erklärte und auf dem Schub über die Grenze brachte. Dies ist das erste und letzte Mal, daß ich H. Heine gesehen. Mein Bruder wußte mehr von ihm."

Das Erlebnis ist unzweifelhaft in den November 1827 zu setzen. Heine war im Sommer dieses Jahres aus England zurückgekehrt; einem Rufe des Freiherrn von Cotta folgend, verließ er Hamburg Ende Oktobers und reiste über Lüneburg, Frankfurt, Heidelberg, Stuttgart nach München,

wo er Ende Novembers eintraf. Über seinen Aufenthalt in dieser Stadt geben die Mitteilungen von Varnhagen und Cotta nähere Auskunft; von der Beschäftigung mit Shakespeare zeugt ein Ausdruck des folgenden Briefes, welchen ich der Güte des Herrn Berghauptmann Brassert in Bonn verdanke. Leider ist die Adresse abgerissen und der Inhalt nicht von der Art, daß ich angeben könnte, an wen er gerichtet ist.

München, den 19. April 1828.

Entschuldigen Sie, Lieber, wenn ich erst heute Ihren viel werthen Brief mit einigen Zeilen erwiedere. Erst jetzt meldet sich hier in München ein besseres Wetter und in mir eine bessere Gesundheit; — ich wollte Ihnen nicht bei schlechtem Wetter und kranker Stimmung schreiben. — Ich danke Ihnen für Ihre freundlichen Gesinnungen; ich glaube nicht, daß ich sie in so vollem Maaße verdiene.

Ueber die Zeit woran Sie mich in Ihrem Briefe erinnern, habe ich nicht ohne Wehmuth lachen können. Die Praleren der eigenen Jugend, wie ergötzlich klingt sie uns in späterer Zeit! Aber wie traurig ists, daß wir in späterer Zeit nicht mehr pralen können! Jetzt wissen wir, was an uns ist; damals ahneten wir alle möglichen Kräfte und wußten nicht, daß sich nur wenige in uns entwickeln würden. — Ich muß mich sehr geändert haben; jetzt disputire ich nicht, wenn ich Unsinn höre. Ich bin ein stiller Mann geworden; ein todter Merkuzio. — Leben Sie wohl. Ich denke es wird sich mahl so treffen, daß ich auch ihre persönliche Bekanntschaft mache.

In freundlicher Ergebenheit

H. Heine.

III.

Heines Abgangszeugnis.

Heine hatte wohl Grund, sich während des Bonner Studienjahres nicht allzuviel mit politischen Dingen zu befassen; er selbst mußte fühlen, wie manche Lücke in seinen Kenntnissen auszufüllen blieb. Dem mangelhaften Unterricht auf der Düsseldorfer Schule war, ohne Abschluß durch eine Prüfung, die Frankfurter Wechslerbank und die Firma Harry Heine und Compagnie in Hamburg gefolgt. Als der reiche Onkel 1819 für das Rechtsstudium in Bonn die Mittel gewährte, mußte vorerst das Vergessene und noch Fehlende wieder angefrischt und nachgeholt werden. Dazu diente Heine und seinem Freunde Neunzig ein gemeinsamer Privatunterricht in Düsseldorf; in der Bonner Prüfung im Dezember erhielten beide gleichwohl nur die letzte Nummer, die Nummer III. Es wäre aber ein Irrtum, wollte man darin im Verhältnis zu andern den Beweis besonders mangelhafter Kenntnisse finden. Infolge des langjährigen Krieges, dem noch die Besetzung des französischen Gebietes sich anschloß, gab es zahlreiche junge Leute, die ohne regelmäßiges Gymnasialzeugnis die Hochschule zu besuchen wünschten. Die Behörden kamen ihnen auf jede Weise entgegen. In Bonn war eine Immatrikulations-Kommission von Professoren eingesetzt, in welcher der Vorsitzende Hüllmann in der Geschichte, Windischmann in der deutschen Sprache, Heinrich im Lateinischen und Griechischen, Diesterweg in der Mathematik und den Naturwissenschaften die Prüfung abnahmen. Von 71 Kandidaten er-

hielten im November und Dezember 1819 nur vier die Nummer I, sieben die Nummer II, und sechzig die Nummer III. „Es befinden sich darunter“, sagt ein Bericht der Kommission, „Pharmazeuten, Forst- und Bergbau-Eleven, aber leider auch viele, die sich den gelehrten Fächern bestimmen, ohne die nötigen Schulkenntnisse zu besitzen. Auch diese sollen nach einer Bestimmung des Königl. Ministeriums vom 1. Mai nicht zurückgewiesen werden.“ Die Mehrzahl erscheint denn auch in den Prüfungsprotokollen überaus unwissend. Im Griechischen, in der Mathematik fühlen sich bei weitem die meisten, selbst im Lateinischen manche zu schwach, um in die Prüfung nur einzutreten. Auch Heine wurde nur am 2. Dezember im Lateinischen, am 4. Dezember in der Geschichte geprüft. In der Geschichte war er von den 16 Leidensgefährten offenbar der beste, „nicht ohne Kenntnisse“, sagt das besondere Protokoll. Einen lateinischen Aufsatz hat er nicht geliefert. Für den deutschen Aufsatz hatte Windischmann das Thema gegeben: „die Gründe, worauf es bei der Entscheidung für einen bestimmten Beruf wesentlich ankommt.“ Heines Aufsatz ist leider nicht erhalten, wenigstens noch nicht wieder aufgefunden. Nach Neunzigs Erinnerungen soll er das Thema durchaus humoristisch behandelt haben; Strodtmann (I, 62) teilt danach eine Stelle mit, in welcher besonders die Schreibbänke der Hörsäle als Grundlagen der Weisheit und Gedenktafeln unsterblicher Namen gepriesen werden. Dies könnte wohl als eine „wunderliche Auffassung“ gelten, aber würde es der Zensor eines derartigen Aufsatzes leicht als „gutes Bestreben“ bezeichnen? In dem Gesamtbericht, den die Kommission am 30. Dezember dem Konsistorium in Cöln überschickt, lautet Heines Zeugnis:

Harry Heine Nr. III.

Griechisch hat er nicht gelernt. Im Lateinischen ist er von unsicherer Kenntniß und zu geringer Übung, weßhalb er auch keinen Aufsatz geliefert hat. Zu einer Prüfung in der

Mathematik hat er sich nicht verstanden. In der Geschichte ist er nicht ohne alle*) Kenntnisse. Seine deutsche Arbeit, wiewohl auf wunderliche Weise gefaßt, beweist ein gutes Bestreben.

Am 11. Dezember wurde Heine als studiosus juris et cameralium in das Universitäts-Album eingetragen. Welche Vorlesungen er hörte, ersieht man genau aus dem folgenden Dokument, das, für Autographensammler unschätzbar, auch seinem Inhalt nach hier eine Stelle verdient.

Im Winterhalbjahr 1819—1820

hörte ich bey:

dem Herrn Professor Aug. Wilh. v. Schlegel: Geschichte der deutschen Sprache und Poesie.	Den fleißigen und aufmerksamen Besuch bezeuge ich mit Vergnügen. A. W. von Schlegel.
dem Herrn Professor C. Th. Welker: Encyclopedie, Methodologie und Institutionen des römischen Rechts.	Ausgezeichnet fleißig und aufmerksam gehört. C. Th. Welker.
dem Herrn Professor C. D. Hüllmann: Geschichte des Alterthums.	Ich bezeuge den rühmlichen Fleiß. Hüllmann.
dem Herrn Professor E. M. Arndt: Geschichte des deutschen Volks und Reichs. dem Herrn Professor E. M. Arndt ebenfalls: Tacitus: de moribus Germanorum.	Den unausgesetzt fleißigen und sehr aufmerksamen Besuch beider Vorlesungen bezeugt mit vielem Vergnügen E. M. Arndt.

*) „alle" ist Zusatz des Gesamtberichts.

dem Herrn Professor J. Th. Radloff: Urgeschichte der Deutschen.

Den ununterbrochenen Besuch bezeugt

Dr. Radlof.
Prof.

Harry Heine aus Düsseldorf.

Collegien-Verzeichniß für H. Heine aus Düsseldorff.

Sommersemester 1820.

In der juristischen Facultät:

bei Herrn Professor und Decan Makeldey:
Institutionen des römischen Rechts.

Sehr fleißig und aufmerksam gehört.

F. Mackeldey.

In der philosophischen Facultät:

bey dem Herrn Professor und Ritter v. Schlegel:
1. Historisch-kritische Erklärung des Nibelungenlieds.
2. Metrik, Prosodie und Declamation.

Ausgezeichneter Fleiß und aufmerksame Theilnahme wird von mir mit Vergnügen bezeugt.

Bonn, 18. Aug. 1820.
A. W. v. Schlegel.

bey dem Herrn Professor Hüllmann:
1. Culturgeschichte.
2. Germanisches Staatsrecht des Mittelalters.
3. Französische Geschichte.

Mit dem rühmlichsten Fleisse und Eifer.

Hüllmann.

Daraufhin erfolgt dann das

Decanats-Zeugniß.

Daß der stud. juris H. Harry Heine aus Düsseldorf, während seines Aufenthalts auf hiesiger Universität folgende Vorlesungen, nämlich . . . . .

[folgen die Vorlesungen im Wintersemester 1819/20 und im Sommersemester 1820]
mit ausgezeichnetem Fleiße und rühmlichster Aufmerksamkeit besucht habe, wird demselben bey seinem Abgange von hier, der Wahrheit gemäß, andurch bezeugt.

Bonn, d. 14. Sept. 1820.

Decanat der Jur. Facultät der Kön. Pr. Rh. Univ.
exped. eod.
Oppenhoff.

Jeder weiß, daß man Zeugnisse dieser Art nicht nach dem Buchstaben nehmen darf. Aber so viel beweisen sie doch, daß Heine weder zu den unordentlichen, noch zu den unfleißigen Studierenden gehörte. So blieb es auch in späterer Zeit. Man braucht ihn nicht für einen großen Gelehrten zu halten, aber noch viel weniger darf man ihn einen oberflächlichen Halbwisser oder ganz unwissend schelten. Ein entscheidendes Zeugnis darüber, weit entscheidender als alle Testate der Professoren, wird sich in der 6. dieser Mitteilungen („Heine und Karl Hillebrand") finden.

Heine äußert einmal scherzend, Schriftsteller liebten von allen am meisten die, von denen sie am häufigsten zitiert würden; deshalb habe er mit den Universitätspedellen so gute Freundschaft geschlossen. In den Akten des Bonner Universitätsgerichts findet dieser Scherz keine Bestätigung. Sie beweisen, daß die früher erwähnte Vorladung auch die einzige geblieben, und daß während der Bonner Universitätszeit, wenn ich mich des offiziellen Ausdrucks bedienen darf, nichts Nachteiliges gegen ihn bekannt geworden ist.

IV.

Heine und J. B. Rousseau*).

Ich muß noch einige Worte über Johann Baptist Rousseau sagen. Drei Jahre jünger als Heine — er war zu Bonn am 29. Dezember 1802 geboren — ist er doch nicht ohne Einfluß auf ihn gewesen und in der Tat nicht so unbedeutend, als ich früher glaubte. Er besaß eine nicht gewöhnliche Leichtigkeit, zu arbeiten und sich in gebundener Rede auszudrücken. Was ihm fehlte, waren Tiefe und Energie des Gedankens und Charakters; zudem ließen ihn drückende Vermögensverhältnisse von Kindheit an nicht zu Ruhe und sorgenfreier Arbeit gelangen. So hat er in einer ziel- und freudenlosen Literaten-Existenz sich abgemüht und schöne Anlagen vergeudet.

Von literarischen Freunden hat in erster Jugendzeit vielleicht keiner Heine so nahe gestanden als Rousseau. In ihrem Verhältnis zeigt sich von seiten Heines nicht das kleinere Maß von Anhänglichkeit, ja, eine Vorliebe, die allen, auch den deutlich erkannten Schwächen des vielschreibenden Freundes gegenüber stand hielt. Wenn er Rousseaus Beitrag für den „Rheinisch-Westfälischen Musenalmanach" von Raßmann 1821 oder Rousseaus eigene Gedichtsammlung und die „Poesien für Liebe und Freundschaft" 1823 bespricht (Werke XIII, 195, 197 [VII, 173 und 218]), immer

*) Vgl. dazu Reumonts Aufsatz über die „Rheinische Flora" und Rousseau (im 5. Bande der „Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins", 1883).

geht er im Lobe so weit, als er, ohne unwahr zu werden, irgend gehen kann. Auch dem von Rousseau noch in demselben Jahre (1823) herausgegebenen „Westteutschen Musenalmanach" wendet er reichliche Beiträge zu: vorerst unter der Überschrift „Traum" das bekannte Gedicht: „Mir träumt, ich bin der liebe Gott" (Werke XV, 248 [I, 125]), dann nicht weniger als sieben Lieder, die später bis auf eins in dem „Lyrischen Intermezzo" wieder abgedruckt wurden*). Für die Texteskritik der Heineschen Gedichte ist deshalb dieser Almanach nicht ohne Bedeutung; selbst das Verständnis kann er wenigstens in einem Falle erleichtern. Wer ist in dem „Traum" der „teure Freund Eugen", den der Engel Gabriel heraufholen soll? Man konnte allenfalls vermuten, es sei der polnische Graf Eugen von Breza, den der Brief vom 14. April 1822 (s. o. S. 33 und 31) so liebevoll erwähnt. Aber die Vermutung wird erst zur Gewißheit, wenn man in der Fassung des Musenalmanachs den Namen Eugen ins Polnische übersetzt findet, wo dann der Auftrag lautet:

„Genuscha, meinen besten Freund,
Sollst Du herauf mir holen."

Daraus erklärt sich auch, warum unter den Kirchen Berlins grade die einzige katholische, die Hedwigskirche, als diejenige genannt wird, in welcher man den gewiß dem katholischen Bekenntnis angehörigen polnischen Edelmann nicht suchen soll.

Dem Heineschen Liede „Sie haben mich gequälet" usw. grade gegenüber steht S. 155 die bekannte Parodie desselben von J. G. Lehmann, dem späteren Herausgeber des „Magazins für die Literatur des Auslandes". Er unterzeichnet mit dem Anagramm H. Anselmi und hat für den Musenalmanach

*) Vgl. Strodtmann, Heines Leben I, 689 und Elsters Ausgabe der Werke I, 516 (zu Nr. 6 des „Lyrischen Intermezzos"); der zweite Jahrgang enthält das schon vorher im „Gesellschafter" abgedruckte Mailied (XVI, 158 [I, 205]) und die ebendaselbst schon 1822 veröffentlichte „Götterdämmerung" (XV, 265 [I, 135]), aber mit der Überschrift „Traumbild" und ohne Heines Namen.

auch die von Strodtmann (I, 690) noch einmal abgedruckten „Zuckerpastillen“ geliefert, kleine Gedichte in Heinescher Manier, die wohl für Arbeiten Heines ausgegeben sind. Auch sonst enthält der Almanach einzelne Beiträge von namhaften Schriftstellern, Hoffmann von Fallersleben, Immermann, Rellstab, im zweiten Bande ein episches Gedicht: „Die drei Cliffords“ von Fouqué und Reliquien von Schenkendorf. Daneben findet man aber ein Übermaß gewöhnlicher Reimereien, besonders unter den Beiträgen des Herausgebers wohl das Unreifste, was jemals aus seiner Feder gekommen ist. Heine konnte sich in solcher Nachbarschaft nicht behaglich fühlen. Für den zweiten Jahrgang, der, mit dem „Zensursiegel der Polizeibehörde in Münster“ verziert, 1824 in Hamm ans Licht trat, hat er unter eigenem Namen nur ein Gedicht beigesteuert, freilich ein so anmutiges, wie das Lied: „Gekommen ist der Maie“. Dagegen enthält die von Rousseau in Cöln 1824 herausgegebene Zeitschrift „Agrippina“ wieder elf Heinesche Gedichte*). Heine war es sogar, der, wie noch zu erwähnen, durch die Mitteilung eines nicht unter dem „Zensursiegel“ abgedruckten Volksliedes die rasche Unterdrückung der Zeitschrift herbeiführte.

Rousseau verlor den Mut nicht, er wandte sich nach Aachen, wo er bei einem befreundeten Buchhändler Unterkommen fand, und brachte es dahin, daß schon am 1. Januar 1825 die „Reinische Flora, Blätter für Kunst, Leben, Wissen und Verkehr“, erscheinen konnte. Jetzt ist sie beinahe ver-

*) 1. „Die Wälder und Felder grünen“ (Werke herausg. v. Elster II, 68, Nr. 27); 2. „Er steht so starr wie ein Baumstamm“ (das. I, 242); 3. „Man glaubt daß ich mich gräme“ (I, 110; Nr. 30); 4. „Du bist ja tot und weißt es nicht“ (I, 413); 5. „Lieben und Hassen, Hassen und Lieben“ (II, 68; Nr. 28); 6. „Daß ich dich liebe, o Möpschen“ (II, 68; Nr. 29); 7. „Tag und Nacht hab' ich gedichtet“ (II, 69; Nr. 30); 8. „Die Jahre kommen und gehen“ (I, 107; Nr. 25); 9. „Draußen ziehen weiße Flocken“ (I, 295); 10. „Es faßt mich wieder der alte Mut“ (II, 10; Nr. 18); 11. „Auf den Wällen Salamancas“ (I, 131; Nr. 80).

schollen; nur nach vielfachem Nachsuchen ließ sich ein vollständiges Exemplar für die Bonner Universitätsbibliothek wieder auftreiben. Die Zeitschrift ist nicht ohne Wert, für die literarischen Verhältnisse der Rheinprovinz sogar sehr unterrichtend, und es lohnte sich der Mühe, gelegentlich ausführlicher darüber zu reden. Hier ist zu bemerken, daß beinahe alles, was in erster Jugendzeit mit Heine literarische Verbindung pflog, in diesem Blatt wieder zu Worte kommt; vor allem Rousseau selbst, in Novellen, ausführlichen und nicht ungeschickten Theaterkritiken, endlich in Gedichten, von denen wenigstens einzelne über das Mittelmäßige hinausgehen. So die Übersetzung eines lateinischen Gedichts, in welchem August Wilhelm von Schlegel die Rheinfahrt König Friedrich Wilhelms III. im September 1825 feierte. Schlegel selbst hat es später übertragen und die strengen Gesetze antiker Prosodie mit gewohnter Sicherheit zur Anwendung gebracht; aber an Leichtigkeit und zuweilen an Schwung des dichterischen Ausdruckes steht seine Übersetzung hinter der Rousseauschen nicht viel weniger zurück, wie die späteren Ausgaben der Vossischen „Odyssee" hinter dem Meisterwerk des Jahres 1781.

Von Schlegel bringt die „Flora" noch das Sonett an seinen Freund Windischmann, von Fouqué eine Erzählung und Gedichte, freilich nur durch den Namen des Autors von einiger Bedeutung. Wilhelm Smets, der Verfasser des „Tasso", den Heine (Werke XIII, 204 [VII, 152]) ausführlich besprochen und weit überschätzt hatte, tritt in dieser Zeitschrift als lyrischer Dichter auf, Steinmann und der später oft genannte Jurist J. D. H. Temme, unter dem Namen H. Stahl, lieferten Novellen; über Musik schreibt Joseph Klein, über Literaturgeschichte der münsterische Schriftsteller Raßmann; auch Joseph Neunzig wird unter den Mitarbeitern erwähnt. Simrock beteiligte sich wenigstens insoweit, als er in einem von Julius Curtius in Berlin veröffentlichten Musenalmanach und später im „Gesellschafter" eine Anzahl

der bittersten Xenien gegen Rousseaus frühere Schriften, dann auch gegen die „Flora“ richtete.

Von Heine findet sich in der Zeitschrift weniger als man erwarten sollte: in Nr. 12 vom 20. Januar das schöne Gedicht „Nacht liegt auf den fremden Wegen“ (Werke XV, 263 [I, 134]) mit der Überschrift „Wanderlied“, sodann in Nr. 26 vom 13. Februar das allbekannte: „Du bist wie eine Blume“ (XV, 235 [I, 117]) mit der Überschrift „Lied“, beide so, wie sie im nächsten Jahre in den „Reisebildern“ abermals veröffentlicht wurden*). Vielfach abweichende Formen zeigt dagegen ein Gedicht Heines in Nr. 176 vom 8. November:

Proficiat!

Gaben mir Rath und gute Lehren,
Ueberschütteten mich mit Ehren,
Sagten, daß ich nur warten sollt',
Haben mich protegieren gewollt;
Aber ich hätte trotz ihrem Verheißen
Können in's Gras vor Hunger beißen,
Wär' nicht gewesen ein braver Mann,
Wacker nahm der sich meiner an;
Braver Mann gab mir zu trinken, zu essen,
Werd' ihn nimmer und nimmer vergessen;
Schad' daß ich ihn nicht küssen kann,
Denn ich bin selbst dieser brave Mann.

Ipse fecit.

Dieses Gedicht ist aber genau, wie später in dem „Buch der Lieder“ (XV, 246 [I, 123]), schon im „Gesellschafter“ vom 31. März 1824 abgedruckt. Die beiden Verse zu Anfang der zweiten Strophe lauten bekanntlich:

Aber bei all ihrem Protegieren
Hätte ich können vor Hunger crepiren;

sie sind nicht von Heine, sondern, wie ich bestimmt weiß, von Rousseau, um das anstößige Schlußwort zu vermeiden,

*) Nur in dem zweiten steht Str. 1, Z. 4: „herein“ statt „hinein“, und Str. 2, Z. 2: „und beten“ statt „betend“. Eine Anmerkung zu dem ersten Liede nennt als Heines Geburtsjahr 1797.

in der angegebenen Weise verändert worden. Auch die übrigen Varianten erscheinen so sehr als das Gegenteil von Verbesserungen, daß sie gewiß nicht nach dem Abdruck im „Gesellschafter" von Heine vorgenommen sind. Möglich, daß Rousseau nur aus dem Gedächtnisse niedergeschrieben oder das Gedicht in früherer Zeit von Heine erhalten hat. Gewiß hat er es nicht im November 1825 erhalten; denn so, wie es hier erscheint, ist es wohl nichts anderes als eine Klage, daß Heine die „Flora" ohne Beiträge und den Herausgeber gegen mancherlei Angriffe ohne Unterstützung lasse. Rousseau war darüber im höchsten Grade aufgebracht, und als Heine auf Beschwerden und Mahnungen dadurch antwortete, daß er Rousseau auf das Leere und Zwecklose seines Literatenwesens aufmerksam machte, beging dieser die Torheit, dem großen Dichter und noch immer treuen Freunde die Freundschaft zu kündigen. Der Abdruck des Heineschen Gedichts sollte Heine zu Gemüte führen, er habe gegen Rousseau und die „Flora" nicht anders gehandelt, wie die Protektoren, deren leere Versprechungen von Heine getadelt werden, und die Über- und Unterschrift besagen, daß der, dem die Nutzanwendung des Gedichtes gelte, es selber gemacht habe. Nichts ist liebenswürdiger als die Art, in welcher Heine nach solchen Vorgängen wenige Wochen später sich nun doch über Rousseau ausspricht. In dem Briefe an Joseph Klein vom 25. Dezember 1825 heißt es kurz nach den früher (s. o. S. 41) mitgeteilten Worten über Gethe: „Die Ideenassociation des Wenigschreibens führt mich auf Johann Baptist Rousseau — hast Du von ihm Nichts gehört? Meine kränkliche Unumwundenheit hat ihm am Ende, und gewiß mit Recht, mißfallen, und er hat mir in vollgültiger Form die Kameradschaft aufgekündigt. Im Grunde ist er auch zu gut für mich. Ich liebe ihn und schätze ihn. Laß ihn froh sein, daß er mich nicht ganz versteht; er kann um desto lebensglücklicher sein und weniger in Gefahr gerathen, vom Teufel geholt zu werden. Nicht wahr, der Kerl

— ich meine nicht den Teufel, sondern im Gegenteil Rousseau — ist ein guter Kerl, eine Seele voller Seelengüte; hoffe, noch ehe ich sterbe, ihn wiederzusehn und ihm lachend zu zeigen, daß Alles nur ein Spaß ist, sogar die Liebe, die uns so besonders ernsthafte Gesichter schneiden macht.“ — Noch deutlicher erkennt man das Verhältnis in den schönen Worten an Simrock vom 30. Dezember: „Keiner fühlt mehr als ich, wie mühsam es ist, etwas Literarisches zu geben, das noch nicht da war, und wie ungenügend es jedem tiefern Geiste sein muß, bloß zum Gefallen des müßigen Haufens zu schreiben. Bei solchem Streben kannst Du Dir wohl vorstellen, daß ich manchen Anforderungen und Erwartungen nicht entsprechen kann. So ist unter andern mein Freund Rousseau unwillig geworden, daß ich ihn nicht in seinen poetischen Unternehmungen kräftig unterstützt, und er hat mir sogar vor einem halben Jahre förmlich die Kameradschaft aufgekündigt, als ich mich unumwunden über die Hohlheit und Leerheit seines Zeitschrifttreibens gegen ihn aussprach. Du magst sagen, was Du willst, er hat wahrhaftig echtes Talent und verdient, schon seines Herzens wegen, ein besseres Schicksal in der Literatur. Aber der Teufel hole sein zweckloses Treiben. Mich wenigstens will es bedünken, als ob es einem tüchtigen Geiste minder unerquicklich wäre, etwas Schlechtes zu tuen, als etwas Nichtiges.“

Aber zwischen Heine und Rousseau stellte sich das Verhältnis nie wieder her. Rousseau, mehr und mehr einer süßlichen Frömmelei und offiziellen Loyalität verfallend, mußte sich schon deshalb immer weiter von Heine entfernen. Der zweite Jahrgang der „Flora“, Nr. 126 vom 12. August, bringt noch ein Heinesches Gedicht: „Erinnerung“*), angeb-

*) Später nur abgedruckt in den „Letzten Gedichten“ nach dem Manuskript in Heines Nachlaß. Varianten: Str. 2, Z. 1: Ich bin ein kranker Jüngling jetzt st. kranker Mann jetzund. Str. 3, Z. 2: Ich jagte da. Str. 3, Z. 4: Wollt ich entreißen ihrer Himmelsbahn. Str. 6, Z. 4: hin st. fort. Str. 8, Z. 2: Sie opferte st. Opferte sie.

lich „Aus dem Englischen übersetzt. Sentimental Magazine Vol. XXXV.“ Aber auch dies Gedicht ist sehr wahrscheinlich nicht mit Heines Willen, sondern eigenmächtig von Rousseau einem vormals in seinen Besitz gelangten Manuskript entnommen. Ende 1826 ging die Zeitschrift ein, sie deckte nicht einmal die Druckkosten; Honorare konnten den Mitarbeitern niemals bezahlt werden. Rousseau wurde Korrektor in der Schulzeschen Buchhandlung in Hamm, gab zugleich eine neue Zeitschrift, die „Hermione“ heraus, arbeitete dann in den dreißiger Jahren für die „Oberpostamtszeitung“ in Frankfurt. Hier stand er den Kreisen der Gräfin Reichenbach nahe und erhielt den Titel eines kurhessischen Hofrats. — Wenige Menschen haben so scharf und richtig in die Zukunft gesehen als Heine. Er schreibt über die Entwicklung Deutschlands und den französischen Krieg, wie allenfalls jetzt, nach den Ereignissen, ein Dichter einen weisen Mann in Frankreich zu Anfang 1870 könnte reden lassen; am 19. Dezember 1841 sagt er sogar den Fall der Vendome-Säule vorher. So hat er auch, wenn man Kleines mit Großem zusammenstellen darf, im Jahre 1823 vorhergesagt: Johann Baptist Rousseau, der gerade acht Sonette zu Heines Preise an den Tag gegeben, werde einmal das so schön von ihm bekränzte Haupt mit niedlichen Kothkügelchen bewerfen. Dies erfüllte sich — nur daß die Kügelchen zu Kugeln wurden — im Januar 1836. Rousseau ließ damals, nach vielen begrabenen, eben wieder eine neue Zeitschrift, den „Leuchtthurm“, ans Licht treten. Die Probenummer benutzte er zu einer Invektive gegen Heines Schrift über die „Romantische Schule“*). Wolfgang Menzel hat sich nicht leidenschaftlicher ausgedrückt; gleichwohl klingt ein Ton der alten Freundschaft durch, und Heine hat niemals darauf geantwortet.

Str. 8, Z. 3: Das Kind ergab mir willig st. Willig ergab das Kind mir. St. 10, Z. 1: So hold ist nicht st. Schöner ist nicht.

*) Strodtmann, Heine's Leben II, 199.

Rousseaus Wege wurden immer trüber und einsamer; eigner Leichtsinn und unglückliche Fügungen störten alles, was er unternahm. Zu Anfang der vierziger Jahre trat er in Berlin mit dem bekannten Historiker Zinkeisen, damals Leiter der „Staatszeitung", in Verbindung. Zinkeisen gebrauchte ihn als Theaterrezensenten, also in dem Fache, das seinen Jugendneigungen entsprach. Aber so viel hatte er von der früheren Produktivität eingebüßt, daß die preußische Hauptstadt damals häufig mit Gerichten vorlieb nehmen mußte, die beinahe zwanzig Jahre vorher von der „Flora" in Aachen aufgetischt waren. Während der Revolution im Jahre 1848 wurde er in Wien noch einmal in wenig angenehmer Weise an ein Dichterschicksal erinnert, da wüthende Weiber, ärger als Mänaden, ihn auf der Straße im eigentlichsten Sinne zu zerreißen suchten. Seitdem ist er nie wieder zu kräftiger Gesundheit gelangt und, immer kümmerlicher für das tägliche Brot sich abarbeitend, endlich am 8. Oktober 1867 im Hospital zu Cöln gestorben. Wäre er nicht Heines Freund gewesen, wer würde ferner von ihm reden? Aber außerordentliche Menschen und vor allem große Dichter haben etwas von der Eigenschaft des Midas, der, was mit ihm in Berührung kam, in Gold verwandelte. Gold will ich es gerade nicht nennen, was aus dem armen Rousseau geworden ist, aber doch ein Material, dessen die Literaturgeschichte gedenken muß.

Außer den früher angeführten enthält die „Rheinische Flora" noch ein Gedicht, das freilich nicht von Heine herrührt, aber für die kritische Ausgabe seiner Werke von nicht minderer Bedeutung ist. Wenige, die diesen Mitteilungen bis hieher ihre Teilnahme schenkten, werden sich nicht der drei Gedichte (XVI, 267 [I, 263]) erinnern, denen Heine die Überschrift „Tragödie" gegeben hat. Ohne die schlechtesten mitzurechnen, sind viele wirkliche Tragödien geschrieben worden, die in fünf langen Akten nicht so viel enthalten, wie diese kurze Trilogie in fünfundzwanzig Zeilen. Ein feinerer Sinn

wird leicht bemerken, daß das mittlere epische Gedicht den ursprünglichen und den Hauptteil des Ganzen bildet, zu welchem ein dramatisch gehaltener Eingang und ein mehr lyrischer Schluß später hinzugetreten sind. Ich darf die drei Strophen wohl hersetzen:

2.

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blaublümelein,
Sie sind verwelket, verdorret.

Ein Jüngling hatte ein Mädchen lieb,
Sie flohen heimlich von Hause fort,
Es wußt' weder Vater noch Mutter.

Sie sind gewandert hin und her,
Sie haben gehabt weder Glück noch Stern,
Sie sind verdorben, gestorben.

3.

Auf ihrem Grab da steht eine Linde, u. s. w.

Heine hat diesem Gedicht die Bemerkung vorgesetzt: „Dieses ist ein wirkliches Volkslied, welches ich am Rheine gehört." Aber es scheint nicht, daß die Kenner unserer Volkspoesie auf die Angabe großen Wert gelegt hätten. Von Karl Simrock weiß ich gewiß, daß er das Gedicht deshalb in seine kritische Sammlung deutscher Volkslieder nicht aufgenommen hat, weil er es für ein Erzeugnis Heines hielt. Hier macht nun aber die „Rheinische Flora" ihrem Namen Ehre. Zu Anfang der Nummer 15 vom 25. Januar 1825 findet sich wörtlich folgendes

Volkslied.

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht
Wohl über die schönen Blaublümelein,
Sie sind verwelket, verdorret.

Ein Jüngling hatt' ein Mägdlein lieb,
Sie flohen gar heimlich von Hause fort,
Es wußt' weder Vater noch Mutter.

Sie sind gewandert hin und her,
Sie haben gehabt weder Glück noch Stern,
Sie sind verdorben, gestorben.

Auf ihrem Grab blau Blümlein blühn,
Umschlingen sich zart, wie sie im Grab,
Der Reif sie nicht welket, nicht dörret.

(Im Bergischen aus dem Munde des Volks aufgeschrieben von Wilh. v. Waldbrühl.)

Wilhelm von Waldbrühl ist, wie früher bemerkt, der Name, unter welchem Anton von Zuccalmaglio einen Teil seiner Schriften erscheinen ließ. Der um die Geschichte seiner Heimat vielverdiente Mann hat schon in der Rousseauschen Zeitschrift noch einige Volkslieder mitgeteilt und später eine umfassende Sammlung herausgegeben*), aber mit gewohnter Anspruchslosigkeit niemals öffentlich erwähnt, daß ein großer Dichter ein so merkwürdiges Gedicht ihm zu verdanken habe. Daß ein wirkliches Volkslied vorliegt, kann nach Zuccalmaglios Erklärung nicht bezweifelt werden; etwas anderes ist, ob auch jeder einzelne Ausdruck in der Tat aus dem Munde des Volkes aufgeschrieben sei. Man war vor achtzig Jahren noch nicht gewohnt, dergleichen mit der kritischen Genauigkeit zu behandeln, die man sich jetzt mit Recht zur Pflicht macht, und so möchte ich nicht verbürgen, daß die von Zuccalmaglio besonders geliebten blauen Blumen in der letzten und vielleicht auch in der ersten Strophe wirklich auf freiem Felde gewachsen seien. Aber dies ist nur eine Nebenfrage; das Wesentliche und Interessante ist, daß die nächste Quelle Heines in der rheinischen Zeitschrift sich gefunden hat.

---

*) Deutsche Volkslieder mit ihren Originalweisen, unter Mitwirkung des Herrn Professor Dr. Maßmann in München und des Herrn v. Zuccalmaglio in Warschau herausgegeben von A. Kretschmer, Berlin 1840. Der zweite Band des Werkes ist nach Kretschmers Tode in demselben Jahre von Zuccalmaglio veröffentlicht. Im 1. Band Nr. 82 findet sich, unzweifelhaft von Zuccalmaglio mitgeteilt, das als rheinländisch bezeichnete Volkslied, aber mit ungeschickten, vielleicht von Kretschmer herrührenden Veränderungen.

Heine veröffentlichte das Gedicht in dem „Taschenbuch für Damen“ 1829, also vier Jahre nach Zuccalmaglio, und daß er die Mitteilung in der „Flora“ kannte, ist bei seinen Beziehungen zu diesem Blatte unzweifelhaft. Seine Angabe braucht deshalb nicht unwahr zu sein. Immer mochten, als er das Lied vor Augen hatte, alte verwandte Klänge, die er selbst früher gehört, in ihm wach werden. Jeder erkennt, auch in dem Wenigen, was er veränderte, die Meisterhand des Dichters, aber daneben ist es eine erfreuliche Wahrnehmung, daß die beiden größten Lyriker, deren Deutschland sich rühmen kann, daß Heine und Goethe so offen und bereitwillig anerkennen, wieviel sie dem eigensten und ursprünglichsten Ausdruck des nationalen Geistes, wieviel sie dem deutschen Volkslied verdanken.

V.

Zu Heines Gedichten.

Die Werke unserer großen Schriftsteller haben nur selten in der eigenen Handschrift, noch weit seltener im ersten Entwurfe sich erhalten. Um so wertvoller sind die kritischen Ausgaben von Heines Gedichten. Indem sie aus Manuskripten und älteren Drucken die verschiedenen Lesarten zusammenstellen, wird es möglich, ein Gedicht von der ersten Aufzeichnung oft durch eine ganze Reihe von Wandlungen bis zur letzten Vollendung zu verfolgen. Wir werden in die innerste Werkstatt des Dichters geführt und schätzen neben der dichterischen Begabung auch den gewissenhaften Fleiß, der sich nicht genug tun, nicht ruhen kann, bis auch der leiseste Mißton, das letzte Hemmnis in dem melodischen Fluß der Verse verschwinden. Wer das Gefühl für den eigensten Wohllaut deutscher Metrik schärfen will, wird sich nicht leicht nützlicher beschäftigen, als mit den Varianten zu Heines Werken.

Ich habe erwähnt, daß Sethe schon in früherer Zeit sorgfältig aufbewahrte, was ihm von dichterischen Erzeugnissen seines Freundes zukam. In seinem Nachlaß finden sich 24 Gedichte in Heines Handschrift, eins und das älteste ganz ungedruckt, mehrere mit noch unbekannten Strophen, daneben zahlreiche Varianten, die als Ergänzung der Strodtmannschen Ausgabe der Mitteilung wert erscheinen.

I.

In dem ältesten Briefe Heines aus Hamburg wird ein früherer Mitschüler namens Wünneberg erwähnt. Durch ihn sind auch die folgenden Verse veranlaßt. Sie füllen

fünf Oktavseiten zwei ineinander gelegter Quartblätter. Die Schrift gleicht der in den Hamburger Briefen. Die letzte Strophe ist in späterer Zeit, und, ich möchte glauben, nicht von Heine hinzugeschrieben.

Das Gedicht ist von Interesse, schon als das einzige, das aus dem Knabenalter des Dichters sich erhalten hat. Maximilian Heine teilt zwar in den „Erinnerungen" (S. 135) vier Verszeilen mit, die sein Bruder am 1. Februar 1813 für den wiederkehrenden Hochzeitstag der Eltern gedichtet habe. Aber Strodtmann hat den Nachweis geführt, daß diese Zeilen im wesentlichen gar nicht von „Harry Heine", sondern von Klamer Schmidt, einem Dichter des 18. Jahrhunderts, herrühren und schon im Göttinger Musenalmanach für 1777 gedruckt wurden*). Man liest dort:

An Doris zwanzigstem Geburtstage.
O habt ihr über Glück und Unglück noch Gewalt,
Ihr Götter, gebt dem Glück auf heute viel Befehle:
Denn Grazie, Verstand und schöne Seele
Sind heute Zwanzig alt.

Statt der beiden letzten Zeilen sagt das Hochzeitsgedicht:

Wenn Vater und der Mutter schöne Seele
Heut feiern ihren schönsten Tag.

Die Entlehnung fremder Verse, die ungeschickte Einschiebung einzelner Worte würde nicht einmal auf dichterisches Talent schließen lassen. Um so mehr kann es überraschen,

*) Strodtmann, Heine's Leben, 2. Aufl. II., S. IV., und Klamer Schmidt's Leben und Werke, Stuttgart 1826, I, 478. Sonderbar, daß dieser Klamer Schmidt gleich nach seinem Tode in Rousseaus „Rheinischer Flora" wieder erscheint. Schon in der ersten Nummer hält ihm Smets eine Leichenrede; Raßmann veröffentlicht Briefe, die er im Jahre 1810 von ihm erhalten hatte, und die Redaktion verspricht, „durch Raßmanns Vermittelung noch manche liebliche Reliquie des seligen Dichters mitzutheilen." Vielleicht mag in der frühen Verbindung Schmidts mit Westfalen und dem Rhein die Veranlassung zum Vorschein kommen, welche dem Knaben Heine das Gedicht eines doch nicht eben weit bekannten Autors in die Hände spielte.

daß in der hier folgenden Schülerpoesie — also wenn nicht gleichzeitig, doch höchstens ein oder zwei Jahre später — bereits so entschiedene Begabung, ja, so manche Eigentümlichkeiten des reifen Alters hervortreten. Jeder wird schon durch den Inhalt an den „Atta Troll“ erinnert, aber nicht bloß durch den Inhalt, auch durch den Ton, das Versmaß, die Darstellungsweise. Wie geschickt sind die reimlosen Trochäen behandelt! Einzelne Strophen könnten ganz wohl dreißig Jahre später geschrieben sein.

Wünnebergiade

ein Heldengedicht in 2 Gesänge[n].

1. Gesang.

Holde Muse gieb mir Kunde
Wie einst hergeschoben kommen,
Jenes kugelrunde Schweinchen,
Das da Wünneberg geheißen.

Auf den iserloner Triften
Ward mein Schweinchen einst geworfen,
Allda stehet noch das Tröglein
Wo es weidlich sich gemästet.

Täglich in der Brüder Mitte
Burzelt es herum im Miste,
Auf den Hinterpfötchen hüpfend, —
Zernial ist Dreck dagegen.

Und die Mutter mit Gefallen
Schauet ihres Sohn's Gedeien,
Wie das feiste Wänstchen schwellet,
Wie die Ziegelbacken quellen.

Und der Vater mit Entzücken
Hört des Sohnes erstes Quirren,
Und das lieblich helle Grunzen
Dringt zum väterlichen Herzen.

Aber soll im Mist verwelken
Diese zarte Ferkenblume?
Soll der Sprößling edler Beester
Ohne Nachruhm einst verrecken?

Also sinnen nun die Eltern
Was ihr Söhnchen einst soll werden,
Und sie stritten, stritten lange,
Mit den Worten, mit den Fäusten.

„Holde Drütch!“ sprach der Ehherr,
„Du mein alter Rumpelkasten!
„Ja ich kusche, ja ich schwör es,
„Ja, mein Sohn soll Pfäflein werden.

„Dorthin, wo die schmucke Düssel
„Schlänglend sich im Rhein ergießet
„Dorthin send ich meinen Lümmel
„Zu studieren Gottgelahrtheit.

„Dorten lebt mein Freund Asthöver
„Den ich einst traktirt mit Caffé,
„Und mit Bretzel und mit Plätzchen, —
„Schlau erwägend künft'ge Zeiten.

„Auch der riesenmächt'ge Damen
„Wandelt dort sein geistlich Leben;
„Schreckhaft zittern seine Jünger,
„Wenn er schwingt die Musengeißel.

„Diesen Männern übergeb' ich
„Meinen Sohn zur strengen Leitung,
„Diese wähl er sich zum Vorbild,
„Bis sein Bauch sich einst verkläret.“

Also sprach zur Frau der Ehherr,
Und er streichelt ihr das Pfötchen;
Aber sie umarmt ihn glühend,
Daß der Schmerbauch heftig dröhnet.

Halt die Ohren zu, o Muse!
Jetzo wird mein Schwein geschäuert,
Mit der Glut im Wasserküven;
Und es schreit und krächzt erbärmlich.

Und ein klimperklein Frisörchen
Kräuselt à l'enfant die Borsten,
Parfümirt sie mit Pomade, —
Bis nach Gersheim hat's gerochen.

Und mit vielen Complimenten
Kommt ein Schneider hergetrippelt,
Und er bracht' ein altdeutsch Röcklein,
Wie's Arminius getragen.

Unter solcher Vorbereitung
War die Nacht herabgesunken,
Und zur Ruhe blies der Sauhirt,
Jeder kroch in's niedre Ställchen.

2. Gesang.

Schnarchend lag der Hausknecht Tröffel,
Bis der Tag herangebrochen,
Endlich rieb er sich die Augen,
Und verließ sein weiches Lager.

Und im Hofe schon versammelt
Findet er die Hausgenossen,
Um den jungen Herrn sich drängend,
Und sie nehmen rührend Abschied.

Sinnend steht der ernste Vater,
Als behorcht er Flöhgespräche;
Und die Mutter kniet im Miste
Betend für des Sohns Erhaltung.

Auch die Kuhmagd hörbar schluchset,
Denn es scheidet der Geliebte,
Den sie einst in Lieb befangen
Durch der dicken Waden Reitze.

„Lebewohl" die Brüder grunzen,
„Lebewohl" der Kater mauet;
Und der Esel zärtlich säufzend
Seinen Jugendfreund umarmet.

Selbst die Hüner traurig gackern;
Nur der Bock der schweigt und schmunzelt,
Er verliert ein Nebenbuhler
Bey den holden Ziegenpärchen.

Traurig, in der Freunde Mitte,
Stand nun selbst mein armes Schweinchen,
Liebevoll die Aeuglein glänzen,
Und es ließ das Sterzchen hängen.

Da erhub sich männlich Tröffel:
„Sagt was soll das Weiberplärren,
„Selbst der edle Ochs der weinet,
„Er, den ich für Mann gehalten!

„Aber Tröffel kann dies ändern!“
Sprachs, und rasch im edlen Zorne,
Packte er mein Schwein beym Kragen,
Band zusammen alle Vieren,

Lud es schnell auf seinem Schubkarn,
Und er schiebet flink und lustig,
Ueber Felder über Berge,
Bis an Düsseldorfs Lyzeum.

Aber, der euch dies erzählet,
Wundert euch, das ist ein Jude,
Und er hat ein Schwein besungen
Aus purer Toleranz.

H. Heine.

Über den Helden des Gedichtes weiß ich nichts näher anzugeben. Das Bonner Universitätsalbum der Jahre 1818 bis 1819 nennt „Ferdinand Ignatz Wünnenberg, Sohn eines Fabrikassessors aus Lethmathe bei Iserlohn, 21 Jahre alt“, als Studierenden der Rechte. Möglich, daß hier Heines Mitschüler gemeint ist. Asthöver und Dahmen waren Lehrer am Lyzeum, der letztere mit einer besonders stattlichen Figur begabt. Gersheim ist Gerresheim in der Nähe von Düsseldorf. Einer von Heines treuesten Jugendfreunden, Herr Dr. Joseph Neunzig, dessen wertvolle Mitteilungen auf den vorhergehenden Seiten mehrmals erwähnt wurden, hat dort seinen Wohnsitz genommen und am 22. August 1873 sein fünfzigjähriges Jubiläum als Doktor der Medizin gefeiert. Erst seit dem ersten Abdruck dieser Mitteilungen hat er sein rüstiges Alter beschlossen. Viel vergebliche Konjekturen habe ich auf die eigentliche Bedeutung des „Zernial“ in der dritten Strophe verwendet. Ich muß gestehen, daß ich ihn zuerst für ein Apothekermittel hielt. Aber Herr Neunzig belehrte mich, daß man darunter den Namen eines Schulkameraden zu ver-

stehen habe, der durch sein „Burzelbaum-Talent", lange vor Maßmann, Heines Bewunderung erregte.

Als Heine 1819 aus Hamburg nach Düsseldorf zurückkehrte, ging ihm schon der Ruf voraus, daß er gar schöne Verse zu machen wisse, und manche von den Töchtern der Stadt erbat und erhielt einen Reim für das Album. Vielleicht ließe sich davon noch einiges auffinden. Die folgenden Verse, deren sich Herr Neunzig erinnerte, gehen freilich nicht über den gewöhnlichen Wert solcher Poesien hinaus:

Ich wohnte früher weit von hier,
Zwei Häuser trennen mich jetzt von Dir:
Es kam mir oft schon in den Sinn
Ach! wärst du meine Nachbarin.

II.

Auch das folgende Gedicht: „Deutschland. Ein Traum," ist aus früher Zeit, wenn auch schwerlich aus dem Jahre 1816, wie Strodtmann (Werke XVII, 227) annimmt. Ich lasse es hier abdrucken, weil es in seiner ursprünglichen Gestalt noch nicht bekannt geworden ist.

Sohn der Thorheit! träume immer
Wenn dir's Herz im Busen schwillt;
Doch im Leben suche nimmer
Deines Traumes Ebenbild!

Einst stand ich in schönern Tagen
Auf dem höchsten Berg am Rhein;
Deutschlands Gauen vor mir lagen
Blühend hell im Sonnenschein.

Unten murmelten die Wogen
Wilde Zaubermelodeyn,
Süße Ahndungschauer zogen
Schmeichlend in mein Herz hinein.

Lausch' ich jetzt im Sang der Wogen,
Klingt viel andre Melodey:
Schöner Traum ist längst verflogen,
Schöner Wahn brach längst entzwey.

Schau ich jetzt von meinem Berge
In das deutsche Land hinab:
Seh ich nur ein Völklein Zwerge
Kriechend auf der Riesen Grab.

Such' ich jetzt den goldnen Frieden,
Den das deutsche Blut ersiegt,
Seh' ich nur die Kette schmieden,
Die den deutschen Nacken biegt.

Narren hör ich jene schelten,
Die dem Feind in wilder Schlacht
Kühn die Brust entgegenstellten,
Opfernd selbst sich dargebracht.

O der Schande! jene darben
Die das Vaterland befreit;
Ihrer Wunden heil'ge Narben
Deckt ein grobes Bettlerkleid!

Muttersöhnchen gehn in Seide,
Nennen sich des Volkes Kern,
Schurken tragen Ehrgeschmeide,
Söldner brüsten sich als Herr'n.

Nur ein Spottbild auf die Ahnen
Ist das Volk im deutschen Kleid;
Und die alten Röcke mahnen
Schmerzlich an die alte Zeit:

Wo die Sitte und die Tugend
Prunklos gingen Hand in Hand;
Wo mit Erfurchtscheu die Jugend
Vor dem Greisenalter stand;

Wo kein Jüngling seinem Mädchen
Modeseufzer vorgelügt;
Wo kein witziges Despötchen
Meineid in System gefügt;

Wo ein Handschlag mehr als Eide,
Und Notarienakte war;
Wo ein Mann im Eisenkleide,
Und ein Herz im Manne war. —

Unsere Gartenbeete hegen
Tausend Blumen wunderfein,
Schwelgend in des Bodens Seegen
Lind umspielt von Sonnenschein.

Doch die allerschönste Blume
Blüht in unsern Gärten nie,
Sie die einst im Alterthume
Selbst auf fels'ger Höh gedieh*);

Die auf kalter Bergesveste
Männer mit der Eisenhand
Pflegten als der Blumen beste, —
Gastlichkeit wird sie genannt.

Müder Wandrer steige nimmer
Nach der hohen Burg hinan,
Statt der gastlich warmen Zimmer
Kalte Wände dich empfah'n.

Von dem Wartthurm bläßt kein Wächter
Keine Fallbrück rollt herab;
Denn der Burgherr und der Wächter
Schlummern längst im kühlen Grab.

In den dunkeln Särgen ruhen
Auch die Frauen minneholb;
Wahrlich hegen solche Truhen
Reichern Schatz denn Perl' und Gold.

Heimlich schauern da die Lüfte
Wie von Minnesängerhauch;
Denn in diese heil'gen Grüfte,
Stieg die fromme Minne auch.

Zwar auch unsre Damen preis' ich,
Denn sie blühen wie der May;
Lieben auch und üben fleißig
Tanzen, Sticken, Malerey;

Singen auch mit süßen Reimen
Von der alten Lieb' und Treu';
Freilich zweiflend im Geheimen
Ob das Mährchen möglich sey?

*) Die Worte: „Selbst auf starrem Fels gedieh", sind durchstrichen.

Unsre Mütter einst erkannten,
Sinnig wie die Einfalt pflegt,
Daß den schönsten der Demanten
Oft der Mensch im Busen trägt.

Ganz nicht aus der Art geschlagen
Sind die klugen Töchterlein,
Denn die Frau'n in unsern Tagen
Lieben auch die Edelstein.

Traum der Freundschaft — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Mocht' auch Aberglauben herrschen
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Denn die schöne Jordansperle
Hat des Römers Geiz verfälscht,
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Fort ihr Bilder schönrer Tage!
Weicht zurück in eure Nacht!
Weckt nicht mehr die eitle Klage
Um die Zeit die uns versagt!

Harry Heine.

In dem Setheschen Manuskript ist die Überschrift bis auf die letzte Spur wieder ausradiert. Nicht viel besser ist es einem Zusatz zur Unterschrift ergangen, aber nachdem ich ihn unzählige Mal vergeblich angesehen, finde ich, daß er Stud. juris bedeutet. So bietet er einen Anhaltspunkt für die Entstehung des Gedichtes. Es gehört in die Studentenzeit, die Jahre 1819 oder 1820. Denn dem Inhalt nach hat es offenbar am Rheine seinen ersten Ursprung genommen, unter dem Gefühl eines Mißvergnügens, wie es durch die politischen Verfolgungen hervorgerufen war. Ich glaubte auch annehmen zu dürfen, für die Bonner Jahre sei die Handschrift dieses und der vier zunächst erwähnten Gedichte

(Nr. III—VI) entscheidend. Sie hat sich aus der früheren, welche die Hamburger Briefe zeigen, zu außerordentlich schönen, sorgfältigen Zügen entwickelt; gleich in den ersten Briefen aus Berlin und in allem, was sonst von Heines Hand mir vorliegt, kommt dagegen eine eilige, daher mehr liegende und längst nicht so feste und charakteristische Schrift zum Vorschein. Allein jene Annahme erweist sich als irrig. Das Papier, auf welchem diese fünf Gedichte enthalten sind — ein Bogen und ein einzelnes Blatt in Quart — trägt das Wasserzeichen J. Whatman. Dieses selbige Zeichen mit dem Zusatze London findet sich auch auf dem Umschlag eines Briefes, den Eduard Gans, Heines Freund, in Berlin an Friedrich v. Raumer schickte, und das nicht genug: es findet sich auch auf Heines Brief an Sethe vom 14. April 1822. Danach würde gewiß kein Geschworenengericht mit der Erklärung zurückhalten, die fünf Gedichte seien in Berlin zu Papier gebracht. Das Eigentümliche der Schrift, die Verschiedenheit von den Berliner Briefen erklärt sich wesentlich dadurch, daß die letzteren in Eile, die Gedichte dagegen als Reinschrift, mit großer Sorgfalt offenbar für einen besonderen Zweck niedergeschrieben sind: ein Umstand, der denn auch nicht ausschließt, daß sie in beträchtlich früherer Zeit entstanden sein könnten*).

In dem vorstehenden Gedichte sind die 6., 7. und 8. Strophe von Heine im Manuskript durchstrichen und niemals in Druck gegeben, gewiß nicht aus einem ästhetischen Grunde — sie sind vielleicht unter allen die besten —, sondern aus Besorgnis vor der Zensurbehörde. Es möchte ihnen auch übel ergangen sein. Denn schon ein kleines Gedicht über die Plagen eines Berliner Rekruten, ein Volkslied, das Heine in der von Rousseau herausgegebenen Zeitschrift „Agrippina“ vom 11. August 1824 abdrucken ließ, war hinreichend, um

*) Vergl. hierzu die kritischen Bemerkungen in Elsters Ausgabe der Werke II, 510 f.

sofort die Unterdrückung der Zeitschrift herbeizuführen*). Die drei Strophen vor der letzten (25—27) mögen noch Schärferes enthalten haben, da Heine sie nur durch Gedankenstriche auszufüllen wagte. Statt ihrer findet man noch in Strodtmanns letztem Abdruck von Heines Werken (XVII, 230) eine sonderbare Strophe, über deren Entstehung eine Bemerkung hier am Orte ist.

Auf den früheren Blättern wurde mehrmals unter Heines Bekannten Friedrich Steinmann erwähnt. Heine behandelte ihn mit der freundlichen Nachsicht, die einen so liebenswürdigen Zug seines Charakters bildet. Aus Göttingen, auch noch aus Berlin schrieb er ihm zu wiederholten Malen; dann löste sich das Verhältnis, und Heine wurde unangenehm berührt, als Steinmann viele Jahre später, ohne anzufragen, die Göttinger Briefe in seinem „Mephistopheles“ 1842 veröffentlichte. Ein Jahr darauf scheute sich der wenig gewissenhafte Vielschreiber nicht, in einem Musenalmanach, den er herausgab, drei Jugendgedichte Heines abdrucken zu lassen, mit der Unterschrift: „H. Heine, Paris“, als seien sie eben gedichtet und für den Musenalmanach eingesendet worden. Es ist das hier abgedruckte nebst zwei anderen, die später unter Nr. VIII und XII zu erwähnen sind. Heine, den wohl am meisten verdroß, daß man unbedeutende Jugendarbeiten als Erzeugnisse seines reifsten Alters zu bezeichnen wagte, erließ dagegen folgende Erklärung in Laubes „Zeitung für die elegante Welt“ vom 8. Februar 1843 (Werke XX, 356):

„Was Sie mir von dem Musenalmanach des Herrn Friedrich Steinmann sagen, würde mich amüsiren, wenn die Sache nicht zugleich von der Gewissenlosigkeit zeugte, womit gewisse Leute in Deutschland jeden Schabernack ausbeuten, der mir in böswilliger oder auch harmloser Absicht gespielt

*) Vergl. „Letzte Gedichte und Gedanken von Heinrich Heine“ (herausgegeben von Strodtmann als Supplementband zu den Werken), Hamburg 1869, S. 17 und 398, und Strodtmanns Bemerkungen in der Beilage zur „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ vom 28. November 1869.

wird. Ich habe mir in der Buchhandlung jenen Musenalmanach zeigen lassen, und ich autorisire Sie, in Ihrem Blatte zu erklären, daß die zwei Gedichte, die mit der Unterschrift Heine und Paris darin abgedruckt stehen, weder während meines Aufenthalts in Paris verfaßt, noch überhaupt jemals von mir zum Drucke gegeben worden. Ich erkenne in dem ersten dieser Gedichte nur die flüchtigen Worte, die ich vor etwa zwanzig Jahren einem Freunde zum Componiren mitgetheilt habe, und die wahrscheinlich auch seitdem als Musiktext erschienen; von dem anderen Gedichte habe ich auch nicht die leiseste Erinnerung, doch ist es leicht möglich, daß es um dieselbe Zeit, vor etwa zwanzig Jahren, in irgend einem scherzenden Privatbriefe unter anderen Selbstpersiflagen meiner damaligen Manier aus meiner Feder floß. Ich würde vielleicht kein Wort hierüber verlieren, wenn Herr Steinmann jene Verse nicht aus Paris datiert und somit als Produkte meines hiesigen Aufenthalts bezeichnet hätte. Ich habe ja ganz dazu geschwiegen, als derselbe Herr Steinmann vor einem Jahre sich eine ähnliche Unziemlichkeit gegen mich zu Schulden kommen ließ, indem er ohne meine Erlaubniß und überhaupt ohne Anfrage allerlei alte Privatbriefe von mir drucken ließ.“

Heine hatte allerdings das eine dieser Lieder dem Komponisten Joseph Klein früher mitgeteilt, aber die Quelle des unberufenen Herausgebers hat er nicht erraten. Diese ist keine andere als die Setheschen Manuskripte, die Steinmann sich leicht verschaffen konnte. Schon die beiden kleineren Gedichte machen die Annahme wahrscheinlich, und das zuletzt hier mitgeteilte macht sie gewiß. Heine selbst hat dies Gedicht im Berliner „Zuschauer“ vom 22. Januar 1822 mit der Überschrift: „Deutschland, ein Traum“ veröffentlicht, aber ohne die drei im Manuskript durchstrichenen Srophen 6, 7 und 8, und ohne Andeutung der drei anderen, die der letzten Strophe vorhergehen. Im Steinmannschen Musenalmanach findet man dagegen als vorletzte Strophe eben die sonderbaren Verse, auf die ich vorher hinwies:

„Aberglaube, Trug und Lüge
Herrschen — Leben ohne Reiz,
Und die schöne Jordansperle
Hat verfälscht des Römers Geiz.“

Ihre Entstehung erklärt sich jetzt leicht genug. Jeder erkennt sie sofort als eine ungeschickte Zusammenziehung der von Heine in drei verschiedene Strophen verteilten, andeutenden Worte. So nachlässig ist der unberufene Herausgeber verfahren, daß er in dem streng durchgereimten Gedicht nicht einmal einen Reim für die erste und dritte Zeile gesucht hat.

III.

„Dein Angesicht so lieb und schön“ usw., wie in den Werken XV, 151 [I, 67]. Die zweite Zeile lautet ursprünglich: das hab ich jüngst im Dom — statt im Traum — gesehen. Strophe 2, Zeile 2 ist durchstrichen und dafür geschrieben: Bleich küssen wird auch die der Tod; eine Veränderung, die später nicht beibehalten wurde. Zeile 3: Er löscht dir aus das süße Licht.

IV, V und VI.

„Und wüßtens die Blumen die kleinen“ usw.

„Seit die Liebste war entfernt“ usw.

„Ach wenn ich nur der Schemel wär“ usw. Ganz wie in den Werken XV, 160, 169 [I, 73, 78].

VII.

„Ich wandelte unter den Bäumen“ usw., mit der Überschrift: „Liebe“; sonst wie in den Werken XV, 56 [I, 31], nur in Strophe 2, Zeile 2: luft'ger statt luftiger, Strophe 4, Zeile 4: niemand statt Niemanden.

VIII.

„Wenn ich bei meiner Liebsten bin
Dann geht das Herz mir auf
Dann dünk' ich mich reich in meinem Sinn
Und frag: ob die Welt zu kauf?

Doch wenn ich wieder scheiden thu
Aus ihrem Schwanenarm
Dann geht das Herz mir wieder zu
Und ich bin bettelarm."

Eins der Gedichte, deren unbefugte Mitteilung Heine in Paris verdrossen hat. Dies ist die älteste Fassung. Später verbesserte Heine Strophe 1, Zeile 3 und 4: Dann bin ich reich in meinem Sinn, Ich bieth die Welt zu Kauf; ferner Strophe 2, Zeile 1: Doch wenn ich wieder scheiden muß; Strophe 2, Zeile 3: Dann schwindet all mein Ueberfluß. So ist es von Steinmann, wohl unzweifelhaft nach Sethes Papieren, im „Musenalmanach" mitgeteilt, danach in den Werken XV, 54 [II, 8]. Nur ist Strophe 1, Zeile 4 statt „Und" zu lesen „Ich".

IX.

„Ich will mich im grünen Wald ergehen" usw. Ein kleines Gedicht von sechs Zeilen, nur in Sethes Papieren enthalten und daraus von Strodtmann in Heines „Letzten Gedichten" Seite 8 [Elster II, 66] abgedruckt. Statt „Vögelgesang" ist aber in der 6. Zeile „Vögelgesänge zu lesen.

X.

„Wir wollen jetzt Frieden machen" usw. Auch dies Gedicht mit dem Schluß:

„Kommt her ihr Blumen, jede
Soll mir willkommen sein,
Nur mit der schlimmen Resede,
Laß ich mich nicht mehr ein."

ist nur in Sethes Papieren aufbewahrt und daraus von Strodtmann in den „Letzten Gedichten" Seite 9 [Elster II, 11] veröffentlicht. Die sonderbare Feindschaft gegen das „stille bescheidene Kraut" wird auch in dem „Buch Legrand" (I, 249 [III, 158]) erwähnt.

XI.

„Ich will meine Seele tauchen“ usw., wie in den Werken XV, 152 [I, 68].

XII.

„Ich wollte meine Lieder“ usw. Zuerst von Steinmann im Musenalmanach, sehr wahrscheinlich nach Sethes Papieren, mitgeteilt, danach in den Werken XV, 57 [II, 11]. Die Echtheit des kleinen Gedichts, das Heine selbst völlig vergessen hatte, wird nun durch seine Handschrift sichergestellt.

XIII.

„Die Erde war so lange geizig“ usw., in den Werken XV, 165 [I, 76]. Strophe 1, Zeile 2 lautet im Manuskript: „Jetzt kommt der Mai und wird spendabel,“ Strophe 3, Zeile 1 und 2:

„Das Menschenvolk mich ganz enuyiret,
Sogar die Freunde, die sonst passabel.“

XIV.

„Du liebst mich nicht, du liebst mich nicht“ usw., wie in den Werken XV, 155 [I, 70]. Strophe 1, Zeile 4: „Bin ich so froh wie'n König.“ Str. 2, Z. 3: „Bieth mir es“ usw. Dies Gedicht und die neun folgenden füllen die vier Seiten eines Briefbogens in großem Quart. Sie sind, mit Ausnahme des letzten, in dem „Lyrischen Intermezzo“ der „Tragödien“ — April 1823 — zum ersten Abdruck gelangt.

XV.

„Auf meiner Herzliebsten Aeugelein Mach' ich die schönsten Canzonen“ usw., Werke XV, 156 [I, 71]. Zeile 3: „Mündchen“ statt „Mündlein“, Zeile 6: „Wänglein fein“ statt „Wängelein“, Zeile 8: „Da wollt ich drauf machen ein zartes Sonett“. Interessant ist der oftmalige Wechsel im Anfange der zweiten, vierten, sechsten und achten Zeile. Zu-

erst schrieb Heine: „Da mach' ich," aber noch ehe er die vierte Zeile anfing, war das „Da" gestrichen und das kleine m des folgenden Wortes in den großen Buchstaben verwandelt. Später ist allen vier Zeilen das „Da" noch einmal vorgesetzt, um dann schon beim ersten Abdruck des Gedichts wieder wegzufallen.

XVI.

„Die Rose, die Lielje, die Taube, die Sonne" usw., Werke XV, 150 [I, 67]. Zeile 3: „und ich liebe" statt „ich liebe".

XVII.

„Die blauen Veilchen der Aeugelein" usw., genau wie in den Werken XV, 166 [I, 77].

XVIII.

„Und als ich so lange, so lange gesäumt" usw., Werke XV, 166 [I, 76]. Strophe 2, Zeile 1: „lieb und mild", statt „schön und mild"; Zeile 2: „mir vor ihr schönes" statt „vor mir ihr süßes"; Z. 3: „und" statt „die"; Z. 4: „blühen und glühen" statt „glühen und blühen". Dann findet sich noch eine dritte Strophe, die im Druck weggelassen und noch nicht bekannt geworden ist:

Oft wenn ich sitze und einsam bin,
Kommt mir die Frage in den Sinn:
Ob sie denn meiner ganz und gar
Vergessen hat auf immer dar?
Dann seufz' ich und muß zu mir selber sagen:
Das ist die dümmste der dummen Fragen.

XIX.

„So hast du ganz und gar vergessen" usw., Werke XV, 160 (I, 73). Z. 4: „'s Kann nirgends" statt „Es kann nirgend"; Z. 6: „Die's Herz" statt „Die das Herz". Sonst wie im „Lyrischen Intermezzo".

XX.

„Die Welt ist so schön und der Himmel so blau" usw. Werke XV, 167 [I, 77]. Zeile 2: „die wehen" statt „wehen"; Zeile 3: „die winken" statt „winken".

XXI.

„Wo ich bin, mich rings umdunkelt" usw., Werke XV, 189 [I, 90]. Strophe 2, Zeile 3: „jähnt" statt „gähnt".

XXII.

„Wenn ich in deine Augen seh" usw., Werke XV, 150 [I, 67]. Strophe 1, Zeile 2 und 4: „Dann" statt „So"; Strophe 2, Zeile 4: „Dann" statt „So". Die vierte Zeile der zweiten Strophe lautete zuerst: „Dann wein ich still und bitterlich." „Bitterlich" wurde später in „freudiglich" verändert, bis im Abdruck die jetzige Lesart: „So muß ich weinen bitterlich" erscheint.

XXIII.

„Gekommen ist der Maye" usw., Werke XVI, 158 [I, 205]. Schon Steinmann („Erinnerungen an Heine", S. 54) und Strodtmann (Leben Heine's I, 510) haben Varianten, wie es scheint, nach dem Setheschen Manuskript mitgeteilt, aber beide nicht ganz genau. Das kleine, liebenswürdige Gedicht ist erst nach vielfachen Veränderungen zu seiner Gestalt gelangt. Die älteste Fassung lautet:

Gekommen ist der Maye,
Die liebe Erd ist grün,
Wohl durch die Himmelsbläue
Die rosigen Wolken ziehn.

Die Nachtigallen singen
Wohl in der laubigen Höh,
Die weißen Lämmer springen
Wohl in dem weichen Klee.

Ich sitze mit meinem Kummer
Im hohen grünen Gras,
Da kommt ein sanfter Schlummer,
Ich träum ich weiß nicht was.

Ich denk an meine Schöne
Ich denk ich weiß nicht was
Es rinnt gar manche Thräne
Hinunter in das Gras.

Die beiden letzten Strophen genügten dem Dichter nicht, er fand statt ihrer den glücklicheren Abschluß:

Doch ich kann nicht singen und springen,
Ich liege krank im Gras,
Ich hör ein süßes Klingen
Und träum, ich weiß nicht was.

Schon der erste Abdruck im „Gesellschafter" vom 26. Juni 1822 zeigt noch manche Verbesserungen, aber immer konnte der Dichter sich nicht genug tun. Erst zwei Jahre später in dem von Rousseau herausgegebenen „Westteutschen Musenalmanach" erscheint das Gedicht in vollendeter Gestalt, so fein und zierlich ausgefeilt, daß man die Vergleichung mit der älteren Form gern hier vornehmen wird. Sonderbarerweise ist es dann von Heine zwanzig Jahre lang vergessen. Im „Buch der Lieder" (1827) sucht man es vergebens; erst 1844 in den „Neuen Gedichten" lesen wir wieder, bis auf eine geringe Abweichung — „höre" statt „hör' ein" — genau wie im Rousseauschen Musenalmanach:

Gekommen ist der Maye,
Die Blumen und Bäume blühn,
Und durch die Himmelsbläue
Die rosigen Wolken ziehn.

Die Nachtigallen singen
Herab aus der laubigen Höh,
Die weißen Lämmer springen
Im weichen, grünen Klee.

Ich kann nicht singen und springen,
Ich liege krank im Gras,
Ich höre fernes Klingen,
Mir träumt ich weiß nicht was.

Es gibt kaum eine bessere Illustration zu dem Satze: Genie ist Fleiß, als dies kleine Gedicht. Denn nur die höchste Intelligenz, der feinste Sinn für die Kunst, nur sie verleihen die unermüdliche Ausdauer, die auch die kleinsten Mängel nicht unbeachtet läßt und das Kunstwerk der Vollendung entgegenführt.

Unsere Gartenbeete hegen
Tausend Blumen wunderfein,
Schwelgend in des Bodens Seegen
Lind umspielt von Sonnenschein.

Doch die allerschönste Blume
Blüht in unsern Gärten nie,
Sie die einst im Alterthume
Selbst auf fels'ger Höh gedieh*);

Die auf kalter Bergesveste
Männer mit der Eisenhand
Pflegten als der Blumen beste, —
Gastlichkeit wird sie genannt.

Müder Wandrer steige nimmer
Nach der hohen Burg hinan,
Statt der gastlich warmen Zimmer
Kalte Wände dich empfah'n.

Von dem Wartthurm bläßt kein Wächter
Keine Fallbrück rollt herab;
Denn der Burgherr und der Wächter
Schlummern längst im kühlen Grab.

In den dunkeln Särgen ruhen
Auch die Frauen minnehold;
Wahrlich hegen solche Truhen
Reichern Schatz denn Perl' und Gold.

Heimlich schauern da die Lüfte
Wie von Minnesängerhauch;
Denn in diese heil'gen Grüfte,
Stieg die fromme Minne auch.

Zwar auch unsre Damen preis' ich,
Denn sie blühen wie der May;
Lieben auch und üben fleißig
Tanzen, Sticken, Malerey;

Singen auch mit süßen Reimen
Von der alten Lieb' und Treu';
Freilich zweiflend im Geheimen
Ob das Mährchen möglich sey?

*) Die Worte: „Selbst auf starrem Fels gedieh", sind durchstrichen.

Unsre Mütter einst erkannten,
Sinnig wie die Einfalt pflegt,
Daß den schönsten der Demanten
Oft der Mensch im Busen trägt.

Ganz nicht aus der Art geschlagen
Sind die klugen Töchterlein,
Denn die Frau'n in unsern Tagen
Lieben auch die Edelstein.

Traum der Freundschaft — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Mocht' auch Aberglauben herrschen
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Denn die schöne Jordansperle
Hat des Römers Geiz verfälscht,
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Fort ihr Bilder schönrer Tage!
Weicht zurück in eure Nacht!
Weckt nicht mehr die eitle Klage
Um die Zeit die uns versagt!

Harry Heine.

In dem Setheschen Manuskript ist die Überschrift bis auf die letzte Spur wieder ausradiert. Nicht viel besser ist es einem Zusatz zur Unterschrift ergangen, aber nachdem ich ihn unzählige Mal vergeblich angesehen, finde ich, daß er Stud. juris bedeutet. So bietet er einen Anhaltspunkt für die Entstehung des Gedichtes. Es gehört in die Studentenzeit, die Jahre 1819 oder 1820. Denn dem Inhalt nach hat es offenbar am Rheine seinen ersten Ursprung genommen, unter dem Gefühl eines Mißvergnügens, wie es durch die politischen Verfolgungen hervorgerufen war. Ich glaubte auch annehmen zu dürfen, für die Bonner Jahre sei die Handschrift dieses und der vier zunächst erwähnten Gedichte

(Nr. III—VI) entscheidend. Sie hat sich aus der früheren, welche die Hamburger Briefe zeigen, zu außerordentlich schönen, sorgfältigen Zügen entwickelt; gleich in den ersten Briefen aus Berlin und in allem, was sonst von Heines Hand mir vorliegt, kommt dagegen eine eilige, daher mehr liegende und längst nicht so feste und charakteristische Schrift zum Vorschein. Allein jene Annahme erweist sich als irrig. Das Papier, auf welchem diese fünf Gedichte enthalten sind — ein Bogen und ein einzelnes Blatt in Quart — trägt das Wasserzeichen J. Whatman. Dieses selbige Zeichen mit dem Zusatze London findet sich auch auf dem Umschlag eines Briefes, den Eduard Gans, Heines Freund, in Berlin an Friedrich v. Raumer schickte, und das nicht genug: es findet sich auch auf Heines Brief an Sethe vom 14. April 1822. Danach würde gewiß kein Geschworenengericht mit der Erklärung zurückhalten, die fünf Gedichte seien in Berlin zu Papier gebracht. Das Eigentümliche der Schrift, die Verschiedenheit von den Berliner Briefen erklärt sich wesentlich dadurch, daß die letzteren in Eile, die Gedichte dagegen als Reinschrift, mit großer Sorgfalt offenbar für einen besonderen Zweck niedergeschrieben sind: ein Umstand, der denn auch nicht ausschließt, daß sie in beträchtlich früherer Zeit entstanden sein könnten*).

In dem vorstehenden Gedichte sind die 6., 7. und 8. Strophe von Heine im Manuskript durchstrichen und niemals in Druck gegeben, gewiß nicht aus einem ästhetischen Grunde — sie sind vielleicht unter allen die besten —, sondern aus Besorgnis vor der Zensurbehörde. Es möchte ihnen auch übel ergangen sein. Denn schon ein kleines Gedicht über die Plagen eines Berliner Rekruten, ein Volkslied, das Heine in der von Rousseau herausgegebenen Zeitschrift „Agrippina" vom 11. August 1824 abdrucken ließ, war hinreichend, um

*) Vergl. hierzu die kritischen Bemerkungen in Elsters Ausgabe der Werke II, 510 f.

sofort die Unterdrückung der Zeitschrift herbeizuführen*). Die drei Strophen vor der letzten (25—27) mögen noch Schärferes enthalten haben, da Heine sie nur durch Gedankenstriche auszufüllen wagte. Statt ihrer findet man noch in Strodtmanns letztem Abdruck von Heines Werken (XVII, 230) eine sonderbare Strophe, über deren Entstehung eine Bemerkung hier am Orte ist.

Auf den früheren Blättern wurde mehrmals unter Heines Bekannten Friedrich Steinmann erwähnt. Heine behandelte ihn mit der freundlichen Nachsicht, die einen so liebenswürdigen Zug seines Charakters bildet. Aus Göttingen, auch noch aus Berlin schrieb er ihm zu wiederholten Malen; dann löste sich das Verhältnis, und Heine wurde unangenehm berührt, als Steinmann viele Jahre später, ohne anzufragen, die Göttinger Briefe in seinem „Mephistopheles“ 1842 veröffentlichte. Ein Jahr darauf scheute sich der wenig gewissenhafte Vielschreiber nicht, in einem Musenalmanach, den er herausgab, drei Jugendgedichte Heines abdrucken zu lassen, mit der Unterschrift: „H. Heine, Paris“, als seien sie eben gedichtet und für den Musenalmanach eingesendet worden. Es ist das hier abgedruckte nebst zwei anderen, die später unter Nr. VIII und XII zu erwähnen sind. Heine, den wohl am meisten verdroß, daß man unbedeutende Jugendarbeiten als Erzeugnisse seines reifsten Alters zu bezeichnen wagte, erließ dagegen folgende Erklärung in Laubes „Zeitung für die elegante Welt“ vom 8. Februar 1843 (Werke XX, 356):

„Was Sie mir von dem Musenalmanach des Herrn Friedrich Steinmann sagen, würde mich amüsiren, wenn die Sache nicht zugleich von der Gewissenlosigkeit zeugte, womit gewisse Leute in Deutschland jeden Schabernack ausbeuten, der mir in böswilliger oder auch harmloser Absicht gespielt

*) Vergl. „Letzte Gedichte und Gedanken von Heinrich Heine“ (herausgegeben von Strodtmann als Supplementband zu den Werken), Hamburg 1869, S. 17 und 398, und Strodtmanns Bemerkungen in der Beilage zur „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ vom 28. November 1869.

verloren. Ein Jahr vor seinem Tode sah ich ihn noch einmal wieder in der neuen Wohnung der Champs Elysées, und fand ihn genau denselben. Er verlangte zu hören, was ich geschrieben, wie er denn auch früher schon sich immer meine Versuche vorlesen lassen und korrigiert hatte. Doch rieth er mir französisch zu schreiben — er selbst sprach das Französische unkorrekt und mit einem starken Accent, aber mit einem sehr richtigen Gefühl der Sprache — und nicht vor das Publikum zu treten, bis ich mich durch gründliche Vorbereitung zu allen Prüfungen und Bestehung dieser Prüfungen der französischen Bildung ganz bemächtigt hätte. So danke ich ihm zu viel anderem auch dies, daß ich im Exil nicht verbummelt bin, daß ich fünf volle Jahre darauf verwendet habe, mich der Zucht einer zweiten Schul- und Universitätsbildung zu unterwerfen, alle meine akademischen Grade vom Abiturientenexamen bis zur Doktorpromotion in der Sorbonne redlich zu erkämpfen, und was nicht das Geringste ist, daß ich nie eine Zeile vor dem vollendeten dreißigsten Jahre habe drucken lassen.

VII.

Äußerungen Heines über die musikalische Bearbeitung seiner Gedichte.

Heine hat stets auf die Komposition seiner Lieder großen Wert gelegt. Er war nicht im eigentlichen Sinne Kenner der Musik; seine Berichte über die musikalischen Zustände in Paris, wenn auch voll von treffenden Urteilen und geistreichen Bemerkungen, gehen doch nicht über die Grenze hinaus, die den Dilettanten von dem Fachmanne trennt. Er war auch keines Instrumentes mächtig. Der Versuch, ihn als Knaben die Geige erlernen zu lassen, hatte keinen andern Erfolg, als daß er von dem wenig gewissenhaften Lehrer seine Lieblingsmelodien sich vorspielen ließ. Aber er war im höchsten Grade empfänglich für Musik, und welcher Dichter hat die Zauber der Lorelei, die tönenden Gluten, in denen Frau Mette untergeht, mit größerer Gewalt zum Ausdruck gebracht? Schon der Titel seiner Gedichtsammlung forderte den Komponisten auf; auch wird bereits aus sehr früher Zeit berichtet, daß die Romanze der beiden Grenadiere von dem Düsseldorfer Tondichter Max Kreutzer in Musik gesetzt und dem Marschall Soult gewidmet wurde.

Zu Heines Jugendfreunden gehörte besonders während des ersten Berliner Aufenthalts der Musiker Joseph Klein, der Bruder des Komponisten Bernhard Klein, dessen Heine in den Briefen aus Berlin mit besonderem Lobe gedenkt*).

*) Brief vom 16. März 1822, Werke XIII, 66 [VII, 575]. Einen Nekrolog Joseph Kleins enthält die Kölnische Zeitung vom 21. Februar 1862.

Joseph Klein führte infolge seines eigentümlichen Wesens den Zunamen Johannes Kreisler, nach dem liebenswürdigen Sonderling in Hoffmanns „Phantasiestücken". Er setzte mit Vorliebe Heines Gedichte in Musik, und dieser hatte an Kleins Kompositionen großes Gefallen. Mehrere Jahre später, als Heine in Hamburg war, ergriff ihn plötzlich das Verlangen, sie wieder zu hören. „Mein lieber Johannes Kreisler" — schreibt er ihm am 25. Dezember 1825 — „Obschon wir wechselseitig gewissenhaft versprachen, uns in der Folge oft zu schreiben, so mögen doch wohl drei bis vier Jahre verflossen sein, ohne daß es einem von uns einfiel, dieses Versprechen zu erfüllen. Meinerseits kann ich mich sehr gut damit entschuldigen, daß ich oft nicht an Dich gedacht habe. Gestern Abend aber — weiß der Teufel, wie es kam — dachte ich und schwatzte ich von Dir eine Stunde lang und zwar mit dem Komponisten Albert Methfessel, dem ich von Dir und Deinem Musikgenie so viel erzählte, bis er ordentlich ärgerlich wurde, daß ich ihm meine von Dir so trefflich komponierten Lieder nicht schnell verschaffen konnte. Ich gestehe Dir, ich selbst möchte sie gern zuweilen hören, sintemal keiner von denen, die sich dran versucht, sie so hübsch komponiert hat wie Du, der Du den speziellen Vorteil hattest, eben so verrückt gewesen zu sein, wie der Verfasser der Texte. Gestehen muß ich zwar auch, daß ich mehrere Kompositionen derselben nicht kenne, z. B. die Melodien, die ein [Hubert] Ries in Berlin dazu gesetzt hat und die sehr hübsch sein sollen." Nach den Kompositionen von Ries erkundigt sich Heine wenige Tage darauf auch bei Simrock und dankt später für die mitgeteilte hübsche Melodie*).

Von allen diesen Kompositionen ist jedoch keine in weitere Kreise gedrungen, und wiederum die Kompositionen von Schubert, Mendelssohn, Schumann, welche das Entzücken

*) Briefe vom 30. Dez. 1825 und 26. Mai 1826 (XIX. 251, 270).

Unzähliger wurden, diese sind dem Dichter weit weniger als man wünschen sollte, zugute gekommen. Es war eine Kümmernis des Exils und nicht die geringste, daß er zu den Melodien seiner eigenen Lieder fremde Worte in einer fremden Sprache hören mußte. „Die Popularität Schuberts“, schreibt er am 26. März 1843 aus Paris (XI, 392 [VI, 357]), „ist sehr groß in Paris und sein Name wird in der unverschämtesten Weise ausgebeutet. Der miserabelste Liederschund erscheint hier unter dem fingierten Namen Camille Schubert, und die Franzosen, die gewiß nicht wissen, daß der Vorname des echten Musikers Franz ist, lassen sich solchermaßen täuschen. Armer Schubert! Und welche Texte werden seiner Musik untergeschoben! Es sind namentlich die von Schubert komponierten Lieder von Heinrich Heine, welche hier am beliebtesten sind, aber die Texte sind so entsetzlich übersetzt, daß der Dichter herzlich froh war, als er erfuhr, wie wenig die Musikverleger sich ein Gewissen daraus machen, den wahren Autor verschweigend, den Namen eines obskuren französischen Paroliers auf das Titelblatt jener Lieder zu setzen. Es geschah vielleicht auch aus Pfiffigkeit, um nicht an droits d'auteur zu erinnern. Hier in Frankreich gestatten diese dem Dichter eines komponierten Liedes immer die Hälfte des Honorars. Wäre diese Mode in Deutschland eingeführt, so würde ein Dichter, dessen „Buch der Lieder“ seit zwanzig Jahren von allen deutschen Musikhändlern ausgebeutet wird, wenigstens von diesen Leuten einmal ein Wort des Dankes erhalten haben. — Es ist ihm aber von den vielen hundert Kompositionen seiner Lieder, die in Deutschland erschienen, nicht ein einziges Freiexemplar geschickt worden!“

Wenn Heine sich dabei der überschwenglichen Dankesworte Beethovens an Matthisson erinnerte, für das „selige Vergnügen, das die himmlische Adelaide ihm bereitet habe“, so wird man ein Gefühl des Unmuts begreiflich finden.

Seit 1848, als Siechtum ihn an das Zimmer fesselte, hörten musikalische Genüsse ganz für ihn auf. Er preist die

Nacht, die ihn endlich von der Folter nachbarlicher Pianofortes erlöst, aber in seiner eigenen Wohnung befand sich, wie es scheint, nicht einmal ein Instrument. Gleichwohl waren es musikalische Interessen, die noch in später Zeit eine Verbindung mit dem Rheine herbeiführten.

Michael Schloß, der Verleger der von L. Bischof redigierten „Rheinischen Musikzeitung" in Cöln setzte im Jahre 1851 einen Preis von 50 Talern auf die beste Komposition eines einstimmigen Liedes mit Klavierbegleitung. Um Texte zu erhalten, hatte man sich an namhafte Dichter, unter anderen auch an Heine, gewendet. Heine schickte drei Lieder, alle wenig später auch im „Romancero" veröffentlicht, nämlich das Gedicht, welches zuerst und dann wieder im „Romancero" „Altes Lied" überschrieben wurde (XVIII, 155 [I, 413]), ferner „Das goldene Kalb" (XVIII, 60 [I, 355]) und die „Nächtliche Fahrt" (XVIII, 80 [I, 369]). Das erste und dritte dieser Gedichte müssen zum Verständnis des folgenden hier eine Stelle finden, das erste noch in der Fassung, wie es Heine der Redaktion überschickte.

Altes Lied.

1.

Du bist gestorben und weißt es nicht,
Erloschen ist dein Augenlicht,
Erblichen ist dein rothes Mündchen,
Und du bist todt, mein todtes Kindchen.

2.

In einer schaurigen Sommernacht
Hab' ich dich selber zu Grabe gebracht;
Klaglieder die Nachtigallen sangen,
Die Sterne sind mit zur Leiche gegangen.

3.

Der Zug, der zog den Wald vorbei,
Da standen die Bäume in dunkler Reih',
Die Tannen, in Trauermänteln vermummet,
Die haben Todtengebete gebrummet.

4.

Am Weidensee vorüber ging's,
Die Elfen tanzten inmitten des Rings;
Sie blieben plötzlich stehen und schienen
Uns anzuschau'n mit Beileidsmienen.

5.

Wohl auf dem Kirchhof, an Deinem Grab,
Mir strömten die Thränen die Wangen hinab;
Und hätt ich nicht dort eine Rede gesprochen,
So wär' mir das Herz im Leibe gebrochen.

Nächtliche Fahrt.

Es wogte das Meer, aus dem dunklen Gewölk
Der Halbmond lugte scheu;
Und als wir stiegen in den Kahn,
Wir waren unsrer Drei.

Es plätschert' im Wasser des Ruderschlags
Verdrossenes Einerlei;
Weißschäumende Wellen rauschten heran,
Bespritzten uns alle Drei.

Sie stand im Kahn so blaß, so schlank,
Und unbeweglich dabei;
Als wär sie ein welsches Marmorbild,
Dianens Konterfei.

Der Mond verbirgt sich ganz. Es pfeift
Der Nachtwind kalt vorbei;
Hoch über unsern Häuptern ertönt
Plötzlich ein gellender Schrei.

Die weiße gespenstische Möve war's,
Und ob dem bösen Schrei,
Der schauerlich klang wie Warnungsruf,
Erschraken wir alle Drei.

Bin ich im Fieber? Ist das ein Spuk
Der nächtlichen Phantasei?
Äfft mich ein Traum? Es träumet mir
Grausame Narrethei.

Grausame Narrethei! Mir träumt',
Daß ich ein Heiland sei,
Und daß ich trüge das große Kreuz
Geduldig und getreu.

Die arme Schönheit ist schwer bedrängt,
Ich aber mache sie frei
Von Schmach und Sünde, von Qual und Noth,
Von der Welt Unfläthlerei.

Du arme Schönheit, schaudre nicht
Wohl ob der bittern Arznei;
Ich selber kredenze dir den Tod,
Bricht auch mein Herz entzwei.

O Narrethei, grausamer Traum,
Wahnsinn und Raserei!
Es gähnt die Nacht, es kreischt das Meer,
O Gott! O steh' mir bei!

O steh' mir bei barmherziger Gott!
Barmherziger Gott Schaddei!
Da schollert's hinab in's Meer — o Weh —
Schaddei! Schaddei! Adonai!

Die Sonne ging auf, wir fuhren an's Land,
Da blühte und glühte der Mai!
Und als wir stiegen aus dem Kahn,
Da waren wir unsrer Zwei.

Die Gedichte waren von dem folgenden Briefe begleitet, den ich, wie auch den späteren vom 12. März, dem gegenwärtigen Besitzer, Herrn Justizrat Fay in Cöln verdanke. Adressiert sind beide an Herrn Michael Schloß, denselben, an welchen im Anhang der Strodtmannschen Sammlung (XXI, 446) noch sieben Briefe aus den Jahren 1853, 1854 und 1855 sich finden.

Paris, 15. Februar 1851.

Hochgeehrter Herr!

Eine ganz besondere Unpäßlichkeit hat mich verhindert, Ihr werthes Schreiben früher zu beantworten, auch war ich früher nicht im Stande, Ihnen die beiliegenden Gedichte zu schicken, die Ihren Wünschen einigermaßen entsprechen dürften. Seit vielen Jahren mache ich keine sangbaren Lieder mehr in der früheren Weise; nur der Frühling und der Sommer

bringt Blumen, ich aber bin jetzt fünfzig Jahre alt und seit drei Jahren bettlägerig, was keine lyrische Stimmung aufkommen läßt. Das erste der überschickten Lieder sind wirklich alte Klänge, die ich aus dem Gedächtnisse aufgefischt und zugestutzt. — Ob das zweite Gedicht Ihren Zwecken entspricht, weiß ich nicht im Voraus, nur ein sehr geistreicher Componist dürfte sich an diese Rhythmen wagen. Dagegen glaube ich Ihnen im dritten Gedichte, daß ich erst dieser Tage geschrieben, etwas sehr Componirbares gegeben zu haben; nur muß der Componist verstehen, was hier im Dunkeln vorgeht, und die Steigerung der schwülen Stimmung, die bis zur größten Leidenschaftlichkeit aufschreit und nachher doch wieder ruhig abgedämpft wird, einigermaßen wiedergeben. Jedenfalls sind hier Motive, welche einen Musiker anreizen.

Ich danke Ihnen für die letzte Büchersendung; ich werde Ihnen dieser Tage die Bücher zurückschicken und eine größere Liste von Büchern, die mir allenfalls zusagen, beifügen; ich wünsche nicht, daß Sie mir zur Complettirung einer Sendung etwas mitschicken, was ich nicht verzeichnet habe.

Empfangen Sie, hochgeehrter Herr, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung und Ergebenheit.

[eigenhändig] Heinrich Heine.

Das zweite dieser Lieder, „Das goldene Kalb", konnte nicht leicht jemanden zur Komposition einladen. Die Redaktion wählte, wie man leicht begreifen wird, das erste; nur wünschte man eine Veränderung der letzten Strophe, die für eine musikalische Bearbeitung wenig vorteilhaft erschien. Bei dem dritten Liede klagte man, es sei dunkel, wenigstens schwer zu verstehen. Wie freundlich Heine auf diese Ausstellungen und Wünsche einging, beweist der folgende Brief:

Paris, 12. März 1851.

Geehrtester Herr!

Aus Ihrem jüngsten Schreiben ersah ich, daß Sie die letzte Strophe meines Liedes abgeändert sehen möchten. In der That, es will mich ebenfalls bedünken, als sei dieser Schluß für den Componisten nicht sehr tauglich. Ich schlage Ihnen vor, diese letzte Strophe durch folgende zu ersetzen:

„Der Mond, der stieg vom Himmel herab
Und hielt eine Rede auf Deinem Grab;
Die Sterne weinten, die Vögel sangen,
Und in der Ferne die Glocken klangen."

Das Lied mögen Sie immerhin anders tituliren. Ich schlage Ihnen vor, ihm die Aufschrift zu geben: Du bist todt, oder: Du bist gestorben, oder auch: Der Liebe Leichenbegängniß.

Ich kann mir wohl denken, daß mein drittes Gedicht: Die nächtliche Fahrt, Ihnen nicht ganz verständlich sei; ich muß Ihnen aber bemerken, daß eben das Mysteriöse der Charakter und der Hauptreiz dieser Dichtung sein soll.

Ich habe heute zu viel um die Ohren, als daß ich Ihnen weitere Andeutungen geben könnte; vielleicht aber komme ich später darauf zurück, wenn ein Componist mit einer besonderen Frage mich angehen sollte. Ich mache Sie auf die Hauptsache aufmerksam: Drei Personen steigen in den Kahn, und bei ihrer Rückkehr an's Land sind ihrer nur zwei. Schon durch den Reim habe ich diese Hauptsache prägnant hervorzuheben gesucht. Es geht daraus deutlich hervor, daß ein Mord begangen worden, und zwar an der Schönen die schweigend geblieben und höchstens das Wehe ausgerufen hat, welches in der vorletzten Strophe vorkommt. — Ueber die Motive des Mordes erfährt man nichts Bestimmtes; nur ahnet man, daß er ein Act der Schwärmerei: ein Liebender oder ein Moralrigorist oder sonst ein Heiland au petit pied begeht die That aus innerm Drang, nicht aber ganz

ohne Zweifel 'an seiner moralischen Berechtigung — er will die Schönheit retten vor Befleckung, „von der Welt Unflätherei,“ und doch weiß er nicht, ob er nicht etwa eine Narrheit begeht oder im Wahnsinn handelt. Dieser innere Seelenproceß, der sich bis zum höchsten Angstruf steigert und ein furchtbares Drama im Dunkeln bildet, kann aber durch Musik am besten wiedergegeben werden. — Nach dem letzten Ausbruche der Angstrufe, wobei ich die bei kabalistischen Beschwörungen üblichen Gottesnamen anwende, tritt wieder die vollkommenste Ruhe ein, ja eine fast ironische Ruhe der Natur, die von den Qualnissen der Menschenseele keine Notiz genommen hat und nach wie vor grünt und blüht. — Ich werde Ihnen dieser Tage ihre jüngste Büchersendung wieder retour schicken und werde bei dieser Gelegenheit die Vorsicht gebrauchen, daß ich auf dem Bücherverzeichnisse, welches ich Ihnen mitschicke, diejenigen Bücher, nach denen mich besonders gelüstet, vorzugsweise mit einem * bezeichne, sollten Sie nun von diesen bekreuzten Büchern gar keine vorräthig haben, so mögen Sie immerhin mit der Sendung einige Zeit säumen, damit ich sicher sei, daß unter den Büchern, welche ich erhalte, wenigstens einige sind, die mir zusagen.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

[eigenhändig] Heinrich Heine.

Niemand wird verkennen, wie sehr das erste der früher mitgeteilten Gedichte für den Komponisten durch die veränderte letzte Strophe gewonnen hat. Aber der Dichter mußte fühlen, daß die erneuerten Vögelgesänge an dieser Stelle nur abschwächend wirken. Im „Romancero“ lesen wir:

„Und als wir kamen zu Deinem Grab,
Da stieg der Mond vom Himmel herab.
Er hielt eine Rede. Ein Schluchzen und Stöhnen,
Und in der Ferne die Glocken tönen.“

Zu dem zweiten Gedicht hat Heine keine Veränderungen angegeben, doch könnte man seine Auseinandersetzung beinahe

einer Veränderung und Verbesserung gleichachten. Immer bleibt es ein Übelstand, wenn ein poetisches Werk der Erklärung bedarf; selbst Goethes Erklärung der „Ballade" (vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen) läßt sich schwerlich zum Beweise des Gegenteils anführen. Aber sofern ich von mir auf andere schließen darf, muß das Heinesche Nachtstück für meine Leser außerordentlich gewinnen, wenn sie es nach diesem Briefe noch einmal vor Augen nehmen und über die gar zu dunkeln Vorgänge Klarheit sich verbreiten sehen.

„Der Liebe Leichenbegängnis" erschien mit der von Heine angegebenen Veränderung in der „Rheinischen Musikzeitung" vom 29. März 1851, Nr. 39. Daneben finden sich Gedichte, von Pfarrius und Sternau zur Auswahl mitgeteilt. Ob es komponiert wurde, weiß ich nicht*); schwerlich ist eine Komposition jemals Heine zu Ohren gekommen.

Dagegen sollte ihm kurz vor seinem Tode noch eine Freude dieser Art zuteil werden.

Im Herbst 1855 gab der Kölner Männergesangverein zum Besten des Doms eine Reihe von Konzerten in Paris. Die bedeutendsten Kenner waren einstimmig in ihrem Lobe, und von Heine hörte man, daß er über den Triumph deutscher Kunst und deutschen Gesanges seine Freude geäußert habe. Gerade die Kompositionen Heinescher Gedichte hatten vornehmlich den Erfolg herbeigeführt; unter den Sängern regte sich der Wunsch, dem kranken Dichter durch Vortrag dieser Lieder ihren Dank zu bezeigen. Einer von ihnen, Herr Mennig, hatte von Joseph Klein einen Empfehlungsbrief an Heine erhalten und wurde am 29. September nebst einem in Paris lebenden Schüler Kleins bei ihm eingeführt**). Sie

*) Vgl. dazu Elsters Ausgabe Bd. 1, S. 557.

**) Über diesen Besuch findet sich ein Bericht in der „Kölnischen Zeitung" vom 24. Februar 1856 von C[arl] C[ramer], den mir Herr Mennig im wesentlichen als richtig bestätigte. Über den späteren Besuch des Gesangvereins ließ sich eine Aufzeichnung des Herrn Andreas Pütz benutzen.

fanden den Dichter in dem Zimmer der Avenue Matignon Nr. 3, das so oft beschrieben wurde, auf einem niedrigen, mit Rehhaut überzogenen Ruhebette. Mit lebhafter Teilnahme sprach er von seinem lieben alten Freunde und erfreute sich besonders an einer — noch ungedruckten — Komposition der beiden Grenadiere von Klein, welche die beiden Rheinländer nebst andern Melodien ihm vorsangen. Eine Folge dieses Besuches war, daß einige Tage später auch der Direktor des Vereins und einige der vorzüglichsten Mitglieder Zutritt erhielten. Mit gedämpfter Stimme, damit es den Kranken nicht behellige, wurde nun — meistens nach Mendelssohns Kompositionen — eine Reihe seiner Lieder vorgetragen, unter anderen „Am fernen Horizonte,“ „Der Herbstwind rüttelt die Bäume“, „Leise zieht durch mein Gemüt“, „Auf Flügeln des Gesanges“, „In dem Wald bei Mondenscheine“ und das Quartett: „Entflieh mit mir und sei mein Weib“.

Heine zeigte sich außerordentlich erfreut, mehrmals erhob er sich von seinem Lager und sagte lebhaft: „Das ist eine vortreffliche Auffassung! Besser konnte man meine Gedanken nicht wiedergeben.“ Einen wehmütigen Eindruck machte es aber, daß von allen diesen Kompositionen beinahe keine einzige ihm bekannt war. Längere Unterhaltung erlaubte der leidende Zustand nicht, und Heines Frau mahnte leise zum Aufbruch. Noch einmal bezeigte der Dichter den scheidenden Sängern seinen Dank; kaum vier Monate später, am 17. Februar 1856, hatte er aufgehört zu leben.

Zweiter Teil

VIII.

Heinrich Heine und Johann Hermann Detmold.

Mit bisher ungedruckten Briefen H. Heines.

In einem Testament, das Heine, von schwerem Siechtum schon befallen, am 27. September 1846 eigenhändig niederschrieb, findet sich folgende Bestimmung: „Obgleich ich hoffe, die Herausgabe meiner Gesammtwerke noch selber besorgen zu können, so kann ich doch nicht umhin, hier zu bestimmen, daß, stürbe ich, bevor diese Arbeit vollbracht, die Herren Drs. Hermann Detmold zu Hannover und Heinrich Laube zu Leipzig beauftragt sind, mich hier zu ersetzen . . .“ Die Übertragung einer so wichtigen Aufgabe schließt ein hohes Maß von Vertrauen auf die Freundschaft und die literarischen Fähigkeiten der beiden Männer in sich, und jeder weiß, welche Stellung in Heines Leben als Freund und Mitstrebender Heinrich Laube einnimmt. Über Detmolds Beziehungen zu dem Dichter ist dagegen so gut wie gar nichts bekannt. In der Strodtmannschen Biographie wird er kaum erwähnt; und doch verdient er schon um seiner selbst willen, als ein so eigentümlich begabter, in politischen und literarischen Angelegenheiten so häufig genannter Mann, daß auch sein Verhältnis zu Heine nicht im Dunkeln bleibe.

Durch die große Güte der Frau Legationsrätin Detmold in Göttingen wurden mir die Briefe Heines, welche sich in dem Nachlasse ihres Gemahls befanden, zur Benutzung mitgeteilt, und es erscheint mir als eine Pflicht, von denselben Kenntnis zu geben, soweit nicht besondere Gründe

einzelne wenig bedeutende Auslassungen nötig machen. Freilich, es geschieht nicht mit dem gehobenen Gefühl, mit welchem man Schriftstücke veröffentlicht, die auf den Charakter und die Tätigkeit eines vorzüglichen Mannes ein neues, erfreuliches Licht werfen. Heines Briefe kann man im Verhältnis zu seiner Persönlichkeit nur selten bedeutend nennen, und noch seltener machen sie einen erfreulichen Eindruck; persönliche Zänkereien, literarische Streitigkeiten, Klagen über wirkliche oder vermeinte Verfolgungen, Geldangelegenheiten nehmen eine gar zu umfangreiche Stelle ein. Was der Freund des Dichters — nicht bloß der Literarhistoriker — mit wirklicher Befriedigung liest, sind beinahe nur die Jugendbriefe und einiges aus den letzten Jahren, während welcher eine unvergleichliche Geisteskraft die Qualen der furchtbaren Krankheit überwindet. Von Heines Briefen an Detmold gehören längst nicht alle unter die bevorzugte Zahl; aber die meisten setzen wesentliche Züge seines Charakters, entscheidende Ereignisse seines Lebens in ein deutlicheres Licht. Nicht immer in ein günstigeres Licht; aber sollen sie deshalb unterdrückt werden? Ich glaube nicht; denn große Dichter haben auch das mit den Königen gemein, daß sie in ihre Privatangelegenheiten einen genaueren Einblick gestatten müssen, als man gewöhnlichen Menschen zumuten darf.

Für den Empfänger sind diese Briefe in mancher Beziehung nicht weniger bezeichnend als für den, der sie geschrieben hat. Was vor allem auffällt, ist die fast unbedingte Anerkennung, welche Heine den Fähigkeiten des beinahe um zehn Jahre jüngeren Detmold zuteil werden läßt, er, der gewöhnlich, selbst berühmten Freunden gegenüber, sich im Lobe eher sparsam als freigebig zeigte. Aber der Eindruck von Detmolds Persönlichkeit muß ein sehr bedeutender gewesen sein. Nirgendwo konnte man den kleinen Mann mit den scharf geschnittenen, geistvollen Zügen übersehen; darin stimmen Freunde und Gegner überein. Gewiß lohnte es die Mühe, aus den Berichten von Zeitgenossen und einem

reichhaltigen literarischen Nachlaß ein genaueres Bild seines Wesens und Wirkens zu entwerfen; hier können wir nur herausheben, was für sein Verhältnis zu Heine von Bedeutung ist*).

Er war, am 24. Juli 1807 zu Hannover geboren, der Sohn eines angesehenen, zum christlichen Glauben übergetretenen Arztes. Aus den folgenden Briefen sieht man, daß er zuerst in Göttingen, dann in Heidelberg die Rechte studierte. In Göttingen wurde er mit Heines jüngstem Bruder, Max, bekannt; dieser und andere Göttinger Freunde mögen ihm Anregung oder Mut gegeben haben, sich im Frühling 1827 an den schon hochberühmten Verfasser des „Buches der Lieder" zu wenden: er bat um Förderung und Beurteilung seiner schriftstellerischen Anfänge. Heine hatte sich bekanntlich Ende April 1827 zu einem längeren Aufenthalt nach England begeben und dann von London mehrere Ausflüge in das nahe Seebad Ramsgate gemacht**). Von hier aus beantwortete er auch Detmolds Brief in der freundlich eingehenden Weise, in welcher er mehrmals ähnliche Anfragen erwidert hat. Man wird die erteilten Ratschläge nicht weniger verständig als wohlgemeint nennen müssen.

I.

Ramsgate d. 28 July 1827.

Mein lieber junger College! Ihren Brief aus Göttingen habe ich sehr spät erhalten. Er wurde mir etwas spät nach England nachgeschickt und hier spät überliefert. Er hat mir Freude gemacht.

Man hat Ihnen die Wahrheit gesagt, wenn man Ihnen vertraut, daß die Erstlingsprodukte, die jemand mir in

*) Ergänzungen bietet der Artikel „Detmold" von Frensdorff in der „Allgemeinen deutschen Biographie".

**) Strodtmann, Heine's Leben, 2. Ausgabe, I, 503. Aus den folgenden Briefen ergibt sich, daß es nicht bei einem einzigen vierzehntägigen Ausflug (Mitte Juni) geblieben ist.

Göttingen unter Ihrem Namen vorlas, einen ungewöhnlichen Eindruck auf mich machten. Indessen, ich gestehe Ihnen, war dieser Eindruck nicht von der freudigsten Art; es that mir leid, daß Ihr Talent sich nach jener Nachtseite der Poesie gewendet, die Hoffmann schon so leuchtend dargestellt; —

Eine leuchtende Nachtseite! Ich habe hier viel Umgang mit Irländern, und jedes Wort wird mir unter der Feder zum irländischen Bull.

Lassen Sie Hoffmann und seine Gespenster, die um so entsetzlicher sind, da sie am hellen Mittag auf dem Markte spatziren gehn und sich wie unser einer betragen. Und Ich bin es, Heine ist es, der Ihnen diesen Rath giebt. Und ich gebe auch zugleich das Beyspiel, wie man sich aus jener Tiefe an den eigenen Haaren wieder heraufzieht. — Ich bin jetzt Oben, nämlich auf dem east-cliff zu Ramsgate, und sitze auf einem hohen Balkon, und während ich schreibe, schaue ich hinab auf das schöne weite Meer, dessen Wellen den Felsen hinanklimmen und mir die freudigste Musik in's Herz rauschen. Ich sage Ihnen das, damit Sie wissen, daß mein guter Rath aus einer schönen, gesunden Höhe herabkömmt. Ja, schicken Sie mir Ihre Produkte, und ich will gern meine Meinung sagen. Schicken Sie sie unter der Addresse: an H. H. Dr. Jur. abzugeben bei Hoffmann & Campe in Hamburg. — Ich bin im Begriff, England, wo ich seit April gelebt, wieder zu verlassen, Brabant u. Holland zu durchstreifen und nach einigen Monathen nach Deutschland zurückzukehren. — Gern will ich Ihnen bei Ihrem Debut in's Publikum behülflich seyn. Ich rathe Ihnen, nicht unter eignem Namen aufzutreten, und es ist daher rathsam, daß Sie die Produkte, die Sie für den ersten Druck bestimmt, nicht Ihren guten Freunden vorher mittheilen. Letztere können Ihnen auf keinen Fall nützen und auf jeden Fall schaden. Auch rathe ich, mit Prosa aufzutreten, und ich sähe gern, daß Sie mir mehr Prosa als Verse schickten.

Erst in drei Monath kann mir Ihre Sendung zukommen, deßhalb haben Sie Zeit zum Schicken. — Leben Sie wohl und sammeln Sie viel reelle Kenntnisse. Dieser bedarf der Schriftsteller. — Ist mein Bruder noch in Göttingen, so gehen Sie zu Ihm und bringen ihm meinen Gruß, und allenfalls können Sie ihm was mich selbst betrifft aus diesem Briefe mittheilen. Sagen Sie ihm, ich schriebe ihm nicht, weil ich zu faul sey. — Es ist ein geistreicher Mensch, den ich sehr liebe.

Ihr ergebener
H. Heine.

Herrn Joh. Heinrich Detmold Wohlgeb.
wohnt auf der untern Masch
beim Tischlermeister Kunckel in Göttingen.
franco. Königreich Hannover.

Am 8. August verließ Heine England; am 27. Oktober reiste er, einer Einladung des Freiherrn von Cotta folgend, über Heidelberg und Stuttgart nach München, um dort die Leitung der „Allgemeinen politischen Annalen" zu übernehmen. In Heidelberg sah er seinen Bruder Max und gewiß auch Detmold, der mit dem neuen Semester die dortige Universität bezogen hatte. Detmold mag auch Zeuge jenes Vorfalls auf der Weibertreu bei Heilbronn gewesen sein, von dem ich früher in diesen Blättern Nachricht gegeben habe. Er hat dann gesehen, wie in dem Kreise heiter zechender Studenten plötzlich ein württembergischer Polizeibeamter erschien und den Dichter der „Reisebilder" heraussuchte, um ihn sofort über die Grenze zu verweisen.*) Aus München erhielt Detmold Heines zweiten Brief am 15. Februar 1828. Der dann folgende kurze Gruß ist auf die innere Seite des Umschlags eines Druckbogens geschrieben, nicht datiert, aber offenbar aus der ersten Hälfte des Juli, da Heine um die Mitte des Monats seine Reise nach Italien antrat.

---

*) Vergl. oben S. 61.

II.

München d. 15. Febr. 1828.

Lieber Detmold! ich hab wahrhaftig nicht so viel Zeit und gesunde Zeit, um Ihnen so viel zu schreiben, wie ich wünschte. Ihr Brief hat mir Freude gemacht, ich bin mit dessen Inhalt einverstanden*). — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich bin noch immer am hiesigen Clima leidend. Stecke bis am Hals in Politik. Wenn Sie die allg. politischen Annalen lesen, finden Sie darin Spuren meiner Thätigkeit. Seyen Sie nur ohne Sorgen, diesen Sommer werfe ich mich wieder den Musen in die Arme. Wo werden Sie diesen Sommer seyn? — Ich habe jetzt Heinses Ardinghello gelesen, ebenfalls dessen: „Fiormona oder Briefe aus Italien". Ich bitte Sie, wenn Sie etwa den ganzen Heinse gelesen haben, schreiben Sie mir Ihre ganze Meinung über diesen Schriftsteller. Er ist einer jener Dämonen, die ich vielleicht jetzt repräsentire, zu denen auch Sie gehören, und die einst den Olymp stürmen werden. Freilich die Zeit dieses Sieges ist noch lange nicht da; ich und Sie und die anderen Gleichzeitigen wir werden mit verdrießlich abgemühtem Herzen in's Grab steigen, doch mit der festeren Ueberzeugung, daß die Stärkeren unser Bestreben fortsetzen werden. Ich bin jetzt umlagert von Feinden und intriguirenden Pfaffen; mein schlimmster Feind ist meine schlechte Gesundheit. Vielleicht ändern sich die Dinge, ich gehe nach Italien, sammle mich, kehre gerüstet nach Norddeutschland zurück und bilde eine Schule. Es thut Noth, daß einer das Nöthige thue. — Schreiben Sie bald meinem Bruder, so sagen Sie ihm, daß

*) Die vier folgenden Zeilen hat Detmold, der den Brief, wie es scheint, für den Abdruck bestimmte, unleserlich gemacht. — Die zuerst in Kreuznach 1803 anonym erschienene Schrift „Fiormona" wird Heinse öfters, aber mit Unrecht, zugeschrieben, vgl. Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, IV, 343 (2. Aufl., Dresd. 1891).

ich ihm nächstens schreibe; ich rathe ihm Würzburg zu wählen, München ist nicht gut besetzt, sehr zerstreuend und hat ein niederträchtiges Clima, woran jeder der an Brust leidet, schwer zu tragen hat. Wenn Sie keine gute Brust haben, so bleiben Sie nur fern. Meine Adresse ist H. H. wohnt im Rechbergischen Palais auf der Hundskugel in München. Leben Sie wohl, schreiben Sie mir oft u. entschuldigen Sie unregelmäßiges antworten.

Ihr Freund
H. Heine.

Haben Sie gar kein poetisch starkes Talent unter den Heidelbergern entdeckt? Haben Sie kürzlich keine Bekannte von mir gesprochen? Ich lebe abgeschieden im äußersten Winkel Deutschlands.

III.

München, Juli 1828.

Guten Morgen! ich denk im Morgenblatt bald etwas von Ihnen zu lesen. Sie können der Redakzion desselben schreiben, daß ich Sie aufgefordert, ihr etwas zu schicken; denn Cotta ist mein sehr guter Freund. — Ich reise dieser Tage ab, meine Addresse ist dann H. H. abzugeben an die Liter. Artist. Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung in München. —

Es folgt ein langer Zwischenraum, ohne daß ein Brief von Heine an Detmold geschrieben oder erhalten wäre. Erst am 30. November 1830 beantwortet Heine, der sich seit einem Jahre wieder in Hamburg befand, einen wahrscheinlich noch 1829 geschriebenen Brief Detmolds. Das von Heine erwähnte Buch sind die „Nachträge zu den Reisebildern“. Der Dichter befand sich schon unter dem Druck der Verhältnisse, die bald für sein Leben entscheidend wurden. Noch immer suchte er eine Anstellung in Deutschland, besonders in Preußen; aber für den Fall, daß der Versuch

mißlingen sollte, nahm er seine Übersiedlung nach Paris in Aussicht, obwohl er die nachteiligen Folgen für seine Entwicklung deutlich genug voraussah. „Mein Streben geht dahin", schreibt er am 4. Januar 1831 an Varnhagen, „mir à tout prix eine sichere Stellung zu erwerben; ohne solche kann ich ja doch nichts leisten. Gelingt es mir binnen Kurzem nicht in Deutschland, so reise ich nach Paris, wo ich leider eine Rolle spielen müßte, wobei all mein künstlerisches Vermögen zu Grunde ginge, und wo der Bruch mit den heimischen Machthabern konsakriert würde." Im Frühling 1831 wurde der Plan zur Ausführung gebracht; am 3. Mai langte Heine in Paris an. Leider findet sich aus den folgenden vier Jahren kein Brief an Detmold. Dieser hatte sich 1830 als Advokat in Hannover niedergelassen, blieb jedoch nach wie vor künstlerischen und literarischen Interessen zugewendet. Seine seltene Befähigung nach beiden Richtungen bewies er zum ersten Male in einer überaus witzigen kleinen Schrift: „Anleitung zur Kunstkennerschaft oder Kunst, in drei Stunden ein Kenner zu werden." Sie wurde 1834 bei Gelegenheit der ersten Hannöverschen Gemäldeausstellung veröffentlicht; eine Ergänzung bildeten die in den Jahren 1834 und 1835 im Verein mit Osterwald und anderen während der Ausstellungen in Hannover von ihm herausgegebenen „Hannövrischen Kunstblätter". Ein junger Mensch, der damals in seinen bescheidenen Anfängen hoch zu Detmold hinaufblickte, Franz Dingelstedt, hat kurz nachher von den Zuständen in Alt-Hannover eine Schilderung gegeben.*) Einen besonderen Artikel widmet er der Kunstausstellung, und was er dabei von Detmold erzählt, bildet zu Heines Äußerungen eine so charakteristische Ergänzung, daß man es gern an dieser Stelle lesen wird. Nachdem er die Räume der Ausstellung, die vor-

*) Vgl. Franz Dingelstedt, Wanderbuch, Leipzig 1839, I 104. Der Herausgeber der „Deutschen Rundschau" hatte die Güte, mich auf das kleine, beinahe vergessene Buch seines Freundes und Landsmannes aufmerksam zu machen.

nehmen und schönen Besucher und Besucherinnen beschrieben hat, fährt er fort: „Ach, wir kamen uns diesen gegenüber recht klein und demütig vor, wenn wir in unsere stille Fensternische gedrückt hinaus- und hineinblickten auf Kunst und Natur. Wir — nämlich Detmold und ich, derselbe kleine und plötzlich so groß gewordene Detmold, der das vortreffliche Büchlein bei Hahn hat drucken lassen: ‚Anleitung, binnen drei Stunden ein Kunstkenner zu werden‘, und der bis zum vorigen Jahre ‚Kunstblätter für die Hannoversche Ausstellung‘ herausgab, wie sie keine andere in Deutschland aufzuweisen hat. Wir begegneten uns jeden Morgen in der Kunstausstellung, und wenn er auch seit seinem Buche als eine öffentliche Autorität von einer Hälfte der Gesellschaft ebenso eifrig aufgesucht wurde, als von der anderen geflohen, während ich in glücklicher Dunkelheit, wie in einem Fausts-Mantel, mitten unter ihnen stehen konnte, ohne bemerkt zu werden, so fanden wir doch immer eine ruhige Minute, worin wir mit einander austauschen konnten. Osterwald, derselbe Künstler, von dessen Hand die Kopien im Kunstblatte geliefert wurden, bildete gewöhnlich in unserm Bunde den Dritten.

„Was Detmold als Kunstrichter und Kunstkenner war, beweisen seine Artikel; aber von der Originalität seines Wesens, von seinem bizarren Humor à la Pope, von dem ewig sprudelnden und ewig treffenden Witz seiner Unterhaltung können nur die zeugen, die in kleineren Kreisen zu Zeiten um ihn waren. Detmold hatte in Hannover auch eine starke Clique gegen sich, die ihn der Parteilichkeit, des bösartigen und übelwollenden Ironismus anklagte, allein die echten und tüchtigen Künstler in Hannover, die Reichmann, Laves, Bandel, Jacobs, Andreä und andere, lassen gewiß seinem Gedächtnisse alle Gerechtigkeit widerfahren, mit der sie ihn, den Anwesenden, anerkannt haben. Und darum ist die andere Clique, wenn auch eine starke, dennoch eine sehr schwache!

„Im Saale der Kunstausstellung mußte man Detmold sehen; das war sein Feld und seine Sphäre. Er sprach wenig, aber seine Worte waren Pfunde und waren Pfeile; er beobachtete nicht aus Profession und mit der Absicht eines Stadtpoeten, aber wenn er etwas gefunden, wußte er's köstlich wiederzugeben. ‚Hören Sie!‘ sagte er mir eines Morgens, indem er mich vor eine, im Tone etwas grün gehaltene Landschaft, ich weiß nicht mehr welches Künstlers zog, ‚hören Sie, zu welchem Wunsche könnte Sie das Ding da begeistern?‘ Ich verstand ihn nicht. ‚Wissen Sie, was eben die Frau von . . . dabei geseufzt hat? Gott, hat sie geseufzt, die Landschaft möcht' ich besitzen, sie paßt so schön zu meinen grünen Möbeln.‘ So etwas war Detmold eine innige Freude. Er trug es wie einen Schatz mit nach Hause in sein Parterre-Zimmerlein, worin neben einer wahrhaft künstlerischen Anordnung doch eine ausgesuchte Bequemlichkeit zu finden war. Andern Morgens wandelte dann der Fund in Gestalt einer bittern Note, ohne alle Anmerkung und Zuthat, in die Druckerei des Kunstblattes, und am nächsten Mittag schrie man in Hannover wieder Zeter über den ‚boshaften‘ Detmold“.

Es scheint, daß die Übersendung der vorher erwähnten Schriften Heines Brief vom 22. März 1835 veranlaßt hat. Der Dichter, immer tiefer in politische Streitigkeiten verwickelt, und doch mehr und mehr vereinsamt, ergriff mit Vergnügen die Gelegenheit, eine alte, noch immer wertvolle Verbindung wieder anzuknüpfen.

IV.

Hamburg, den 30. Nov. 1830.

Lieber Detmoldt!

Wie kann ich mein langes Stillschweigen gegen Sie verantworten? Ihr letzter Brief traf mich in einem Zustand der äußersten Bedrängniß; ich hatte meine Noth nur den

Kopf in die Höhe zu halten, und Winter und Frühling gingen dahin, ohne daß ich einem einzigen meiner Freunde schreiben konnte. Wozu Litaneyen, die nur betrüben konnten. Haben Sie mein Stillschweigen mißdeutet, so schmerzt es mich. Da ich Ihre Addresse nicht genau mehr im Kopf [habe], so will ich Ihres letzten Schreibens nur so erwähnen, daß es nichts bedeutet, wenn dieser Brief auch in fremde Hände geriethe. Ich sage Ihnen daher in der Kürze, daß das, was Sie mir geschickt, fast ganz meinen Beyfall hatte, und daß ich Ihre bescheidene Anfrage für überflüssig hielt. Die Hauptfragen im Leben muß man sich selbst beantworten — und beantwortet man sich wirklich selbst. Schicken Sie mir alles derart, was Sie haben, was sich unterdessen gewiß noch vermehrt hat, und aus dem Gebrauch, den ich dann davon mache, mögen Sie am besten erkennen, in wie weit es mir mit meinem Beyfall Ernst ist.

Meine sicherste Addresse ist noch immer: Dr. H. H. bey Witwe Heine geb. v. Geldern, Neuer Wall Nr. 28, Lit. D. in Hamburg. — Was Sie mir schreiben oder schicken wollen, bitte ich bald zu schreiben oder zu schicken, denn in 14 Tagen verläßt ein neues Buch von mir die Presse, und ich kann nicht ganz genau wissen, ob ich alsdann nicht den Reisebündel schnüren muß. In dieser bedenklichen Zeit, wo das Einschläferungsmittel von oben herab angewandt werden soll, um später um so sicherer zu reagiren, habe ich es für meine Pflicht gehalten, das Unumwundenste auszusprechen.

Leben Sie wohl und schreiben Sie bald

Ihrem Freund

H. Heine.

Sr. Wohlgeboren Herrn Advocaten Joh. Herm. Detmold grosse Duvenstrasse Nr. 358 in Hannover.

V.

Paris den 22. Merz 1835.

Lieber Detmoldt.

Dieser Brief ist nur die Taube, die Ihnen aus meiner Arche zufliegt mit einem Blatt im Munde; wenn Sie dieses Blatt richtig erhalten und mir wieder schreiben, mag eine regelmäßigere, sicherere Verbindung zwischen uns statt finden. Ich stehe mit niemanden in Briefwechsel, aus dem Grunde weil ich nur kurz antworte auf lange Briefe, die mir nie lang genug sind. Ihr aber, was Ihr nie bedenkt, seyd im geruhsamen Deutschland, wo jeder Tag 25 Stunden hat; ich aber bin an einem Ort, wo die Zeit sich selber kaum die Zeit nimmt zu verfließen. Ich habe hier gar keine Zeit. Sie können sich keinen Begriff davon machen, wie viel zerstreuende Erscheinungen mich umwogen, wie viel Noth, Unsinn, Lebenskampf, Liebe, Haß und + mir um die Ohren saust. Was Sie in Deutschland etwa von mir hören, ist nur ein gelindes Echo hiesiger Schwertschläge. Ich bitte, schreiben Sie mir viel und oft; in späteren, ruhigeren Tagen verspreche ich, gleiches mit gleichem zu vergelten. Wie wäre es, wenn Sie mir alle sechs Wochen einen sehr großen Brief über die politischen und literärischen Vorgänge in Norddeutschland schrieben, den ich in fortlaufender Reihe auf französisch übersetze und in die Revüe des deux mondes abdrucken lasse? Auf Verschwiegenheit von meiner Seite dürfen Sie rechnen. Sie dürfen sich in dieser Correspondenz ohne Gefahr ihrer ganzen Laune überlassen, und da Sie diese Mittheilungen ganz faktisch halten würden, wie es nöthig ist, so dürfen wir uns viel freudigen Spektakel dadurch versprechen. Ja, ich bitte Sie, beginnen Sie gleich, und machen Sie, daß ich bald den ersten Brief erhalte. Aus Vorsicht werde ich Ihnen meine Briefe immer über Hamburg schicken, und Sie addressiren die Ihrigen an Mr. Specht, employé de la poste, rue saint-Lazarre No. 106 à Paris. Versteht sich, Sie

unterschreiben nie Ihren Namen, — schreiben aber desto deutlicher das Uebrige.

Für die Mittheilung Ihrer Kunstkennerkunst danke herzlich; das Büchlein ist vortrefflich geschrieben. In stylistischer Hinsicht gebe ich Ihnen das unbedingteste Lob, auch die Ironie ist vortrefflich, aber sie ist nicht immer Swiftisch genug durchgeführt; der Ernst hat Sie manchmal überrumpelt. Daß Sie sich als einen bedeutenden Schriftsteller plötzlich gezeigt, hat gewiß das Publikum sehr überrascht; für mich, liebster, hatte die Erscheinung nichts überraschendes. Ich wunderte mich vielmehr, daß Sie nicht früher aufgetreten sind. — Ich habe sehr oft an Sie gedacht und ich habe Sie immer zu den sehr wenigen Personen gezählt, denen mein Wirken und Schreiben immer klar war, und die den letzten Gedanken alles dessen, was ich treibe und schaffe, immer genau kennen und begreifen. In dieser Voraussetzung, oder vielmehr in dieser Überzeugung, schreibe ich Ihnen heute und verlange thätige Hülfleistung.

Ihr Freund H. Heine.

Gegen Ende des folgenden Jahres, im November 1836, machte Detmold einen Besuch in Paris, und die Verbindung zwischen beiden Männern wurde wahrscheinlich erst in dieser Zeit aus einer vorwiegend literarischen in eine persönliche umgewandelt. Detmold scheint genauer als irgend jemand mit Heines häuslichen Verhältnissen bekannt geworden zu sein, also auch mit der Frau, welcher noch jetzt eine allgemeine Aufmerksamkeit sich zuwendet.

Mathilde Mirat, seit 1834 mit Heine in Verbindung und seit dem 31. August 1841 seine Gattin, gehört seit dem 18. Februar 1883 den Abgeschiedenen an. Wie Christiane Vulpius ist sie in sehr verschiedener Weise beurteilt worden. Heine hat ihr jederzeit eine uneigennützige Liebe bewiesen, die der edelsten Verbindung würdig gewesen wäre; auch kann man seine Ehe nicht unglücklich nennen. Mathilde besaß gute

9*

Eigenschaften, vor allem die Eigenschaft, ihrem Manne zu gefallen; und ihre unverwüstliche Heiterkeit war ihm selbst in den schwersten Zeiten mehr ein Trost, als ihr oberflächlicher Leichtsinn eine Kränkung. Die Behauptung, sie habe nicht einmal schreiben gelernt, wird schon durch die wenigen Zeilen widerlegt, welche sie mit fester und nicht ungeübter Hand dem Briefe vom 26. Mai 1837 eingezeichnet hat. Aber was man auch anführen mag, um die sittliche Beurteilung des Verhältnisses zu mildern und seine Folgen in ein günstiges Licht zu stellen, als Ergebnis bleibt immer das Bedauern, daß ein so ausgezeichneter Geist gerade da, wo er es am meisten hätte wünschen müssen, für seine eigentliche Bedeutung gar kein Verständnis gefunden hat. Für Freude und Leid, wie sie dieser Verbindung entsprangen, war Detmold Heines Vertrauter. Er war auch nahe beteiligt bei einem Vorfalle, der durch Mathilde Mirat ohne ihre Schuld herbeigeführt, für den Dichter sehr gefährlich werden konnte. In französischen und deutschen Zeitungen wurde im Frühling 1837 von einem Duell berichtet, welches Heine für die Ehre der deutschen Nation bestanden haben sollte. Erst in letzter Zeit hat ein Augenzeuge den wirklichen Hergang aufgeklärt. Herr Dr. G. de Massarellos berichtet in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" vom 7. Dezember 1880: „Am 29. April 1837 kam in der Frühe mein Universitätsfreund Dr. Hermann Detmold in großer Aufregung zu mir und erzählte, daß er Tags zuvor mit unserm Freunde Heinrich Heine und dessen nunmehriger Witwe, der damals reizend schönen Mathilde, im ‚Bœuf à la mode', rue des bons enfants, einem in jener Zeit sehr beliebten restaurant bourgeois, diniert habe. An einem Nebentisch dinierten sechs französische Studenten. Diese verfehlten nun nicht, mit der schönen Nachbarin aufs auffälligste zu kokettieren, und anzügliche Reden fallen zu lassen, bis endlich Heine in seiner bekanntlich grenzenlosen Eifersucht plötzlich aufstand und dem nächsten der jungen Herren eine eklatante Ohrfeige gab. Detmold machte dazu

den Witz: Der Wirt habe auf seiner Speisekarte unter die Omelette soufflée nunmehr auch ein soufflet à la Heine zu setzen. Die jungen Leute sprangen auf und gingen mit Messern und Stühlen auf Heine los. Der Skandal war natürlich arg, bis endlich der Wirt, die Kellner und noch einige anwesende Gäste sich ins Mittel legten und Heine gegen seine sechs Angreifer in Schutz nahmen. Karten wurden dann ausgetauscht, und an Heine erging sofort eine Forderung auf Pistolen. Der Beleidigte war ein étudiant de l'école de droit, de L., von altadeliger Familie. So die Erzählung Detmolds, mit welchem ich nun sofort zu Heine ging. Diesen fand ich sehr aufgeregt; er bat mich, den bösen Handel zu entwirren und ihm zu sekundieren. Als zweiten Sekundanten — Detmold war zu zartfühlend, um sich als Gibbosus eventuellen Spötteleien auszusetzen — wählten wir den jungen Grafen Gurowski, einen in der haute volée, zumal im Jockeiklub, sehr beliebten Polen ...." Die Parteien trafen sich am 1. Mai im Walde von St. Cloud. Heines Sekundanten, insbesondere den Bemühungen Massarellos', gelang es jedoch, den Streit beizulegen. Heine wurde sogar die persönliche Entschuldigung, zu welcher er sich bereit erklärt hatte, erlassen. Nicht lange darauf reiste er mit Mathilde an die See. Die zahlreichen Briefe aus den folgenden Monaten lassen deutlich erkennen, wie nahe die beiden Freunde jetzt verbunden waren. Auch das Verhältnis zu Mathilde zeigt sich in seiner ganzen Ursprünglichkeit, in jenen ungeduldigen, halb scherzend, halb im Ernst geäußerten Klagen, zwischen denen doch die Liebe immer wieder hervorbricht. Interessant sind endlich die literarischen Pläne, welche zur Sprache kommen, freilich meistens, ohne zu einem Ergebnis zu gelangen. Hat Detmold seine Absicht, über die Deutschen in Paris zu schreiben, zur Ausführung gebracht? Hat Heine ihm Beiträge dafür geliefert? Wahrscheinlich ist es nicht nach dem Briefe vom 29. Juli, in welchem Heine das Projekt noch einige Zeit zu verschieben bittet und die Charakte-

ristik Spaziers, die er sich früher vorbehalten hatte, Detmold überläßt. Über Meyerbeer hat er sich in einer von ihm selbst herausgegebenen Schrift, den gleich zu erwähnenden Briefen an Lewald, damals noch durchaus freundlich und anerkennend ausgesprochen.

Detmolds Reise nach Paris hatte eine wesentliche Veranlassung in dem Wunsche, von der französischen Kunst und den neueren Kunstwerken durch eigene Anschauung Kenntnis zu erhalten. Über die Gemäldeausstellung oder den „Salon" des Jahres 1837 berichtet er in sechs ausführlichen Briefen, welche im „Morgenblatt" 1837 (vom Mai bis Juli, Nr. 109—115, 121—129, 150—155, 159—164) veröffentlicht wurden. Wer sie liest, wird sich nicht wundern, wenn Heine am 29. Juli schreibt, das Ganze spreche ihn gedruckt noch mehr an als geschrieben. Die Darstellung ist vortrefflich; noch heute, nach beinahe siebzig Jahren, hat sie wenig von ihrem Reiz verloren. Aus Heines Lob und daraus, daß er die Briefe im Manuskript gelesen hatte, darf man nicht schließen, daß der Verfasser von ihm abhängig sei. Form und Inhalt unterscheiden sich wesentlich von verwandten Arbeiten Heines: von den Berichten über den „Salon" von 1831, 1833 und 1843. Während Heine einige Meister ausschließlich hervorhebt, sucht Detmold von der gesamten Ausstellung einen Begriff zu geben, charakterisiert freilich auch einzelne Maler und beschreibt ihre Bilder so anschaulich, daß man sie vor sich zu sehen glaubt. Die Sprache, belebt, geistreich, witzig, hat doch nicht den leisesten Anflug von Heinescher Leichtfertigkeit; alles, was dem Gebiete des Religiösen und Sittlichen angehört, wird nie anders als mit Ernst und Würde behandelt. Sehr geschickt verknüpfen sich mit der Darstellung des „Salons" von 1837 allgemeinere Betrachtungen über die französische Kunst und den französischen Volkscharakter. Bereitwillig wird das Vortreffliche anerkannt, aber nicht mit übertriebenem Lobe bedacht, und das Bedenkliche und Tadelnswerte ebensowenig verschwiegen, als Heine dergleichen zu

verschweigen pflegt. Denn nichts ist weniger gerechtfertigt als die Beschuldigung, Heine habe aus Mangel an Vaterlandsliebe Deutschland geschmäht und für Frankreich eine schmeichelnde Bewunderung gezeigt. Im Gegenteil: eher könnte man die Langmut der Franzosen bewundern, welche so herbe und, ich glaube, zu herbe Urteile über ihre Eitelkeit und Leichtfertigkeit, über Mangel an tieferem Gefühl und deshalb an der höchsten künstlerischen Begabung geduldig, ja, als Äußerungen eines Freundes sich gefallen ließen. Manches, was Detmold in ähnlicher Weise äußert, mag aus dem Meinungsaustausch der beiden Freunde hervorgegangen sein; man empfindet es insbesondere, wenn man mit Detmolds Berichten über den „Salon" eine ungefähr gleichzeitige Schrift Heines, die vertrauten Briefe an Lewald über die französische Bühne (Werke XI, 129 ff. [IV, 489 ff.]), vergleicht. Wahrscheinlich darf man in denselben einen Einfluß Detmolds erkennen; sagt doch Heine selbst, er habe sie „in der Art von Detmolds Salon" geschrieben. Unzweifelhaft gehören sie zum Geistreichsten, was er überhaupt geschrieben hat. Das französische Theater der Gegenwart bietet ihm Veranlassung, sich in Gedanken über das Wesen der Schauspielkunst und der Oper, über Dichter und Komponisten, und was ihm sonst am Herzen liegt, zu ergehen, zuweilen so weit, daß er den Ausgangspunkt aus den Augen verliert, was man von Detmolds Ausführungen niemals sagen kann. Auf dem Titel tragen die Briefe an Lewald den Zusatz „geschrieben im Mai 1837 in einem Dorfe bei Paris". Aber was Heine an Detmold schreibt, beweist, daß wenigstens für die meisten diese Bezeichnung nicht zutrifft. Sie sind erst im Sommer, nicht in einem Dorfe bei Paris, sondern an der See in Granville verfaßt. Heine verrät es selbst an einer Stelle. Da, wo er erzählt, wie oft er, eigentlich gegen seine Neigung, die Theater besucht habe, setzt er (S. 196 [521]) hinzu: „Der Dr. Detmold aus Hannover, der den verflossenen Winter in Paris zubrachte und uns immer ins Theater begleitete, hielt uns munter, wenn

die Stücke auch noch so einschläfernd. Wir haben viel zusammen gelacht und kritisiert und medisiert." Die Stelle, eine Art von Ehrendenkmal für die frisch blühende Freundschaft, ist allem Anscheine nach nicht vor Detmolds Abreise geschrieben. Denn von einem Manne, der sich noch in Paris aufhält, wird man schwerlich sagen: „Detmold, der den Winter in Paris zubrachte".

VI.

Granville, wahrscheinlich d. 26.
des Wonnemonds 1837.

Liebster Detmoldt.

Seit drei Tagen bin ich hier und weiß noch nicht, ob ich hier bleibe. Das hängt davon ab, ob ich ein wöhnliches Appartement finde. Manche Annehmlichkeit bietet der Ort, und, was die Hauptsache, der Strand ist gut zum Baden. Meine atra cura .... befindet sich wohl, vergnügt und führt sich gut auf, über Erwarten gut. Kindisch amüsirt es sie am Strande die hübschen Muscheln zu suchen. Erst morgen oder übermorgen kann ich Ihnen sagen, ob ich hier bleibe. Beständig sprechen wir von Ihnen.

nous parlons toujours de vous, et je vous salue avec beaucoup d'amitié. Si nous restons ici il faut que vous venez nous rejoindre. Mathilde.

d. 28. Mai.

Liebster Detmoldt! Ich habe mich endlich entschlossen, hier zu bleiben, obgleich ich noch kein passendes Appartement gefunden. Es ist aber alles hier sehr gut. Das Leben ist hier spottwohlfeil, und mein Hauskreuz gefällt sich hier außerordentlich, und ich glaube es aushalten zu können. Ich kann Sie heute mit sehr gutem Gewissen einladen, hierher zu kommen. Wenn Sie dieses nemlich ausführen wollen und über Havre reisen, so bringt Sie in Caen ein Dampfboth binnen 3 ½ Stunden nach dem Havre. — Den Brief für Cotta werde ich in keinem Falle vergessen.

Ich bitte Sie, zu meinem Portier zu gehn und ihm zu sagen, daß er alle einlaufenden Briefe an mich hieher schicken soll, nemlich à Mr. Heine, poste restante, à Granville (Département de la Manche). Da weder er noch die Portière schreiben können, so bitte ich Sie, auf meine Briefe, die etwa für mich dort liegen, diese Addresse zu schreiben und sie auf die Post zu legen. — Zugleich bitte ich Sie, mir zu sagen, ob Sie etwas, das mich interessiren möchte, in französischen oder deutschen Journalen gelesen; denn hier sehe ich auch nicht einmal französische Blätter. — Ich befinde mich ganz wohl und arbeite. Kommen Sie nur her, und ich verspreche Ihnen, daß auch Sie viel arbeiten und wenig ausgeben werden. — Fragen Sie Cohn, ob meine Wechsel acceptirt worden sind, und grüßen Sie ihn mir recht freundschaftlich. — Ins Theater brauche ich nicht mehr zu gehn, dafür muß ich aber ins Frühlingswetter spazieren gehn. Grüne Bäume enuyiren eben so gut wie Vaudeville. Nächst der Kunst giebt es nichts Schrecklicheres als die Natur.

Ihr Freund Heine.

Wichtiges Post Scriptum.

Ich bitte Sie, lieber Detmoldt, gehen Sie zu der Marchande de Mode rue Faubourg Montmartre, wo meine Kleine ihre Mützen zu kaufen pflegt, und wo ich einst ihre Eifersucht erregte. Der Modistin sagen Sie, daß Sie zwei Mützen (bonnet) verlangten für die Dame rue Cadet No. 18, welche Sie ihr in die Provinz nachschicken müßten. Eine Mütze rose avec des fleurs couleur de rose et un bonnet jaune paille avec des fleurs de la même couleur. Band und Blumen nicht ausgespreitzt, sondern vielmehr eng anliegend, damit das Gesicht nicht sein Oval verliert. Die Modistin wird Ihnen diese Mützen auswählen helfen, oder auf Bestellung anfertigen und gehörig einpacken, daß Sie sie auf die Post geben können, an die Addresse: Mr. Heine, à Granville, Département de la Manche, logeant dans les trois couronnes. Das ausgelegte Geld werde ich,

im Fall Sie hieherkommen, Ihnen hier zurückgeben, oder, wenn Sie nicht kommen wollen, lassen Sie es sich für meine Rechnung von Cohn geben. — Aber kommen Sie hieher, das wäre am hübschesten. Ist ein Paquet (wahrscheinlich einige Bogen meines Buches) bei der Portière angekommen, so können Sie es den Mützen beybacken.

Ihr Freund H. H.

Monsieur Mr. Herman Dettmoldt aux soins
de Mr. Jules Cohen
rue Faubourg Poissonnière Nr. 15. Paris.

VII.

Granville d 14 Juni 1837.

Liebster Detmoldt! Ihren Brief v. 11ten sowie auch den Brief, worin Sie mir die Absendung der Kiste anzeigten, und die Kiste mit den Mützen selbst habe ich richtig erhalten und sage Ihnen Dank für diese freundschaftlichen Bemühungen. Die Mützen haben großen Beyfall gefunden, und ich bin beauftragt, Ihnen für diese, sowie für ihre zwey liebenswürdigen Handschreiben an Mathilde im Nahmen derselben den rührendsten Dank abzustatten. Wir befinden uns wohl und heiter, gefallen uns hier und werden wohl lange hierbleiben. Sie dürfen daher Ihre Briefe immer poste restante hierher addressiren; abreisenden falls werden sie uns nachgeschickt von der hiesigen Post. Sie aber werden sobald Paris nicht verlassen. Ich hoffe Sie benutzen die Eröffnung des Musée de Versailles, um darüber zu schreiben. Dieses und das spanische Museum dürfen Sie nicht unbesprochen lassen. Das muß ihren Salon kompletiren. — Was mich betrifft, so sitze ich bis am Hals in einer Arbeit, die ich in 8 Tagen fertig habe; ich habe nemlich an Lewald versprochen, ihm einen großen Beytrag zu seiner Theater-Revüe sobald als möglich zu überschicken; es werden etwa 5 bis 6 Bogen seyn, humoristisch reflektirenden Inhalts.

Ihr Angehen in Betreff der dortigen Deutschen kommt mir daher in diesem Augenblick etwas ungelegen. Mein Rath ist folgender: Sie schreiben den Aufsatz, bearbeiten die Personen die Sie bereits kennen; Sie schreiben den Anfang des Aufsatzes und Schwanz, schreiben auch über mich, lassen mir aber in der Mitte des Aufsatzes Platz zur kurzen Signalisirung folgender Personen: Trapel (dieser schreibt in der Abendzeitung unter dem Namen Lenz) Spazier (dieser ist der niederträchtigste Schuft den ich auf dieser Erde gesehen habe) Donndorf, Pistor, Duisberg, Savoie, Bornstedt (dieser muß sehr gelobt werden, damit man ihn für den Verfasser des Artikels halte) Heideloff, der Buchhändler, Colloff, Venedey (beide sind freilich exilirt) Mainzer (ein honetter Kerl). Schreiben Sie nicht über Koreff, denn ich weiß, daß Sie nicht gut von ihm denken; über Meyerbeer dürfen Sie nur Günstiges sagen, über Rothschild können Sie sagen, was sie wollen, soviel Maliziöses sie wollen; die Herzogin Helene loben Sie auf preußische Weise und lassen merken, daß Sie sich ihr vorstellen lassen. Kennen Sie Professor Hase? über diesen so wie über Depping sprechen Sie! — Also Sie schreiben den Aufsatz dergestalt, daß ich die obigen Signalemente selber einflicken kann. Ehrlich gestanden, denke ich jetzt so ungern an die Kerle. — Zu Ihrer Nachricht: Laube giebt die Redakzion der Mitternachtzeitung ab. — Ich empfehle Ihnen die hannöv. Zeitung*).

Detmold ist offenbar nicht nach Granville gegangen. Schon am 19. Juli schrieb er wieder aus Hannover an Heine. Die politischen Unruhen in seinem Vaterlande, die gewaltsame Aufhebung der hannövrischen Verfassung durch den König Ernst August mögen seine Rückreise beschleunigt haben. Ungefähr zur selben Zeit, am 18. Juli, traf Heine wieder in Paris ein. Die folgenden vier Briefe sind insbesondere

*) Hier schließt das erste Quartblatt. Adresse und Schluß des Briefes haben sich auf dem abgerissenen zweiten Blatt des Bogens befunden, welches fehlt.

interessant durch die Mitteilungen über die „jungdeutsche Anthologie“, welche Heine in Gemeinschaft mit Detmold herausgeben wollte. Über diesen Plan ist sonst gar nichts bekannt geworden, obgleich er mit anderen Bestrebungen Heines in naher Verbindung steht; denn 1836 war die zweite Auflage der „romantischen Schule“ erschienen, beinahe um ein Drittel vermehrt durch die eingehende Charakteristik der jungdeutschen Poeten. Zu dieser Literargeschichte sollte die Anthologie gewissermaßen die Belegstellen bringen und dadurch den Eindruck verstärken.

Man sieht ferner schon in diesen Briefen, wie Heine sich Detmolds zu bedienen suchte, um zunächst auf seinen Bruder Max und durch diesen auf Salomon Heine zu wirken. Schon der Umweg läßt das Verhältnis zu dem reichen Onkel keineswegs in erfreulichem Lichte erscheinen.

Heines Vater und die ganze Familie hatten dem Hamburger Millionär vieles zu danken, der Dichter insbesondere die Mittel, die ihm den Weg von der Wechselbank zu den Universitäten Bonn und Göttingen eröffneten. Aber wenn es dem Jüngling nicht zur Unehre gereicht, von fremder Unterstützung abzuhängen, für den Mann wird es selten ohne Nachteil bleiben. Schon aus diesem Grunde muß man Heines Übersiedelung nach Paris ein Unglück nennen, denn sie raubte ihm für immer die Möglichkeit, unabhängig, auf eigenen Füßen zu stehen. Er selbst empfand das Drückende, Unwürdige seiner Lage, und indem er dann dem Onkel gegenüber das Gefühl seiner geistigen Überlegenheit um so entschiedener zum Ausdruck brachte, mußte es notwendig zu Gegensätzen und Zerwürfnissen kommen. Ein Zerwürfnis war auch im Herbst 1836 eingetreten. Heine stand in Gefahr, die von dem Onkel ihm ausgesetzte Jahresrente von 4000 Franks zu verlieren. Dazu kamen andere Unglücksfälle: Verlust hinterlegter Gelder, Insolvenz eines Freundes, für den er gebürgt hatte; er mußte durchaus versuchen, die Gunst des Onkels wiederzugewinnen. Detmold hat ohne Zweifel, so wie Heine wünschte, dafür

gewirkt, und durch Vermittlung des Bruders Maximilian kam denn auch eine Aussöhnung zustande. Im September 1838 wurde sogar, bei einem Besuche Salomon Heines in Paris, die Pension auf 4800 Franks erhöht, die nach dem Tode des Dichters zur Hälfte auf seine Witwe übergehen sollten. Heine mochte sich gesichert glauben, aber wie bitter er sich täuschte, wird gerade aus den späteren Briefen an Detmold nur zu deutlich.

Das in dem Briefe vom 29. Juli noch immer vergeblich erwartete Buch ist der dritte Teil des „Salon“, der die Angriffe Menzels zurückweisen sollte. Schon am 2. Juni erkundigt sich Heine bei Lewald: „Ist mein dritter Salonteil mit der Vorrede heraus? Was sagt man zu letzterer? Bitte, bitte, schreiben Sie mir bald und viel.“ Nicht mit Unrecht hegte Heine gegen Menzel und den Gießener Zensor Adrian den Verdacht, daß sie das Erscheinen seines Buches zu verhindern suchten. Adrian verzögerte Monate lang das Imprimatur und machte indessen, um eine Beschlagnahme herbeizuführen, im „Phönix“ bekannt, daß der Druck in Gießen begonnen habe. Der Vorrede gegen Menzel weigerte er die Druckerlaubnis ganz und gar; sie konnte erst später, als besondere Broschüre, unter dem Titel: „Über den Denunzianten“ erscheinen*). Von Heines Erbitterung zeugt der dem Briefe vom 3. Oktober beigelegte Artikel gegen Menzel. Ein Brief an Campe von demselben Tage erhielt eine ganz ähnliche Beilage.

VIII.

Paris d. 29. July 1837

Theurer Freund! den Brief den Sie vor Ihrer Abreise nach Granville geschickt, so wie auch Ihren aus Hannover den 19. July datirten Brief habe ich richtig erhalten. Seit

*) Strodtmanns Ausgabe der Werke XIV, 49; Elsters Ausgabe IV, 305; vgl. Strodtmann, Heine's Leben II, 193.

10 Tagen befinde ich mich in Paris und reise übermorgen nach Boulogne sur mer, wohin Sie mir Ihre Briefe poste restante addressiren können. In Granville lebte ich 2 Monath froh und glücklich, da ward Mathilde krank, und ich mußte, der Vorsorge wegen, wegen Mangel an guten Aerzten, mit ihr zurück nach Paris reisen, wo wieder mein altes Elend begann. — — — — Im Ende des Julius im heißen Schauspielhaus 4 Vaudeville! O Gott, Du schickst den Winter nach den Kleidern aber nicht den Sommer! Dazu kommt ein finanzielles Unglück, welches zu weitläuftig zum Erzählen, mich aber aufs kummervollste berührt. Es ist wirklich sonderbar, daß ich in der letzten Zeit so viel Finanzunglück habe. Kaum ordne ich meine Geschäfte mit dem strengsten Ernst, so brouillirt sie wieder der unvorhergesehenste Zufall. Überall vermissen wir Sie hier. Als wir Sie bei unserer Rückkehr nicht fanden, ward uns zu Muthe, als hätten wir Sie aufs neue verloren. Mathilde spricht beständig von Ihnen; dies tolle aber gesunde Herz hat Ihren Werth ganz empfunden, und ich habe daran meine wehmüthige Freude. Seit unserer Trennung bin ich wieder allein.

Ich arbeite ziemlich viel, so viel es meine Wirnisse und Störungen vertragen. Daß auch Sie in Arbeitszug gerathen, freut mich. „Die Deutschen in Paris" können Sie der Hannöv. Zeitg. nicht geben, denn der Hauptlump, der infamste Schurke, den Sie brandmarken müßten, der elende Spazier, ist der Pariser Correspondent in der Hannöv. Zeitung. Ich bitte, lassen Sie das Projekt noch einige Zeit anstehen, bis ich Ihnen aus Boulogne mehr darüber geschrieben habe.

Ueber mein Buch habe ich von Hamburg noch keine Zeile Nachricht — Der Teufel weiß, ob Menzel, der durch der feigen Censor Adrian von der Vorrede Wind bekommen, nicht außerordentliche Mittel ins Werk gesetzt hat, um die Bombe aufzuhalten. Schreiben Sie mir darüber umgehend: poste restante à Boulogne sur mer en France. Max ist

in Hamburg zum Besuche bei meiner Familie. Vor etwa 5 Wochen erhielt ich Brief von ihm aus Hamburg, worin er mir schrieb daß er ungefähr 3 Monath dableibe. Wenn Sie ihm daher dorthin baldigst schreiben, trifft ihn Ihr Brief. Er steht dort in höchster Gunst bey meinem Oheim, und es wäre möglich, daß Ihr Brief, worin Sie ihm über mich Nachricht geben, zu meinem Heile wirken kann. Sie müssen ihm nemlich die Seele heiß machen, daß er alles aufbietet, mich mit meinem Oheim zu versöhnen und mir bei demselben ein Jahrgeld auszuwirken. Den wahren Grund, warum meine Finanzen so schlecht stehen, dürfen Sie freylich nicht merken lassen, aber das Faktum, daß ich in der größten Geldnoth bin, und die erschütterndsten Folgen daraus zu befürchten stehen, müssen Sie so pragmatisch hinstellen, daß diese Geldnoth, nur durch edles Unglück entstanden, eben zu meinem Vortheil spricht. In der That, Sie dürfen gestehen, daß ich um alle Früchte meines Fleißes geprellt worden, daß ich alles verkauft habe, um meine Schulden zu bezahlen, daß ich alle fremde Unterstützungshülfe abgelehnt, daß ich mich vergebens an meinen Onkel gewendet (das ist nicht wahr), daß Sie vernommen hätten, wie unbarmherzig mein Oheim mir alle Hülfe entzogen (das ist auch nicht wahr) — kurz Sie schreiben ihm einen Brief, womit er bei meinem Oheim, welcher empört seyn wird, daß man ihn solcher Lieblosigkeit fälschlich beschuldigt, etwas ausrichten kann. Aber thun Sie es umgehend und geben den Brief an Stieglitz, damit dieser ihn an meinen Oheim schickt zur Beförderung an Max; dieser wohnt nemlich bey ihm auf dem Lande.

Sie sehen, Ihr Unterricht hat gefruchtet; wenn auf diesem Wege keine Hülfe kommt, so hab ich mein Latein verloren.

Für Lewald's Theaterrevüe habe ich in Granville eine Reihe Briefe, in der Art Ihres Salons, geschrieben, etwa 12 Bogen Reisebilderformat. Ich werde dies Jahr noch 40 Bogen schreiben. — Wird unser Projekt der Literatur-

auszüge nicht zu Stande kommen? — Börne scheint wirklich jetzt von den Deutschen kanonisirt zu werden. Dieser ehrliche Mann ist dennoch mit Verläumdungen, die er der Welt über mich insinuirt hat, ins Grab gegangen. — Es ist sehr wahrscheinlich, daß ich mein Stillschweigen über ihn breche. — Nächstens mehr hierüber.

Den Schwanz Ihres Salons habe ich im Morgenblatt gelesen; das Ganze spricht mich gedruckt noch mehr an als geschrieben. Die zusammengestellten Kunstartikel werden ein interessantes Büchlein bilden, und ich bitte Sie, dazu eine sehr geistreiche Vorrede zu schreiben. — An Max müssen Sie streng und heilig befehlen, daß er von dem Inhalt Ihres Briefes meiner Mutter nichts merken läßt.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß ich von Boulogne einige Zeit nach London reise. Haben Sie mir in dieser Beziehung keinen Wink zu geben? — Cohn habe ich hier mehrmals gesehen; er steckt bis an die Ohren im simonismus; er zweifelt zuweilen an dem moralischen Werth seiner Gottheit!

Ich habe in Granville nur zwei Bäder genommen und freue mich sehr auf den Wellenschlag von Boulogne. Ich habe das Baden diesmal sehr nöthig; meine linke Hand magert täglich mehr und mehr ab und stirbt zusehens. — Leben Sie wohl. Sorgen Sie nur für Ihre Gesundheit — für das Übrige wird der Zufall Sorge tragen. Mathilde grüßt. Wir lieben Sie sehr.

H. Heine.

Monsieur Mr. Hermann Detmold, Advocat à Hanovre,
royaume d'Hanover en Allemagne.
[Bemerkung Detmolds:] beantwortet 4. Aug. 1837.

IX.

Paris d. 17. Sept. 1837.

Liebster Detmoldt! Ihre zwey Briefe, so wohl den, welchen Sie nach Boulogne addressirt, als auch den letzten, den Sie hieher gehen lassen, habe ich richtig erhalten; den

zweiten vorgestern. Ich bin in Boulogne nur drey Tage geblieben, weil meine Dame dort sich sehr mißfiel. In Havre blieb ich 4 Wochen und wäre vielleicht noch dort, wenn ich nicht plötzlich ein Augenübel bekommen, woran ich zu erblinden fürchtete. Ich konnte nicht mehr sehen noch schreiben; doch der Dr. Sichel hier hat mich so weit hergestellt, daß ich Beides, Schreiben aber nur mit saurer Mühe, wieder vermöge. Indem ich Ihnen schreibe, sehe ich kaum meine Buchstaben. — Mathilde hat sich auf der Reise gut aufgeführt, nur in Paris ist sie schwer zu ertragen. — Dank, herzlichen Dank für alle die Freundessorge, die sich so liebevoll in Ihrem Briefe ausspricht. Sie sind aber auch der Einzige, dem ich vertraue. — Daß Cotta Sie so schlecht bezahlt hat, ist empörend; 4 Carolin pflegt das gewöhnliche Honorar für das Morgenblatt zu seyn. Ich werde ihm schreiben, daß ich Ihnen wenigstens 4 Carolin garantirt habe. Unseren Plan, eine Compilazion deutscher guter Schriftsteller zu veranstalten, habe ich nicht fahren gelassen und heute habe ich darüber wieder mit Heideloff hie selbst gesprochen, der auf das Unternehmen begierig eingeht und der ohne Zweifel meine Bedingungen eingehen wird — die er von mir bestimmt zu wissen verlangt. Er wünscht, eine Ausgabe in zwey großen Bänden zu machen, nach dem Maßstabe des Cottaschen Schiller's in 2 Bänden, den Sie kennen, und er rechnet auf 80 Druckbogen jenes großen Formats; er würde sich vielleicht auch auf 100, wenigstens auf 90 Druckbogen verstehen. Dann verlangt er — was aber für mich das Bedenksamste — eine Vorrede von 1 Druckbogen (— das wäre mehr als 5 Druckbogen Reisebilder-Text). Ich habe ihm gesagt, daß ich mit Ihnen in Gemeinschaft dies Unternehmen ausführen würde, daß Sie mir dort in Hannover die Excerpte der deutschen Autoren, versehen mit kurzgefaßten biographischen Notizen, hieher schicken würden, und daß ich Ihnen erst schreiben müsse, um zu wissen, auf welches Honorar Sie dabey rechnen.

Ich bitte Sie daher, schreiben Sie mir einen ostensibelen

Brief, worin Sie für das erwähnte Geschäft 40 Napoleond'or fordern, denn ich glaube nicht, daß er [mehr] als 1 Napoleon für den Druckbogen im Ganzen giebt, und ich sehe zu, daß er mir das, was ich eigens dazu schreibe, nach dem Maßstabe, das mir Campe oder Cotta für einen so großen Druckbogen bezahlen würden, honorirt. Zugleich (in demselben Brief) schicken Sie mir eine Uebersicht von dem, was sie in dem Werke aufnehmen würden, und dieses kann uns beiden zugleich als Grundlage dienen, damit ich genau weiß, was Sie zu geben beabsichtigen, und was ich entweder abzulehnen oder hinzuzurathen habe. Ich bin der Meinung, man giebt nicht viel Gedichte, etwa $1/8$ des Werks füllend, und meistens Gedichte neuerer Autoren und griechisch heiteren Inhalts, von christlich trübseligen Gedichten nur wenige. Ueberhaupt Beförderung weltpatriotischer, gefühlsfreyer, hellenischer Richtung. Im selben Sinne sind die prosaischen Stücke zu wählen. Die gewählten älteren Autoren müssen in der Gesinnung eine Morgendämmerung des jungen Deutschlands zu seyn scheinen, und ich beabsichtige, dem heutigen jungen Deutschland am Schluß fast über $1/4$ des ganzen Buchraumes zu weihen. Sie werden daher gleich anführen, was von diesen Autoren zu geben ist. Auch die untergeordnetsten Geister dieser Richtung werde ich mittheilen, theils um zu zeigen, daß die Heerde recht zahlreich sey, theils auch um der eignen Parthey Vorschub zu leisten. So verliert das Buch den Charakter einer gewöhnlichen Compilazion und wird durch höhere Zwecke geadelt. Von diesem Gesichtspunkte aus machen Sie die Liste in dem ostensibelen Briefe. Nicht bloß Bücher sondern auch aus Zeitschriften muß excerpirt werden. — Ich denke die Sache kommt unverzüglich in Ordnung. Den Druck werde hier selber fürveilliren. — Ich kann heute noch wenig sehen, sonst würde Ihnen mehr schreiben, besonders in Beziehung auf meinen Oheim und Maxens Verwendung bey demselben. Ich habe meinem Oheim selbst geschrieben, ganz wie Max den Brief verlangte,

bis jetzt aber habe ich noch keine Zeile Resultat erfahren. Anbey erhalten Sie ein Blatt des Telegrafen, worin Gutzkow, zwar in guter Absicht, aber mit empörender Rohheit meine persönlichen Bedrängnisse bespricht. Ich will mich nicht darüber ärgern, sondern eben dieses Blatt zu meinem Vortheil exploitiren. Schicken Sie es nemlich umgehend an Max (ohne ihm im Mindesten zu sagen, daß Sie es von mir erhalten haben) und bemerken Sie ihm, daß es vielleicht für mich nützlich wäre, wenn mein Oheim dieses Blatt liest und dadurch bewogen würde, den Wünschen der öffentlichen Meinung entgegen zu kommen und mir eben jetzt eine offenkundige Jahresunterstützung zu bewilligen. Vielleicht verdanke ich der gekitzelten Eitelkeit, was mir von besseren Gefühlen nicht erwirkt wird. In diesem Sinne wäre es gut, wenn Sie an Max noch einmal schrieben; auf jeden Fall, bey Leibe, verschweigen Sie ihm, daß ich Ihnen ob dergleichen widerwärtigen Dingen geschrieben habe; nur durch dritte Hand wüßten Sie die Steigerung meiner Nöthen und Drangsale. — Leben Sie wohl.

Ihr getreuer halbblinder Freund

H. Heine.

Meine Addresse ist immer
Cité Bergère No. 3.

[Bemerkung Detmolds:] schrieb an Max Heine den 23. September,
schrieb an Heinrich Heine den 25. September.

X.

Paris den 3. October 1837.

Theuerster Freund! Ihren Brief v. 21. [25?] Sept. habe ich richtig empfangen. Mein Bruder wird Ihren Brief nicht mehr in Hamburg erhalten haben, da er, wie ich höre, zur Naturforscherey nach Prag gereist ist. Ich habe noch keine Antwort von ihm. — Mit meinen Augen geht es gut, so wie ich mich überhaupt leidlich in jeder Hinsicht befinde. Meine Leidenschaftlichkeit für Mathilde wird täglich chroni-

scher; sie führt sich gut auf — jetzt quält sie mich mehr im Traume als in der Wirklichkeit — aber der geträumte Kummer und düstere Zukunftsgedanken verbittern meine Tage. Ich genieße in vollen Zügen die Schmerzen des Besitzes. — Ich bin unlängst in ihrem Dorfe gewesen und habe die unglaublichste Idylle erlebt. — Ihre Mutter hat mir Mathildens erstes kleines Hemdchen geschenkt, und dieses wehmüthige Linnen liegt in diesem Augenblick vor mir auf dem Schreibtisch. — Das anthologische Projekt soll in jedem Falle ausgeführt werden. Ich beherzige Ihre Bemerkungen. Den Titel des Buches habe ich noch nicht ersonnen. Ich denke aber, er heißt ungefähr: Proben der deutschen schönen Literatur seit Goethe's Geburt. Wer also vor Goethe's Geburt gestorben ist, oder sonst in den Goetheschen Beginn nicht mehr paßt, wird nicht aufgenommen. Ihre Bemerkungen habe ich reiflich erwogen. Ein Theil des Mspts muß freilich abgeschrieben werden, ein Theil wird wohl nach den Büchern hier gedruckt werden können; die Kosten können also nicht über 200 frs. betragen. Die Schriftsteller vor der romantischen Zeit überlasse ich Ihnen ganz auszuwählen. Von den Romantikern werden wohl höchstens 12—15 aufgenommen, über deren Auswahl, auch in Betreff des Mitzutheilenden, wir uns leicht verständigen. Von den dramatischen Dichtern der Kunst-Periode (seit Schillers Herrschaft) wählen wir auch ein Dutzend: wie Schiller, Werner, Kleist, Grillparzer, Immerman, Öhlenschläger, Müllner, Heine, Grabbe ꝛc. — Endlich von neuer Literatur geben wir nicht alle (Sie haben Recht), doch die Hervorragendsten, und da könnten doch wohl an die 20 zu nehmen seyn und meinen Zweck erfüllen. — Ich erwarte zwar den ostensiblen Brief, erhalte ich ihn aber nicht binnen 8 Tagen, so schließe ich das Geschäft ab mit Heideloff unter so guten Bedingungen, als ich erlangen kann; denn ich habe ihm zugesagt, daß ich mit ihm fertig zu werden gewiß sey, ich kann ihm jetzt nicht die Sache abnehmen, ohne mich zu

verfeinden und in böses Licht zu stellen. Sein Begehr einer großen Einleitung aus meiner Feder und die Bedingung, daß er diese auch als Broschüre ausgeben könne, ist das eigentlich Bedenklichste; kann ich nicht anders, so verspreche ich es und schreibe in dieser Arbeit zunächst über die neuere Literatur, was sehr interessant werden kann. Sie würden daher bey den Autoren nur biographische, nicht kritische Notizen zu geben haben. — In meinem nächsten Brief |Bestimmteres. Der Zweck des heutigen Schreibens ist der einliegende Correspondenzartikel aus Stuttgard, den 'Sie in die Hannövrische Zeitung einschmuckeln müssen. Wahrscheinlich wird die Redakzion der Hannöv. Ztg. diese Zeilen nicht in der mitgetheilten Form drucken wollen; alsdann |ändern Sie dieselben nach dem Tone des Blattes so, daß immer der Inhalt gedruckt wird. Können Sie ähnliche Artikel in andre Blätter drucken lassen, so thun Sie es. Sie verstehen mich fast ohne Wink. — Heute schreibe ich nach Hamburg um den Correspondent zu exploitiren. — Ich bitte, üben Sie ein bischen an Menzel ihre ingeniosesten Malizen. Er wird ja das Literaturblatt noch öfters gegen mich benutzen, und ich muß der Perfidie mit Perfidie begegnen.

Ihr Freund

H. Heine.

[Beilage.] Stuttgardt d. October 1837.

Die Taschenspielerkünste, womit Herr Wolfgang Menzel seit so vielen Jahren seinen Mangel an gelehrter Bildung und Wissenschaft zu verbergen gewußt, sind in einer Streitschrift von Dr. Strauß mit so gründlicher und doch faßlicher Kritik enthüllt worden, daß der literarische Gaukler auch bey dem geistesärmeren Mittelstand der Lesewelt allen Credit verloren hat, und |Baron Cotta genöthigt ist, damit der Scandal ein Ende nehme, die Redakzion des hiesigen Literaturblattes in andere Hände zu geben. Die Broschüre „Über den Denunzianten“ hat jetzt auch auf die gesellschaftlichen

Verhältnisse des Herren Menzel einen schlimmen Einfluß geübt: einige modernisirte Teutschthümler, so wie auch ein paar Dichterlinge von der schwäbischen Schule, welche bis jetzt, aus Haß gegen die Richtungen Heines und des übrigen jungen Deutschlands den Denunzianten desselben protegirten, drohen sich jetzt ebenfalls von ihm abzuwenden, und haben ihm einen Termin gestellt, binnen welchem er, zur Wiederherstellung seiner Ehre, die von Heine gebotene Genugthuung annehmen, oder ihre Gesellschaft auf immer meiden müsse. — So viel ist gewiß, daß Herr Menzel jetzt Stuttgardt verlassen will und bereits Anstalten trifft, sich nach Waldenburg in Schlesien zurückzuziehen, wo ihm sein Stiefvater, der bekannte Oekonom Elsner, der in der Viehzucht einen Namen erworben, die günstigste Aufnahme zugesagt hat. —

XI.

Paris den 16. Januar 38.

Liebster Detmold! So eben schickt mir Gabe Ihren Brief vom 5. Januar und aus diesem Datum ersehe ich, daß mein Brief, den ich Ihnen etwa vor 4 Wochen schrieb, Ihnen nicht zu Händen gekommen. Das ist mir sehr verdrießlich; er enthielt zwar nicht die mindeste politische Aeußerung, aber desto mehr auf mein Privatleben Bezügliches. Auch enthielt er eine Einlage von Madame Jules, bey welcher ich mich ebenfalls erkundigte, ob sie Antwort von Ihnen erhalten. Noch heute schicke ich zu ihr, um ihr wissen zu lassen, daß der Brief, worin ihre Einlage, Ihnen, Gott weiß durch welchen Zufall, nicht zugekommen ist. An öffnende Polizeipfiffigkeit und Unterschlag glaub ich nicht, desto mehr aber an die Dummheit meines Herrn Cousins, dem ich die Besorgung des Briefes anvertraute. — Ich wiederhole, Sie verlieren an dem Briefe nichts, außer Nachrichten über mein Privatleben, das sich seitdem recht wunderlich gestaltet hat.

Seit meiner Rückkehr aus Havre hat sich Mathilde so exemplarisch gut aufgeführt, daß ich Besorgnisse für ihr Leben zu hegen begann. Denn solche radikale Umwandlung pflegt ein Vorzeichen des Todes zu seyn. Acht Tage lang konnte sie zu Hause bleiben, sich mit einfachem pot au feu genügend. Theater, kein Gedanken; es sey doch kostspielig. Die alten Roben selbst renovirt, um diesen Winter neue zu sparen. Endlich wurde sie ernsthaft krank, und ich mußte sie in ein maison de santé bringen, wo sie gut gepflegt wird, und bis zum Frühjahr (den ganzen Carneval!) bleiben wird; denn sie thut mir jetzt alles zu willen. — Sie fängt an, so unbedingt liebevoll und zärtlich zu werden, daß ich am Ende glaube, sie hat die Absicht, mich cocu zu machen. — Uebrigens ist sie sehr krank. —

Ich habe also diesen Winter meine volle Freyheit, je jouis de ma pleine liberté, et j'en abuse même.

Ich geh jetzt oft in's Theater; zu meinem Vergnügen!

Uebrigens befinde ich mich wohl.

Ueber mein Projekt mit Heideloff hatte ich Ihnen geschrieben, daß derselbe mich ersucht, bis nach Neujahr damit zu warten. Dies that ich (weil er wirklich viel um die Ohren hatte, z. B. seine Verheurathung), aber noch immer kann ich nicht mit ihm aufs Reine kommen. Im Grunde liegt mir nicht viel dran in diesem Augenblick, wo ich mit weit bedeutenderen Unternehmungen beschäftigt bin. Ueber letztere schreibe ich Ihnen sehr bald, und Sie sollen endlich meinen praktischen Sinn bewundern.

.— Es ist heute so kalt, daß ich gar nicht schreiben kann; die Hände sind mir erstarrt. — Das maison de santé, worin ich Mathilde eingekerkert, ist an der barrière St-Jaques — denken Sie sich, alle Tage muß ich diesen entsetzlichen Weg machen! — Leben Sie wohl, und schreiben Sie mir bald; Addresse: rue Cadet N° 18; hier wohne ich noch immer. — Lesen Sie doch Beurmanns Niederträchtigkeiten

gegen mich, dem ich meine Addresse anvertraute, nachdem er mir sein Ehrenwort gab, sie nicht zu verrathen! Welche Schufte, meine Deutschen! — Leben Sie wohl und behalten Sie lieb Ihren Freund

Heinrich Heine.

Aus dem letzten Briefe sieht man, daß Heine den Plan der „Anthologie“ so gut wie aufgegeben hatte. Das „wichtige Unternehmen“, welches ihn damals beschäftigte, war die Gründung einer deutschen Zeitung, welche von ihm in Paris redigiert, aber in Kehl gedruckt und vornehmlich in Deutschland verbreitet werden sollte. Ein Freund fand sich bereit, die für den Anfang nötigen 150000 Franks vorzuschießen, und Heine versprach sich ganz außerordentliche Vorteile. Um gegen ein preußisches Verbot gesichert zu sein, suchte er in einem Schreiben an Varnhagen vom 13. Februar 1838 dessen Vermittlung und die Fürsprache des preußischen Ministers, Freiherrn von Werthern, zu gewinnen. Briefe an August Lewald vom 1. und 6. März geben über die Art, wie die Zeitung organisiert werden sollte, genaue Auskunft. Heine glaubte den Organismus der Presse, das Personal und die Hilfsmittel, die Geheimnisse und besonders den geheimsten Teil, das Annoncenwesen, genauer als irgend jemand zu kennen; wieder tritt einmal in seinem Wesen das kaufmännische Element hervor. Aber schon am 30. März muß er an Campe schreiben, der Plan sei gescheitert. Die preußische Regierung wollte der Zeitung den Einlaß nicht gestatten, der Kostenüberschlag zeigte eine immer weniger freundliche Gestalt, und Heine hielt sich nicht für berechtigt, fremde, ihm anvertraute Gelder für ein unsicheres Unternehmen aufs Spiel zu setzen. Gewiß zum guten Glück; denn die Zeitung würde seine Kräfte völlig zersplittert und ihn in unaufhörliche Streitigkeiten verwickelt haben.

Auch Detmold fehlte es um diese Zeit an Stimmung und Muße, sich ferner mit der „Anthologie“ zu beschäftigen.

Bald nach seiner Rückkehr nahm der hannövrische Verfassungsstreit seine volle Tätigkeit in Anspruch. Als Abgeordneter für Münden gehörte er mit Heines Vetter Christiani und Stüve zu den Vorkämpfern gegen die Gewaltschritte der Regierung, freilich mehr mit der Feder als durch die Rede wirkend. Als der „Mirabeau der Lüneburger Heide" hätte er von Heine nicht proklamiert werden können, aber für die politische Agitation besaß er eine ausgesprochene Begabung, und sein Haus auf der großen Duvenstraße Nr. 358 war ein Mittelpuukt für die Bestrebungen seiner Partei. Bekanntlich erklärte sich die Bundesversammlung am 5. September 1839 für nicht befugt, in dem Verfassungsstreit ein Urteil abzugeben. Dadurch ermutigt, ging die hannövrische Regierung rücksichtslos gegen ihre Gegner vor. Detmold wurde der strengsten polizeilichen Überwachung, ja, einer Internierung in der Stadt Hannover unterworfen, obgleich die Zweite Kammer am 11. Juni 1841 gegen dies gewalttätige Verfahren Einspruch erhob. Weil er die Eingabe des Hannövrischen Magistrats an die Bundesversammlung verbreitet haben sollte, stellte man ihn zudem unter Anklage, und als das Celler Oberappellationsgericht am 12. Mai 1843 ihn und andere für schuldig erklärte, war er der einzige, welcher vom Könige nicht begnadigt wurde. Zur Deckung der ihm auferlegten Geldstrafe von 300 Talern veröffentlichte er in Braunschweig (1844) ein kleines Buch, die „Randzeichnungen". Es enthält zuerst die „Verhandlungen eines Kunstklubs", in welchem die dem Klub angehörigen, alle Buchstaben des Alphabets füllenden A-, B- bis Z-mayer ihre Ansichten über die Restauration einer Statue der mediceischen Venus auseinandersetzen. Die Satire ist so witzig, wie das Erstlingswerk des Verfassers erwarten ließ. Das zweite Stück, ein „politisches Kindermärchen", schärft durch das Beispiel eines Mäusepaares, das sich nach langer Bedrückung der Gewalt des Katers entzieht, die Lehre ein, „daß so leicht niemand gefressen wird, der sich nicht fressen

lassen will". Es geht nicht über das gewöhnliche solcher Nutzanwendungen hinaus*).

Der Briefwechsel mit Heine scheint während dieser Zeit gestockt zu haben. Die nächsten noch erhaltenen Briefe wurden durch Heines Reise nach Hamburg im Spätherbst 1843 veranlaßt. Sie bedürfen wenig zur Erklärung. Der „wichtige Plan", um dessentwillen Heine Detmolds Anwesenheit in Hamburg wünschte, betraf die Redaktion des „Telegraphen". Dieses damals nicht unbedeutende Blatt, von Gutzkow in Frankfurt begründet, war im November 1837 in den Verlag von Campe übergegangen. Heine zeigt sich darüber hoch erfreut. Er war damals noch mit Gutzkow befreundet. In einem Briefe an Campe vom 19. Dezember nennt er ihn den besten Journalisten und das größte Talent, das sich seit der Juliusrevolution aufgetan; ja, er erklärt es für eine seiner höchsten Lebensfreuden, wenn Gutzkow nach Paris käme. Aber die Taktlosigkeiten und versteckten Angriffe des Blattes reizten bald seinen Unwillen, und nach dem Erscheinen seines Buches über Börne 1840 wurde der Zwiespalt zwischen ihm und Gutzkow zur offenen Fehde. Am 27. April 1843 führt er bittere Klage, daß er in einem von Campe verlegten Blatte verunglimpft würde. Gewiß hat er denn auch nach Kräften dahin gewirkt, daß man die Redaktion des Blattes verändern und Detmold übertragen möge. Das Zusammentreffen der beiden Freunde fand am 9. Dezember 1843 in Hannover statt. „In Hannover," schreibt Heine am 29. Dezember an Campe, „habe ich mich weitläufig mit Detmold über den Telegraphen besprochen.

*) Von Detmolds Gedichten ist beinahe nichts bekannt geworden. Einige ungedruckte Sonette befinden sich im Besitz des Herrn Julius Campe in Hamburg. In der ersten Ausgabe von Heines „Letzten Gedichten und Gedanken", Hamburg 1869, S. 69 ff., erschienen drei Sonette Detmolds: „Herakles Musagetes" und „Die lernäische Hydra" I. und II. als Gedichte Heines; wahrscheinlich wurden sie an ihn gerichtet und deshalb in seinem Nachlaß gefunden.

Er versprach, Ihnen gleich darüber zu schreiben, und er wird Ihnen also selbst seine Ansichten mitgetheilt haben. Ich glaube, so behindert er auch durch außerordentliche Umstände in diesem Momente ist, dürfen wir doch auf ihn rechnen." Nach einer mir zugehenden gütigen Mitteilung des Herrn Julius Campe hat jedoch Detmold die Redaktion des „Telegraphen" niemals übernommen. Dieselbe wurde einem wenig bekannten Schriftsteller namens Schirges übertragen. — Der in den folgenden Briefen mehrmals genannte „Ernst" ist der ausgezeichnete Violinvirtuose Heinrich Wilhelm Ernst (1814 bis 1865); er machte 1843 eine Reise nach Petersburg. Heine war mit ihm nahe befreundet.

XII.

Hamburg den 3. November 1843.

Liebster Detmoldt!

Als ich mich zu einer Reise nach Deutschland entschloß, freute ich mich ganz besonders darauf, Sie bey dieser Gelegenheit wieder zu sehen und mündlich mich mit Ihnen über die vielen Wirrnisse besprechen zu können, über die man nimmermehr sich brieflich aussprechen dürfte. Aber es ist mir nicht möglich gewesen, über Hannover zu reisen, und ich fürchte, meine Rückreise nach Paris führt mich ebenfalls eine andre Route. Wie wollen wir's nun anfangen, um uns zu sehen? Ist Ihnen eine Reise nach Hamburg gelegen, so sagen Sie mir wann Sie hier eintreffen wollen, und ich richte mich danach ein; etwa zwei Wochen möchte ich noch hier verweilen. Ich denke über Leipzig zurückzureisen und ich könnte Ihnen also auch ein Rendez-vous in Magdeburg geben. Am liebsten aber würde ich Sie hier in Hamburg sehen, wohin Sie, wie ich höre, zuweilen einen Abstecher machen.

Schreiben Sie mir nur gleich Bescheid und zwar per Addresse von Hoffmann & Campe. Wie freue ich mich

darauf, Sie wiederzusehen! Sie sind doch der einzige in Deutschland, mit dem ich ein verstandenes Wort sprechen kann! der sogar ohne Erörterung meine Nöthen versteht!

Leben Sie wohl, auf baldiges Wiedersehen.

Ihr getreuer Freund H. Heine.

XIII.

Hamburg d. 9. Nov. 1843.

Liebster Detmold!

Ich danke Ihnen für Ihren lieben Brief, und Ihren Vorschlag, uns in Braunschweig zu sehen, genehmige ich. Vierzehn Tage bleibe ich noch hier, und gegen Ablauf derselben verabreden wir das Bestimmtere. Ich werde mit dem Dampfbot von hier nach Magdeburg reisen (40 lebendige Stunden Reise!) und mit der Eisenbahn unverzüglich nach Braunschweig kommen. Anfangs wollte ich nur 8 bis 12 Tage hier verweilen und direkt zu meiner Frau zurückreisen — die ich in Paris (!!!) allein ließ! Und jetzt komme ich sogar auf den Gedanken, von Braunschweig über Magdeburg zurückkehrend, auch Leipzig zu besuchen! —

Adieu! auf baldig heitres Zusammentreffen!

Ihr Freund H. Heine.

P. S. Ist Ernst noch in Hannover?

Wie lange bleibt er noch dort? Hat er nicht etwa Lust, ebenfalls nach Braunschweig zu kommen? Sagen Sie mir das und fragen Sie ihn, ob er direkt nach Petersburg geht?

XIV.

Hamburg den 24. November 1843.

Liebster Detmoldt! Wichtige Angelegenheiten haben mich länger, als ich beabsichtigte, hier aufgehalten und ich hatte mich entschlossen, über Hannover direkt nach Paris zu-

rückzureisen. Entgehen konnten Sie mir nicht und können Sie mir auch jetzt nicht. Aber es hat sich etwas ereignet, weßhalb ich sehr wünschte, Sie lieber hier als in Hannover zu sehen. Campe hat nemlich eine hochbedeutende literarische Unternehmung, wobey ich Ihre oberste Betheiligung in Vorschlag gebracht, und er ist von dieser Idee ganz entzückt. Er hat mir nicht erlaubt, Ihnen zu sagen, was es ist, aber so viel kann ich Ihnen zusichern, daß die Sache ganz für Sie paßt, Ihnen nicht allzugroße Mühe machen wird, weit mehr Spaß, und Ihnen auch eine gute Summe Geldes eintragen wird. (Ich kann mit der verfluchten Stahlfeder nicht schreiben!)

Ich kann nur noch bis nächsten Mittwoch, höchstens Donnerstag hier bleiben; kommen Sie daher sobald als möglich zu mir hieher, wo ich in der alten Stadt London logire. Können Sie aber nicht kommen, so sehen wir uns jedenfalls in Hannover. Aber, wie gesagt, es wäre sehr wichtig, daß Sie hieher kämen. Schreiben Sie mir gleich Antwort und addressiren Sie den Brief nur gleich hieher, ich logire in der alten Stadt London —. Ich kann mit der verfluchten Stahlfeder nicht schreiben. Campe, in dessen Boutique ich Ihnen diese Zeilen schreibe, hat keine andre Feder. — Er läßt Sie dringend bitten, zu kommen.

Ihr Freund H. Heine.

XV.

Donnerstag.
Hamburg den 7. December 1843.

Liebster Dettmoldt!

Wichtige Transakzionen und die Grippe haben mich eine Woche länger, als ich gedachte, hier zurückgehalten. — Aber morgen, wenn ich mich nur irgend transportabel befinde, reise ich ganz bestimmt und werde übermorgen frühe im British Hôtel dort Sie erwarten. Ich werde meinen

Namen dort aus wichtigen Gründen nicht nennen, und Sie müssen mich durch bloße äußere Bezeichnung im Hotel erfragen. Auch wünsche ich, dort keine Nacht zuzubringen und mich gleich auf den Weg nach Minden zu begeben. — Ist etwa, was ich nicht glaube, Ernst noch in Hannover, so sagen Sie ihm gefälligst, daß ich übermorgen dort eintreffe*).

Beinahe eine Wiederholung der vorstehenden bildet eine Reihe von Briefen, welche im Sommer 1844 durch Heines Aufenthalt in Hamburg veranlaßt wurden. Der Dichter war in der zweiten Hälfte des Juli zu Schiff von Hâvre nach Hamburg gereist, diesmal in Begleitung seiner Frau. Mathilde fühlte sich jedoch in dem fremden Kreise unter Heines Verwandten niemals heimisch und nahm eine Krankheit ihrer Mutter zum Anlaß, schon am 9. August den Rückweg nach Paris anzutreten. Es war wieder ein neues Werk Heines, die Sammlung der „Neuen Gedichte" und das „Wintermärchen", für welche er Detmolds Rat und Beistand wünschte; deshalb die wiederholte dringende Einladung.

Dr. François Wille, der in dem Briefe vom 9. September erwähnt wird, redigierte zu jener Zeit die „Literarischen und kritischen Blätter der Börsenhalle". — Georg Eckermann, dessen Feder Heine am 20. September für den „Hamburger Korrespondenten" zu verwenden wünscht, war nach der gütigen Mitteilung Herrn Campes ursprünglich Lehrer, dann deutsch-katholischer Geistlicher und umherziehender Literat. Er hat einiges über Schule und Erziehung geschrieben.

XVI.

Hamburg den 23. August 44.

Liebster Detmoldt!

Der Mensch denkt, und das Weib lenkt! Seit vier Wochen bin ich hier, wo ich bis zum Winter bleiben wollte. Aber Mathilde, die ich mitbrachte, erhielt plötzlich einen fa-

*) Die Unterschrift ist abgeschnitten.

talen Brief von ihrer Mutter, die sie vor ihrem Sterben noch einmal sehen möchte, und ich mußte sie daher dieser Tage wieder nach Frankreich zurückreisen lassen, ganz allein, aber entschlossen, ihr sobald als möglich nachzufolgen. — Ich bleibe also nicht sehr lange mehr hier, höchstens drey Wochen, und mein freudiger Plan, es so einzurichten, daß ich Sie eine Weile hier bey mir sähe, wird zu Wasser. Aber sehen muß ich Sie doch, da ich wahrscheinlich jetzt sobald nicht mehr nach Deutschland komme. Ich kann nicht über Hannover reisen, muß zu Wasser die Rückfahrt machen, und Sie müssen also das Opfer bringen, hieher zu kommen. Aber kommen Sie bald, ich hätte Ihnen vieles zu sagen, was mir das Herz abdrückt. Meine Adresse ist Dr. H. H. auf der Esplanade in H. — Sagen Sie mir gleich, wann ich Sie erwarten kann. Ich war einige Wochen unpäßlich.

Ihr Freund

H. Heine.

XVII.

Hamburg d. 9. Sept. 1844.

Lieber Detmoldt!

Vor geraumer Zeit, vor etwa 3 Wochen, schrieb ich Ihnen, daß ich hier sey, daß meine Frau hier war, aber bald wieder, wegen der Krankheit ihrer Mutter, abreisen mußte, daß ich selber deßhalb nur noch kurze Zeit hier verweile, und daß ich Sie sehr bäte, hierherzukommen, indem ich nicht über Hannover reisen könne. Nun erwartete ich vergebens Ihre Antwort, von Tag zu Tag. Ist mein Brief Ihnen nicht zugekommen? (Ein Bekannter von Ihnen, der Dr. Wille, hatte ihn zur Post gebracht und versicherte mir, ihn gewissenhaft besorgt zu haben.) Oder sind Sie auf Reisen, und Ihre Briefe werden Ihnen nicht nachgeschickt? Ich bereite mich jetzt schon zur Abreise und in 10 Tagen nehme ich wieder Abschied von Hamburg und diesmal für lange. Kommt

Ihnen dieser Brief richtig zu Händen, so antworten Sie mir, bitte, bitte, nur recht geschwind. Ich versichere Sie, Ihr Stillschweigen macht mich traurig.

Ihr Freund

Ich wohne: Nr. 19 Esplanade. H. Heine.

XVIII.

Hamburg den 14. Sept. 44.

Liebster Detmoldt!

Ihr Brief betrübt mich wegen Ihrer Stimmung, aber ich bin doch froh, daß ich weiß, wo Sie sind, um so mehr, da ich in diesem Augenblick Ihrer dringendst bedarf. Ich kann nicht viel schreiben, da mein schreckliches Augenübel mich seit mehreren Tagen wieder überfallen; bin 3/4 blind. Etwa 10 Tage werde ich wohl noch hier bleiben — ich bin jedoch jeden Augenblick zu reisen bereit. In 8 Tagen erscheint bei Campe mein neues Buch, welches zum größten Teil schon bekannte Gedichte enthält, aber auch ein noch unbekanntes großes Poem von 8 Bogen, die Hauptsache, Spektakel erregend, und dasselbe beängstigt mich nicht wenig. Da das Opus nicht bloß radikal, revoluzionär, sondern auch antinational ist, so habe ich die **ganze Presse** natürlich gegen mich, da letztere entweder in Händen der Autoritäten — oder der Nazionalen steht und von den unpolitischen Feinden, von rein literarischen Schuften, unter allerley Masken zu meinem Schaden ausgebeutet werden kann. Campe soll Ihnen das Buch gleich zuschicken. Sie dürfen es aber, ehe es dort im Buchhandel ausgegeben wird, niemanden sehen lassen, damit nicht gleich die Confiskazion provozirt wird. Obgleich ich für das Buch die Verketzerung durch die Presse fürchte, so wächst mir doch der Muth, seit ich von Ihnen Nachricht [habe], und ich erwarte viel von Ihrer thätigen Klugheit. Thun Sie hier schnell das Mögliche direkt und durch Vermittlung von

Freunden. Zunächst aber schreiben Sie einen bedeutenden Artikel über das Buch für den Hamburger Correspondenten und schicken Sie denselben so bald als möglich hieher an Campe; hierdurch werde ich gleich hier etwas gedeckt. Sie werden selbst einsehen, was gesagt werden muß. In die Allg. Ztg. kann ich auch einen Artikel drucken lassen, wenn er geeignet geschrieben. Wer kann mir in der Köllner Zeitung Vorschub leisten? Kleine Reklamen sind wichtig. Die Feinde werden dergleichen wohl benutzen. Ich bitte Sie, helfen Sie mir und bald. Helfen Sie in der Gegenwart. Für die Zukunft des Buches habe ich selbst gesorgt.

Ihr Freund

H. Heine.

XIX.

Hamburg den 20. Sept. 1844.

Liebster Detmoldt! Ich habe Ihren Brief erhalten und mit doppelter Betrübniß daraus ersehen, daß Sie zur gegenwärtigen Verstimmung hinlänglichen Grund haben, und daß ein Abstecher nach Hamburg für Sie eben keine Erheiterung wäre. Ehrlich gesagt, ich hätte Ihnen für dieses Opfer des Hierherreisens keine erheiternde Entschädigung bieten können, da ich in diesem Augenblick an meinen Augen stärker als je leide — kaum bin ich im Stande, Ihnen diese Zeilen zu schreiben, ein Auge, das linke, ist ganz verschlossen, und das rechte, das andre, ist trübe. Den 30. dieses M. will ich wieder abreisen. Was man so eigentlich Wichtiges nennt, die nächsten Tagesinteressen, hätte ich freylich nicht mit Ihnen zu besprechen gehabt — aber eine Consultation über die innersten Lebensnöthen, über die chronische Existenzkrankheit bedurfte ich wohl — vielleicht schreibe ich Ihnen das dahin bezügliche von Paris aus. Ich sehe leider, Sie sind kränker als ich. Ich habe, was Sie mir klagen, tief schmerzlichst mitempfunden. Zum Glück heilen bey Ihnen gewisse Wunden schneller als bey mir. Mein Buch, das ich Ihnen durch

den Postwagen sandte (ohne näher bezeichnende Addresse), werden Sie gewiß richtig erhalten haben. Hier wird es noch 8—10 Tage nicht ausgegeben, und Campe will nicht, daß es in's Gerede komme, ehe es überall hin verschickt [wurde]. Daher noch immer Verschwiegenheit! Was Sie mir in Betreff Ihrer Hülfe, wahre Hülfe in der Noth, zusagen, hat mir das Gemüth beruhigt, und ich sehe der Machinazion meiner Feinde (deren Hauptsitz in Frankfurt) mit größerer Gelassenheit entgegen. Theilen Sie das Buch dem Eckermann mit, und wenn dieser, wo möglich unter seinem Namen, einen Artikel schreiben würde, den ich in den Hamb. Correspondenten abdrucken lassen könnte, so wär [es] mir das wünschenswertheste und ein ungeheuer großer Dienst. Der Hamb. Corresp. ist mir in diesem Augenblick das wichtigste Organ, und da Sie nicht mit Namensunterschrift den Artikel geben können noch dürfen, so würde mir Eckermann einen unvergeßlichen Milchbruderdienst leisten. Ihre Feder würde ich dann zu einem bedeutenden Art. für die Köllner Ztg. in Anspruch nehmen, hier könnten Sie zeichnen, wenn Sie wollen. Möchten Sie aber nicht für die Köllner Ztg. den Artikel schreiben, so schreiben Sie ihn für die Augsb. Allg. Ztg. Ich will mich resumiren:

Wenn Eckermann nicht den Artikel für den Hamb. Correspondenten schreibt, so schreiben Sie dafür einen nicht großen, sondern konzisen Artikel und schreiben zu gleicher Zeit einen großen, mit Auszügen gespickten Artikel für die Köllner Zeitung. Wenn dieser, der große und der kleine Artikel, gleich gedruckt [werden], und auch Eckermann für die Allg. Ztg. einen tüchtigen Artikel schreibt, so bin ich auf den drey Hauptpunkten gedeckt, und es ist schon Posto gefaßt, wenn die Feinde anmarschiren. Campe druckt das Wintermährchen noch besonders, und ich habe eine Vorrede dazu geschrieben; ich schicke Ihnen das Büchlein vielleicht schon Mitte nächster Woche, in mehren Exemplaren, die Sie zu meinem Besten zu vertheilen haben.

So viel heut. Ich bin so blind, daß ich nicht weiter schreiben kann. Bitte, beschäftigen Sie sich nur gleich mit meinem bedrängten Buche. Vielleicht wird es Sie ein wenig zerstreuen, wenn es überhaupt Zerstreuung giebt in Momenten, wo man meint, des Teufels zu sein. Ich begreife ganz den Umfang Ihres Aergers, ich begreife ganz Ihren Verlust! Aber wenn Sie wüßten, wie viel der Gewinn oft kostet! wie die Arzney oft heilloser und entsetzlicher ist als die Krankheit!

Ihr Freund H. Heine.

Am 9. Oktober trat Heine zur See über Amsterdam und Brüssel die Rückreise an. Aber erst wenige Monate befand er sich wieder in Paris, als das Ereignis eintraf, welches seiner Existenz einen tödlichen Schlag versetzte. Schon als er 1843 in Hamburg war, sah man den Tod des Onkels in nicht weiter Ferne voraus. Aber der Dichter hat damals, sowie im nächsten Jahre nichts getan, um sich ein reiches Erbteil zu erwirken. Er stand mit Salomon Heine wieder im freundlichsten Verhältnis; das schöne Gedicht auf das von dem Onkel gestiftete „neue israelitische Hospital in Hamburg" wurde damals veröffentlicht. So durfte er wohl darauf rechnen, daß die ihm einmal ausgesetzte Pension durch das Testament, wenn nicht erhöht, wenigstens fernerhin gesichert würde. Aber in der Nähe des Onkels, in der nächsten Verwandtschaft waren manche dem Dichter schon lange gram, „die Sippen und Magen", die er in den Gedichten seiner Leidensperiode gezeichnet hat. Sie mochten die „Krallen und Zähne" fürchten, welche ihm, wie er selbst schreibt, „angeborene Waffen" waren, Waffen, die er um so gefährlicher gebrauchen konnte, wenn einmal nach dem Tode des Oheims die Rücksichten wegfielen, welche das Verhältnis zu einem solchen Manne einstweilen noch auferlegte. Gerade während Heine in Hamburg war, im August 1844, ging durch die Zeitungen eine Nachricht, er werde seine Memoiren heraus-

geben*); und der Dichter mag, wie es nicht selten schriftlich geschah, auch mündlich gedroht haben, er werde in diesem Werke an seinen Widersachern Vergeltung üben. Grund genug, daß man jene „Krallen“ zu beschneiden, wenigstens ein so gefährliches Mitglied der Familie in einiger Abhängigkeit zu erhalten wünschte. Hat man auch dem Oheim in diesem Sinne Vorstellungen gemacht? Wir wissen es nicht und brauchen es nicht zu wissen. Genug, als Salomon Heine am 23. Dezember 1844 starb, hatte er in seinem kurz vorher errichteten Testament seinen Neffen, wie dessen Brüder, nur mit dem kärglichen Vermächtnis von je 8000 Mark Banko bedacht und die jährliche Pension gar nicht erwähnt. Ein trockener Brief Karl Heines tat dies wenige Tage später dem Dichter kund und bot zwar ungefähr die Hälfte der Pension, aber nur als freiwillige Gabe und nur unter der Bedingung, daß Heine alles, was er über den Onkel und das Testament veröffentliche, vorher der Genehmigung des Vetters unterbreite.

„Ach! zu tödlich war der Faustschlag,
Der mich just ins Herz getroffen;“

hat er später von diesem Briefe gesagt. Seine Seelenstimmung lassen die folgenden Briefe deutlicher als irgend andere, selbst als die Briefe an Campe vom 8. und 13. Januar, erkennen. Offenbar ist zwischen den Briefen vom 9. und 13. des Monats ein schlagartiger Anfall eingetreten. Denn während der erstere eine baldige Reise nach Hamburg in Aussicht stellt und ausdrücklich betont, daß der Schreiber den Kopf nicht verloren habe, zeugt der zweite von einer hoffnungslosen Niedergeschlagenheit. Am meisten zürnte

*) „Kölnische Zeitung“ Nr. 240 vom 27. August 1844: „Heinrich Heine wird, wie es im ‚Nürnberger Corresp.‘ heißt, demnächst seine Memoiren herausgeben.“ In der Beilage zu Nr. 5 der „Kölnischen Zeitung“ vom 5. Jannar 1845 findet sich unter den Vermischten Nachrichten die Notiz: „Heine's neuestes Gedicht heißt: ‚Unsere Marine‘. Der Dichter arbeitet an einem großen Werke unter dem Titel: ‚Die Menschen, mit denen ich lebte‘. Also Denkwürdigkeiten.“

Heine auf seinen Vetter Karl, den Jugendgefährten, von dessen Krankenbette er in Paris 1832 während der Cholera nicht gewichen war, und als gefährlichster Gegner erschien ihm Salomon Heines Schwiegersohn, der Doktor Adolf Halle, ein Mann von juristischer Bildung, welcher als Beirat dem Testament die Fassung gegeben hatte. Heine war zuerst entschlossen, durch einen Prozeß sein Recht zu verfechten. Aber bald mußte ihm, dem Doktor juris, klar werden, daß die späte Datierung des Testamentes den Dokumenten, die ihm aus früherer Zeit zu Gebote standen, den besten Teil der Beweiskraft entziehe. Er konnte wohl zeigen, daß die Pension ursprünglich, nach der Absicht des Schenkers auf Lebenszeit gewährt werden und sogar seiner Witwe zugute kommen sollte: moralisch mochte Karl Heine danach zur Fortzahlung verpflichtet erscheinen, aber eine rechtliche Verpflichtung vor Gericht zu erweisen, möchte schwer geworden sein. Heines Streben ging deshalb dahin, wenigstens die moralische Verpflichtung durch die öffentliche Meinung bekräftigen zu lassen und die reichen Verwandten durch die Presse einzuschüchtern und gefügig zu machen. Niemand konnte ihm zur Durchführung dieses Planes nützlicher sein als Detmold. Wir sehen denn auch, wie er sich zuerst an diesen wendet. Ein unbegrenztes Vertrauen spricht aus allen Äußerungen der Briefe, und Detmold ließ es an schleuniger Hilfe nicht fehlen.

XX.

Paris den 9. Januar 1845.

Liebster Dettmoldt!

In großer Noth können Sie immer darauf rechnen, von mir [einen] Brief zu erhalten. Vielleicht haben Sie bereits von Hamburg aus gehört, welch ein großes Unglück mich betroffen. Ich meine nicht den Tod meines Onkels, sondern die Art, wie er meiner gedacht. Aus manchen Dingen hatte ich längst geargwohnt, daß man ihm in den Kopf gesetzt, daß ich doch

jede große Summe vergenden würde, oder von den Regierungen Beschlag darauf gelegt werde. Meine Pension war eine abgemachte Sache. Ehrlich gesagt, ich hoffte nicht auf testamentarisch großes Bedachtsein, sondern auf Erhöhung meiner Pension. Da erhalte ich schon (den 30ten!) 7 Tage nach seinem Tode, einen wahrscheinlich am Begräbnißtage geschriebenen großen Brief von Carl Heine, worin dieser, der sonst mein sanftester Freund, mir mit den dürrsten Worten ankündigt, mein Oheim habe mir nur 8000 Mark Bco. in seinem Testamente hinterlassen, von Pension sei nicht die Rede, er aber wolle mir jährlich 2000 Franks geben — unter der Bedingung, daß wenn ich über seinen Vater schriebe, ich vorher das Manuskript zur Durchsicht einschicken müsse. Gestern antwortete ich ihm, mit hinlänglicher Verachtung, und kündigte ihm einen Prozeß an; denn in Betreff der Pension habe ich Beweißthümer der Verpflichtung. Ich erhielt bisher jährlich 4800 Frs., die auf meine Frau nach meinem Tode übergehen sollten. Vielleicht erwartete man, daß ich mich auf's Bitten legen würde, und ich bekäme vielleicht das Geld wieder wie sonst. Aber ich glaube, hier wirke ich stärker durch Drohung, und letztere führt sicherer zum Zweck. Der Prozeß ist keine Drohung, ich kann ihn sehr gut machen. Aber man wird, wenn [ich] Ernst mache, schon furchtsam werden und nachgeben. Das Beste muß hier die Presse thun zur Intimidazion, und die ersten Kothwürfe auf Carl Heine und namentlich auf Adolf Halle werden schon wirken. Die Leute sind an Dreck nicht gewöhnt, während ich ganze Mistkarren vertragen kann, ja diese, wie auf Blumenbeeten, nur mein Gedeihen zeitigen. Ich überlasse also Ihrer Klugheit, schleunigst eine Menge kleiner Artikel in Blätter, die nach Hamburg kommen, zu fördern, worin mein Oheim vertheidigt wird, warum er anderweitig als durch testamentarische Verfügung für mich sorgen wollte, und wie man jetzt glaubt mich in Händen zu haben, und mir droht, sogar meine Pension nicht mehr auszuzahlen — wenn ich

meine Gedanken über das Testament und über die Ränke, die gegen mich geschmiedet worden, öffentlich ausspräche. Die öffentliche Meinung ist leicht zu gewinnen für den Dichter — gegen Millionäre. — Campe wird Ihnen schreiben. Die Artikel müssen alle aus Hamburg datirt seyn. Wenn Sie Freunde in Hamburg hätten, die direkt auf Adolf Halle wirken könnten? Der will Senator werden, und hat Furcht vor der Presse. — Sie sehen, hier steht nicht ein Buch, sondern die Existenz auf dem Spiel. Eilen Sie und gewinnen Sie den Gegnern den Vorsprung ab. Ist es mir möglich, so geh' ich selbst in nächster Woche nach Hamburg, das sag' ich aber nur Ihnen, nicht mahl meiner Mutter oder Schwester, die sich ängstigen würden, denn ich muß durch Deutschland reisen — daher das strengste Geheimniß. Meine Ankunft soll wie eine unerwartete Bombe wirken. — Mathilde habe [ich] etwas beruhigt, indem ich ihr sagte, daß ich Ihnen schriebe, dem großen Helfer in der Noth. Da ich bald reise, so brauchen Sie nicht zu antworten; ist es mir möglich, nächste Woche. Der Schlag traf mich aus heiterem Himmel. Meine hiesigen Feinde, die Foulds, reitzen Carl Heine auf gegen mich . . . . . Es ist eine mystische Geschichte, und ich denke, Sie kommen jetzt nach Hamburg, sobald ich dort bin. Mathilde ist krank vor Schreck und Aerger; alles stürmt zugleich auf uns ein.

Ihr armer Freund, der aber nicht den Kopf verliert,

H. Heine.

XXI.

Paris den 13. Januar 1845.

Liebster Dettmoldt!

Ich will Ihnen heute bloß sagen, daß ich zu unwohl bin, um zu reisen, daß ich hier bleibe und daß ich also Antwort von Ihnen empfangen kann, wenn Sie mir bald schreiben. Ich bin in der That sehr krank, vielleicht einem Nervenfieber

nahe. Sie haben keinen Begriff davon, was für gemeine Ränke ich hier gegen mich schmieden sehe, wie ich keine Minute Ruhe habe. Dazu kommt, daß mein Hausvesuv, der seit drey Jahren ruhig war, jetzt wieder Feuer speit: Mathilde ist in dem aufgeregtesten Zustand, eine Folge der Hamburger Begebenheit. Letztere lege ich Ihnen dringend ans Herz. Es gilt, die Basis meiner Finanzen, meine Pension, zu sichern, die 4800 Frs, die mein Oheim mir so feyerlich und so bindend gelobt, daß ich wie vom Blitz getroffen war, als mir mein Vetter verkündigte, daß er mir nur die Hälfte, und zwar als eine rentabele Promesse hinfüro geben wolle, wenn [ich] die Biographie seines Vaters, die ich schriebe, vorher zur Censur ihm einsende! Ich hoffe, Campe hat Ihnen die Sachlage geschrieben, und Sie haben schon Maßregeln genommen, theils durch die Presse, theils durch direkte Intervenzion für mich zu wirken.

Durch erstere muß intimidirt werden, namentlich in Bezug auf Adolf Halle, der Senator werden will. Haben Sie jemand, der in Hamburg bey diesem in Ansehen, so eilen Sie, ihm dringend empfehlen zu lassen, dem Spektakel, wovon erst der Prolog, ein Ende zu machen. Ich bin erbötig zu jeder Ehrenerklärung, ja zur Abbitte, um den beleidigten Stolz zu kirren; ich mache mir nichts aus Papier, aus einem gedruckten Pranger; wer viel Ruhm hat, kann ein bischen Point d'honneur einbüßen. — Aber meine Pension muß ich haben, unverkürzt und irrevocabel, nicht an eine Bedingung geknüpft. Handeln Sie nun, diesem Bekenntniß gemäß.

Contemnere mundum,
contemnere se ipsum,
contemnere, se contemni —

lehrten die alten Mönche, und ich gelange zu diesem Spruch durch Degout, Lebensdegout, Verachtung der Menschen und der Presse, durch Krankheit, durch Mathilde. — Es ist ein wüster Marasmus, eine Müdigkeit des Fühlens und Denkens, ein Gähnen — die Feder fällt mir aus der Hand

— mein Freund, denken Sie und handeln Sie für mich — auch sehe ich nicht mehr, was ich schreibe.

H. Heine
(46 Faubourg Poissonnière.)

XXII.

Paris den 23. Januar 1845.

Mein theurer alter Freund in der Noth! Ja, das sind Sie, gleich bey der Hand, in meiner unseligen Bedrängniß. So eben erhalte ich Ihren Brief; gestern schon las ich in der Köllner Zeitung den Hamburger Artikel. Trotz meines Elends lachte ich laut auf über den Kirchthurmbau. Die ganze Swiftische Trockenheit, die faktische Dürre in der Erfindung. Welch ein gefährlicher Mensch sind Sie! Aber das giebt mir neuen Muth — mit solchen Bundesgenossen trotze ich meinen Feinden. Der Angriff auf Halle ist unbezahlbar. Auf diese Terreur fußend werde ich ihm diese Tage schreiben und ihn zur schleunigsten Vermittlung auffordern. Aber noch einige solcher Artikel, und er thut Alles. Ich darf keine Zeit verlieren; warte ich noch sechs Wochen, so haben meine Gegner ihre Fassung gewonnen, die sie durch die Derbheit der Angriffe verlieren müssen. Deßhalb hab ich hier den plumpsten Gesellen erlaubt, los zu feuern. Ich weiß, man wird später gegen mich Canonen aufführen, aber ich bin kugelfest, während die Andern nicht einmal Schrot vertragen können. — So eben habe ich auch an Carl geschrieben, versöhnlich, zeigte ihm auch an, daß ich für die 8000 Mark Bco. auf ihn trassire. — Er wird mich vielleicht selbst bey dieser Lumperey schikaniren. Unter den Testamentsexekutoren ist nemlich jener imfame Doktor R..., der schon vor 3 Jahren die infamsten Niederträchtigkeiten gegen mich geschmiedet, bey Gelegenheit der Straußischen Geschichte.

Wäre das ältere Testament, das mein Oheim vor 2½ Jahren machte, als wir nicht brillant mit einander standen, zum Vorschein gekommen, so hätte [ich] mich nicht

gewundert; aber das Testament ist vom 4. December 1844, sechs Wochen nachdem ich ihn in intimster Freundschaft verlassen; wegen dieses späten Datums sind, wie ich jetzt erst merke, alle Skripturen, die mir helfen sollten, ohne Wirkung, und der Prozeß kann nur als Drohung gelten, wie ich überhaupt nur durch Drohung etwas erlangen kann — aber diese Waffe muß schnell gebraucht werden, sonst stumpft sie ab. Lassen Sie sich doch von Hamburg einige Details geben und schmieden Sie schleunigst einige Artikel, wodurch besonders Halle geängstigt wird. In einigen Tagen rufe ich ihn auf zur Vermittlung und rechne also auf seine interessirte Aufregung — ach, Liebster, reüssire ich nicht in 4 Wochen, so ist Alles verloren, denn die Furcht vor meiner eignen Feder, vor meinen direkten Publikazionen ist alsdann, wie Sie richtig begriffen, ganz emoussirt. Von Campe habe ich noch keinen Brief. Ich stand eben mit ihm in einer kitzlichen Finanzdifferenz, als das Malheur eintraf. Ich traute ihm aber meine Interessen unbedingt an, da er ja dabey interessirt ist, daß ich nicht plötzlich zum Bettler werde. Spornen Sie ihn an, in diesem Augenblicke die dortige Presse zu überwachen und beständig bei Halle, durch dritte Personen, namentlich durch Siveking und Senatoren, für mich zu wirken; lassen Sie mir auch umgehend wissen, ob es Ihnen nicht möglich ist, in diesem Augenblicke für mich nach Hamburg zu gehen. Da ich Ihnen Carte blanche, unbedingte Vollmacht geben würde, so könnten Sie Alles in einem Tage für mich beendigen. Ach theurer Freund, ich fühle, daß die schleunigste Beendigung Noth thut, sonst bin ich so halb und halb verloren. Ein kranker, arbeitsunfähiger Kopf, Mathilde, grimmige Privatfeinde, politische Verfolgung, noch allerley geheime Schäden, die täglich ausbrechen können, und dabei kein Geld — das kann ich nicht aushalten. Auch bin ich sehr niedergeschlagen — Sie sind, theurer Freund, meine providentielle Stütze. Samiel hilf! Es stehen Ihnen wahrlich infernale Mittel zu Geboth. H. Heine.

Die im letzten Briefe erwähnte Gelddifferenz bestand darin, daß Campe einen von Heine ausgestellten Wechsel von 1000 Mark Banko nicht bezahlt hatte, weil ihm das Manuskript des „Atta Troll", welches mit der angegebenen Summe honoriert werden sollte, noch nicht zugegangen war*). Detmolds Artikel, auf welchen Heine hindeutet, findet sich in der „Kölnischen Zeitung" vom 20. Januar 1845. Da er das Verdienst hat, einem großen Dichter eine der übelsten Stunden versüßt zu haben, da er auch für Detmolds Schreibweise charakteristisch ist, wird man ihn nicht ungern hier lesen, sollte man auch die „infernalischen Mittel" nicht so kräftig finden, als Heines Worte erwarten lassen. Aus Hamburg vom 13. Januar datiert, spricht er zuerst den Wunsch aus, daß der Neubau des Nicolaiturms nach dem schönen, wenn auch kostspieligen Entwurf des Baumeisters Scott nicht durch kleinliche Geldinteressen gehindert werde. Nach dieser wenig verfänglichen Einleitung heißt es dann: „Über den Tod Salomon Heines und seine vielbesprochenen testamentarischen Bestimmungen wird es allmählich still. In dieser Beziehung mag hier ein Irrtum berichtigt werden, der aus einer hiesigen Korrespondenz in diesen Blättern in mehrere Zeitungen übergegangen ist. Richtig ist (wie in jener Korrespondenz gemeldet worden), daß der Dichter Heinrich Heine von seinem Oheim mit einem Vermächtnisse von nur 8000 Mark Banko bedacht worden; unrichtig dagegen ist es, daß H. Heine von seinem Oheim bereits früher 40000 Mark Banko erhalten habe. Der Oheim, durch und durch praktisch, hielt den Neffen für einen größeren Dichter als Finanzier, und hat daher demselben niemals eine solche größere Summe zukommen lassen; auch das karge Vermächtniß von 8000 Mark läßt sich aus der Voraussetzung des Oheims erklären, daß der Neffe mit einem großen Kapital doch eben nur wenig anfangen werde. Dagegen bezog der Dichter bereits seit längerer

*) Strodtmann a. a. O. I, 703 und seine Ausgabe der Werke XXII, 37.

Zeit eine jährliche Pension von 2500 Mark Banko. Über diese Pension enthält nun zwar das Testament des Oheims nichts, aber daß dieselbe vom Oheim dem Neffen auf Lebenszeit zugesichert und seit Jahren gezahlt worden, ist außer Frage, und daher denn erklärt sich der geringe Betrag des Vermächtnisses ad 8000 Mark. Diese Verhältnisse dürfen wir als authentisch und durchaus genau bezeichnen; weniger glaubwürdig erscheint ein Gerücht, welches seit einigen Tagen zirkuliert und das wir lediglich als Gerücht mitteilen. Es heißt nämlich, daß Karl Heine, seines Vaters einziger Sohn und Haupterbe, auf den bekanntlich das Geschäft übergegangen, keinen Augenblick seine Verpflichtung bezweifelt habe, die von seinem Vater seinem Vetter Heinrich zugesicherte Pension fortzuzahlen, — daß aber ein christliches Mitglied der Heineschen Familie, dem man Absichten auf eine Senatorstelle unterschiebt, vielleicht aus diesen oder ähnlichen Rücksichten seinen Schwager Karl Heine dahin bestimmt habe, dem Dichter zu erklären, daß jene Pension aufhören werde. Die Sache würde unglaublich erscheinen (da man Karl Heine auch in dergleichen Beziehungen für einen wahren Sohn seines Vaters hält), wenn nicht der Name jenes andern Heineschen Familiengliedes in der Sache genannt und zugleich damit Andeutungen über allerlei Ab- und Rücksichten verbunden würden, welche indessen sich vorläufig noch nicht für öffentliche Besprechung eignen. So viel scheint indessen aus jenen Andeutungen hervorzugehen, daß die Hauptabsicht bei dem angedrohten Einziehen der Pension dahin gehen soll, von dem Dichter Konzessionen und Zusagen über demnächstige Publikationen herauszupressen, durch welche man sich unserem Senate und sonstigen Notabilitäten in und außer Hamburg angenehm zu machen gedenkt. Da indessen jene Pension von Salomon Heine dem Neffen auf lebenslang, und zwar auf durchaus rechtsgültige Weise, zugesichert sein soll, so fragt es sich noch, ob die Plane, welche darauf gebaut worden, in vollem Maße reussiren werden."

In welcher Art Heine den Artikel Detmolds benutzte, kann man aus seinem Brief an Campe vom 4. (?) Februar 1845 (Werke, herausg. v. Strodtmann, XXII, 45) ersehen. Bekanntlich suchte er auch andere Schriftsteller für die öffentliche Verteidigung seiner Sache zu gewinnen. Levin Schücking, der einflußreiche Mitarbeiter der „Kölnischen Zeitung“, hatte nicht zum wenigsten diesem Wunsche die zahlreichen Besuche zu danken, die er während seines Aufenthaltes in Paris im Frühjahr 1846 von dem Dichter empfing*). Ob diese Art der Kriegführung Heines Absichten gefördert habe, ist schwer zu entscheiden. Jedenfalls wäre der Preis zu hoch gewesen, denn zwei ganze Jahre, 1845 und 1846, sind mit den widerwärtigsten Streitigkeiten erfüllt. Endlich, am 25. Februar 1847, als Karl Heine sich in Paris aufhielt, erfolgte die Versöhnung. Der reiche Vetter verpflichtete sich, die Pension in der frühern Weise fortzuzahlen und zur Hälfte auf Heines Witwe zu übertragen. Er hat denn auch über seine Verpflichtungen hinaus für die Bedürfnisse des Kranken und später für die Witwe Sorge getragen. Aber all seine Millionen hätten dem Dichter die durch den unseligen Streit unheilbar zerrüttete Gesundheit nicht wiedergeben können. Todesgedanken verließen ihn nicht mehr. Nach der Rückkehr von einer erfolglosen Badekur in den Pyrenäen schrieb er am 27. September 1846 in Paris eigenhändig sein Testament. In schönen, rührenden Worten setzte er seine Frau zur Erbin ein; mit der Herausgabe seiner Werke beauftragte er in den Zeilen, welche wir zu Anfange dieses Aufsatzes mitteilten, Detmold und Laube, letzteren mit dem Zusatze, daß er die Ausgabe mit einem kurzen Lebensabriß begleiten möge. In einem spätern Testamentsentwurfe vom 10. Juni 1848 heißt es dagegen, daß in einem besondern Kodizill die Herausgeber der Werke erst ernannt werden sollten; auch in

*) Schückings „Lebenserinnerungen“ in Westermanns Monatsheften, Mai 1883, S. 192.

dem letzten, endgültigen Testament vom 13. November 1851 werden die beiden Freunde nicht mehr erwähnt.

Aber man darf daraus nicht auf eine Abnahme der Freundschaft schließen. In Detmolds Verhältnissen war freilich während der letzten Jahre eine Veränderung vorgegangen, die ihn als Herausgeber von Heines Werken in ein sonderbares Licht gestellt hätte. Die Stürme des Jahres 1848 führten ihn in das Frankfurter Parlament. So eifrig er bisher die freiheitliche Bewegung gefördet hatte, so sehr fühlte er sich jetzt, als sie alle Schranken zu durchbrechen schien, zu ihr im Gegensatz. Er schloß sich der äußersten Rechten an, hielt fest an dem Grundsatz, daß eine deutsche Verfassung nur mit Zustimmung der deutschen Fürsten geschaffen werden könne, und verteidigte, wieder im Vereine mit Stüve, die selbständige Stellung der Einzelstaaten. Nur selten zeigte er sich auf der Tribüne, aber sein durchdringender Verstand, seine überall einschlagenden Witzworte machten ihn zu einer der bekanntesten und gefürchtetsten Persönlichkeiten des Parlaments. Unter den unzähligen Erzeugnissen des Witzes und der Satire hat damals keines einen so durchschlagenden Erfolg, keines in solchem Maße den Beifall aller Parteien gewonnen, als die von Detmold verfaßten „Taten und Meinungen des Herrn Piepmeyer, Abgeordneten zur konstituierenden Nationalversammlung“, zu denen Adolf Schrödter die Illustrationen lieferte. Am 16. Mai 1849, nach dem Rücktritt des Ministeriums Gagern zum Reichsminister ernannt, trotzte Detmold dem Mißtrauensvotum der noch anwesenden Parlamentsmitglieder, blieb in seiner Stellung und befand sich an der Seite des Reichsverwesers, als dieser am 20. Dezember 1849 seine Würde in die Hände der österreichischen und preußischen Bevollmächtigten niederlegte. Vielfach ausgezeichnet, wurde er dann von demselben Könige, der ihn früher mit so gewaltsamer Härte mißhandelt hatte, zum Legationsrat, zum hannövrischen Bevollmächtigten bei der Bundeszentralgewalt und, nach der Reaktivierung des Bundestages im Mai 1850, zum

Bundestagsgesandten ernannt. Bis zum 13. Mai 1851 hat er diese Stellung bekleidet, um dann in seine Vaterstadt in eine glückliche Häuslichkeit zurückzukehren, die er sich am 10. Februar 1850 in Frankfurt durch die Verbindung mit Sophie von Guaita gegründet hatte.

Es kann nicht verwundern, wenn in den Jahren angestrengtester Tätigkeit der Briefwechsel mit Heine stockte. Schwerer wird die Annahme, daß der Brief vom 23. Januar 1845 bis zu jener Zeit keinen Nachfolger erhalten hätte. Heine selbst schreibt jedoch am 21. Juli des genannten Jahres an Campe: „Sagen Sie Detmold, daß ich ihm seit sechs Monaten nicht geschrieben habe, weil ich ihn nicht durch Beschreibung meines elenden Zustandes betrüben wollte.“ Der Brief vom 23. Januar 1845 ist in der Tat der letzte, der, von Heine eigenhändig geschrieben, unter den Briefen an Detmold noch vorhanden ist. Erst aus späterer Zeit, als der Dichter längst sich einer fremden Hand bedienen mußte, beweisen noch zwei Briefe, daß Freundschaft und Vertrauen den Wechsel der Jahre und die Umwälzungen der Revolutionszeit überdauert hatten.

Den nächstfolgenden Brief hatte Heines Bruder Gustav, welcher von einem Besuche in Paris am 27. August 1851 mit dem Manuskript des „Romancero“ nach Hamburg reiste, in Hannover abzugeben. Der spätere vom 3. Oktober 1854 ist noch einmal ein trauriges Echo der Streitigkeiten, welche das Leben und noch die letzten Jahre des unglücklichen Dichters verdüsterten. Heine veröffentlichte 1854 seine vormals für die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ geschriebenen Mitteilungen aus Paris unter dem Titel „Lutetia, Berichte über Politik, Kunst und Volksleben“ als zweiten und dritten Teil seiner „Vermischten Schriften“. Die Stelle über das Leosche Haus findet sich in einem Briefe vom 5. Mai 1843 (Werke Strodtmann, X, 135 ff., Elster VI, 365). Ob dergleichen persönliche Angriffe, in denen ein vielleicht berechtigtes Rachegefühl zum Ausdruck kommt, ein so großes Verdienst um die

Welt bilden, als Heine annimmt? Der Raum gestattet nicht, hier ausführlicher darauf einzugehen.

XXIII.

Liebster Dettmold!

Für den Fall, daß mein Bruder, welcher in diesem Augenblick abreist, einige Momente in Hannover verweilt, habe ich ihn beauftragt, Ihnen meine flüchtigen Grüße zu überbringen und mündlich mitzutheilen, wie mir es ergeht. Ich werde mir nächstens das Vergnügen machen, Ihnen direct zu schreiben; in diesem Augenblick bleibt mir nur die Zeit für wenige Zeilen. Vielleicht consultirt Sie mein Bruder in einer eigenen Angelegenheit, die Ihnen sehr frivol vorkommen dürfte, aber dennoch so wichtig ist, daß ich Sie um eine freundliche Mitwirkung angehe. Von Kampe habe ich die jüngsten Nachrichten über Sie und [Ihr] Wohlergehen empfangen; mir geht es hundeschlecht, und es ist mir zu Muthe, wie einem Pudel, der am Ersaufen ist. Dennoch will ich alle meine Schwimmkraft aufbieten, um über Wasser zu bleiben.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

Paris, den 26. August 1851.

XXIV.

Paris 3. October 1854.

Liebster Dettmold!

Der ältere Meister, welcher lahm und caduk ist, wendet sich heute an den jüngeren Meister, der ihm durch seine noch frische Kraft und sein ungeschwächtes Ingenium beistehen soll. Ich hoffe, daß Campe Ihnen die 3 Bände meiner „Vermischten Schriften“, die er im Begriff ist herauszugeben, schon jetzt geschickt hat und Ihnen bereits mittheilte, welchen Dienst ich bei dieser Gelegenheit von Ihnen erwarte. Aus dem

2ten u. 3ten Theil, nämlich aus dem Buche „Lutezia“, werden Sie gleich ersehen haben, welche neue Miseren ich mir aufgesackt habe. Unter uns gesagt, ich that solches zu einer Zeit, wo ich dieselben leicht zu bewältigen hoffte durch die großen Mittel, die mir zu Gebot standen, und die Kräfte, die ich noch in mir fühlte. Aber beides fehlt just in diesem Momente, und durch ein Zusammentreffen von Fatalitäten bin ich nicht blos ganz isolirt, sondern auch in einem Körperzustande, der so niederträchtig ist, so entsetzlich ist, wie ich ihn noch nie ertrug. Mit Campe haperte ich in der fatalsten Weise, und nur durch die größten Geldopfer erwarb ich mir Ruhe vor seinen Nucken und Nergeleien; ich habe an ihm den unsichersten Bundesgenossen, und er stänkert mich in Feindschaften hinein, die mich gar nichts angehen, und spekulirt auf Absatz durch Skandale, die ich gern vermiede. Ich habe hier keinen Menschen, der mir eine Sylbe nur erzählt von dem, was vorgeht in der Makulaturwelt, und ich habe dort auch nicht das geringste Organ zu meiner Verfügung. Früher konnte ich einigermaßen mich der Allgemeinen Zeitung bedienen, aber diese steckt jetzt ganz zusammen mit der infamen Clique zu München, und wie Sie aus meinem Buche ersehen haben, ich muß mit diesen Menschen endlich bestimmt brechen. Sie haben keinen Begriff davon, wie unter dem Mantel deutscher Biederkeit und Freundschaft die gemeinste Perfidie sich bei diesen Leuten in Bezug auf mich verborgen hielt. Die Art und Weise, wie Meyerbeer seinen Krieg führt, ist Ihnen bekannt. Es gibt kein Journal in der Welt, wobei er nicht seine wachsamen Agenten hat. Er gebraucht die gemeinsten Creaturen, um mich indirekt anzufeinden, während ich ihm immer mit ehrlichem Gesicht entgegentrat, und ich habe von dieser Seite das Schlimmste zu befahren; an ihn hängt sich alles Lumpengesindel, und er ist die Seele aller Klatschbuden. Wie ich die alte Klatschbude der Madame Leo daguerrotypirte, wird Sie amüsirt haben; es ist ein Verdienst, das ich mir um die Menschheit erworben. Hier wurde

immer der gemeinste Unglimpf gegen mich und meine Frau ausgeheckt und zumal nach Hamburg, wo die succursalen Familien und Klatsch-Schwestern blühen, spedirt. Es handelt sich nicht, liebster Dettmold, wie Sie merken, um einen Lobartikel für mein Buch, sondern es handelt sich darum, dem bösartigen Kleintreiben der Gegner durch dieselben Mittel, die sie anwenden, entgegen zu wirken, durch ganz kurze Notizen in den verschiedenartigsten Blättern zusammenwirkend dem Publikum den Wink zu geben, wie das böse Gewäsche, das vielleicht jetzt gegen mich aufkommt, durch die Machination verletzter Persönlichkeiten und die Coalition derselben hervorgebracht wird. Ich habe es mit den schlimmsten Feinden zu thun, denn es sind eben die feigsten und schleichendsten Creaturen, Wanzen aus alten wohlbekannten Bettstellen. Ich glaube, meine Andeutungen genügen Ihnen, und Sie werden das Mögliche für mich thun. Da ich weiß, was Ihr Geist vermag, so fühle ich mich beruhigt, nachdem ich demselben meine Sache übergeben, und ich weiß, es wird Ihnen noch viel Spaß machen, das Gesindel mit kaltem Blute zu ärgern, das auf die Empfindsamkeit, die Krankheit und die Hülflosigkeit Ihres armen Freundes rechnet. Sie sehen, liebster Dettmoldt, daß ich Sie in der Noth nicht vergesse. Aber Sie glauben gewiß auch meiner Versicherung, daß ich ohne besondere Benöthigung oft genug an Sie denke, und der umdüsterte Geist manchmal durch eine Erinnerung an Sie wie durch einen Zauberschlag aufgeheitert wird. Jüngst war eine Verwandte von Ihnen hier, ... die ich mehrmals sah: eine schöne Seele, die das Bedürfniß empfindet, sich um die Angelegenheiten derjenigen, denen sie gewogen ist, aufs dringlichste zu bekümmern, aus liebreicher Schwesterlichkeit im Stande wäre, uns über das geringste Detail unsers Büdgets zu befragen, dann vielleicht auch gefühlvoll herumbringt, was ihre Liebe erforscht; kurz eine gemüthliche Klatsche. Beileibe kein Wort über diese unchristliche Beurtheilung, die vielleicht eine ungerechte. Von Ihnen sprach sie, da sie wußte, daß wir

Freunde sind, mit sehr inniger Theilnahme, lobte Sie sehr, was um so rühmlicher für sie ist, da ihr dieses Lob gewiß sehr sauer ankam. Sie ist sehr befreundet mit Pückler, auch mit dem Musik-Enthusiasten Gathy, der jetzt in Hamburg lebt. — Ich habe vor einigen Wochen ausziehen müssen und wohne jetzt: aux Batignolles, 51 grande rue, außerhalb der Barrièren von Paris; meine Wohnung aber ist kalt und feucht, und wenn ich nicht noch schlimmer erkranken will, muß ich in einigen Wochen wieder ausziehen. Diese äußeren Tribulazionen haben mir noch gefehlt, und Sie haben keinen Begriff davon, wie viel ich durch Mathildens Unfähigkeit häuslicher Einrichtung und Geschäftsführung mir Verdrießlichkeiten und ungeheure Geldkosten zugezogen. In dieser Noth nun schreibe ich Ihnen heute. Es versteht sich von selbst, daß sie Campen von meinem Begehr nichts sagen. Vergessen Sie nicht, Hamburg im Auge zu behalten und sowohl durch Campe als selbst dahin zu wirken, daß an diesem Orte, wo meine bedenklichsten Familien-Verhältnisse und Interessen gefährdet werden können, nichts bösartiges geschieht.

Und nun leben Sie wohl und bleiben Sie mit Liebe und Treue zugethan

Ihrem Freunde

Heinrich Heine.

Nicht anderthalb Jahre hatte Heine diesen letzten Brief überlebt, als er am 17. Februar 1856 für immer die Augen schloß. Die Gesamtausgabe der Werke hätte Detmold auch, wenn er noch damit betraut gewesen wäre, nicht mehr besorgen können. Gerade einen Monat später, am 17. März, folgte er dem Freunde nach. So wie wir ihn kennen lernten, ist er in Heines Umgebung eine wohltuende Erscheinung; man freut sich, daß in einem durch eigene und fremde Schuld so viel getrübten Leben eine Verbindung, auf persönlichen und literarischen Neigungen beruhend, anregend, durchaus zum Vorteile des Dichters, dreißig Jahre dauern konnte. Möchte das auch den Briefen, die davon Zeugnis geben, zugute kommen!

IX.

Das älteste Manuskript

von H. Heines „Romantischer Schule"*).

In Detmolds Nachlaß, den Briefen von Heine beigelegt, findet sich noch ein Manuskript ganz von Heines Hand. Es füllt 72 Quartseiten mit der schönen, leicht zu lesenden Schrift, welche der Dichter aus seiner Jugendzeit sich bewahrt hatte. Jede Quartseite enthält ungefähr eine Oktavseite der Gesamtausgabe. Leicht erkennt man, daß etwas schon Gedrucktes vorliegt, nämlich ein Bruchstück der „Romantischen Schule", und zwar in der ältesten Gestalt. Bekanntlich wurde dieses Werk zuerst 1833 in der „Europe littéraire" französisch veröffentlicht und erschien noch im selbigen Jahre in deutscher Sprache unter dem Titel: „Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland", zwei Teile, Paris und Leipzig, Heideloff und Campe. Erst 1836 in der zweiten deutschen Ausgabe erhielt es den Namen: „Die Romantische Schule". Detmolds Nachlaß bietet uns offenbar den ältesten Entwurf des Werkes. Sichere Kennzeichen beweisen, daß es nicht, wie früher gewöhnlich und noch von Strodtmann (Werke Bd. VI, S. VII) angenommen wurde, zuerst französisch, sondern daß es deutsch, aber freilich sogleich für die „Europe littéraire" verfaßt wurde, um demnächst ins Französische übersetzt zu werden. Heine hat, wie man wohl sagt, gleich ins Reine geschrieben. Das Manuskript enthält zahlreiche Verbesserungen: Worte

*) Vgl. Elsters Ausgabe der Werke V, 526 ff.

sind zwei- und dreimal verändert, ganze Sätze umgeformt oder an eine andere Stelle gebracht; man sieht, wie sorglich, wenn auch weniger sorglich als an seinen Versen, der Dichter an seiner Prosa feilte. Trotz aller Korrekturen wurde dies Manuskript später in die Druckerei geschickt; eine grobe Hand hat die Namen der Setzer beigeschrieben.

Der endlich festgestellte Wortlaut stimmt im wesentlichen mit der ersten gedruckten Ausgabe überein; die Änderungen sind nicht so bedeutend, daß sie nicht bei Durchsicht der Korrekturbogen noch hätten angebracht werden können. Um nur eine zu nennen: Von Tieck wird im Manuskript S. 37 als von „dem besten Dichter der romantischen Schule“, im Druck (Strodtmann VI, S. 47; Elster V, 234) als von „einem der besten Dichter“ geredet. Das Interessanteste in dem Manuskript sind die zahlreichen Stellen, welche, zuweilen mehr als eine Seite füllend, von Heine, sei es aus politischen, sei es aus ästhetischen Gründen, wieder durchstrichen wurden. Bei einem so bedeutenden Schriftsteller erfährt man mit Interesse nicht bloß, was er gesagt, sondern auch was er nur gedacht hat, und nicht öffentlich sagen wollte. Die wesentlichen Zusätze zu den gedruckten Ausgaben mögen hier eine Stelle erhalten.

In dem Manuskripte findet sich auf einem besonderen Blatte und etwas später als die übrigen Bogen geschrieben, zunächst das der deutschen Ausgabe beigefügte „Vorwort“ oder verbessert der „Vorbericht“ (Strodtmann VI, S. 5ff.; Elster V, 527f.) mit dem Datum „Paris am 28. März 1833“, während die gedruckten Ausgaben den 2. April nennen. Die beiden Absätze (Strodtmann S. 8; Elster S. 528), in denen Heine erklärt, er gehöre nicht zu den Materialisten . . . und nicht zu den Atheisten, sind aus späterer Zeit, also in dem Manuskript nicht zu lesen.

Auch der Anfang des Buches (Strodtmann S. 15—24; Elster S. 215—221, Zeile 1) fehlt dem Manuskript. Dasselbe beginnt unter der Seitenzahl 11 mit den Worten „Ge-

sichter treten streng abgezeichnet hervor . . .“ Eine nicht uninteressante biographische Notiz findet sich zu S. 26 [S. 222], wo von den epischen Gedichten des Mittelalters und zuletzt von dem „etwas langweiligen Wigalois“ die Rede ist. „In der Tat,“ fährt Heine fort (Manuskr. S. 12), „obgleich Professor Beneke in Göttingen, mit seinem Schatz altdeutscher Sprachkenntniß mir einst den Wigalois explicierte, fand ich ihn dennoch etwas langweilig. Ich bin aber überzeugt, daß die minniglichen Burgfrauen des Mittelalters sich an dieser Lektüre viel besser erbaut, schon wegen der bunten Kleiderschilderungen, wodurch solche Dichtungen vielleicht die Stelle der modernen Modejournale vertraten. Neben diesem Sagenkreis“ usw.

Nach der Beurteilung Gottfrieds von Straßburg (Strodt. S. 27; Elster S. 223, Z. 18) und der Bemerkung, daß bei dem Buche „Lancelot“ die Gefahr für Francesca da Polenta und ihren schönen Freund nicht sowohl darin bestand, daß sie in einem solchen Buche lasen, sondern darin, daß sie plötzlich zu lesen aufhörten, heißt es (Manuskr. S. 14) weiter: „Ich kann nicht umhin zu erwähnen, daß, obgleich Meister Gottfried überall in seinem Gedichte den christlichen Spiritualismus frondirt, so huldigt er ihm doch oft unbewußt, indem er z. B. die sinnliche Liebe als die Wirkung eines heidnischen Zaubertranks darstellt, ihre Genüsse als Sünden anerkennen, diese durch Klosterbau sühnen läßt, und endlich auf dem Grab der Liebenden eine Rose und einen Weinstock pflanzt, worunter man sich nun allerley erbaulich christliches denken kann. Die Poesie in allen diesen Gedichten“ usw.

Aus den folgenden Seiten hebe ich nur hervor, daß bei der Charakteristik neuerer Dichter die Worte „Lessing war vielleicht der größte Mann, den Deutschland hervorgebracht“ (Manuskr. S. 25) wieder gestrichen sind, trotz alles Lobes welches ihm (Strodtmann S. 37; Elster S. 229) zuteil wird.

Den bittern Worten über Zacharias Werner (Strodtmann S. 46; Elster S. 233 f.), „der das Ding so weit trieb,

wie man es nur treiben konnte, ohne von Obrigkeitswegen in ein Narrenhaus eingesperrt zu werden", folgt noch (Manuskr. S. 35 und 36): „Die arme Frau von Staël hat diesen Zacharias Werner als unsern größten Dramatiker nach Schiller anpreisen müssen. Ich bin aber überzeugt, daß man mit diesem Lob noch nicht zufrieden war, denn die romantische Schule setzte diesen Mann weit über Schiller, der sich noch in den alten engen Formen bewegte. Das Drama muß von innen heraus erweitert werden, war das allgemeine Verlangen der Romantiker, und ihr Freund Zacharias wußte diese Anforderung zu erfüllen. Sein Mittel war ungefähr dasselbe, welches einst ein Kerkermeister auffündig machte, als man klagte, daß eins seiner Gefängnißzimmer viel zu eng sey; der wackere Concierge gestand, daß man Recht habe, und um jenem Uebel abzuhelfen, sperrte er eine weit größere Anzahl Gefangene in jenes Zimmer, vermeinend, dieses werde dadurch von Innen erweitert. Ich glaube die Gefängnißwände gaben nicht nach, wohl aber erstickten viele von den zusammengepreßten Menschen; wie in den Wernerschen Tragödien die dramatischen Formen durchaus nicht erweitert sind, während die darin zusammengehäuften Personen sich einander erdrücken. Herr Ludwig Tieck hatte schon mehr Takt, wie er denn überhaupt von Haus aus ein vernünftiger Mensch war, dem nur die Herrn Schlegel den Kopf verdreht hatten. Solches bewies er in neuerer Zeit, wo er sich aus den Banden der romantischen Schule ganz befreyt und Werke geschaffen, für die wir in den späteren Artikeln unsere Liebe und Bewunderung aussprechen werden. Damals aber, als er noch unter der Vormundschaft der Herrn Schlegel lebte, schrieb er dramatische Gedichte, deren Einzelheiten immer den großen Dichter verriethen, deren Form und Ausdruck aber kindisch war. Die Absichtlichkeit dieses kindischen Wesens war dabey das verdrießlichste. Unsere Poesie" usw.

In mancher Beziehung interessant ist der folgende Zusatz. Heine schildert (Strodtmann S. 49; Elster S. 236)

die Richtung der deutschen Kunst, welche Goethe in einem berühmten Aufsatze als die „neu-deutsche religios-patriotische" bezeichnet hatte. Nach dem Satze, daß Friedrich Schlegel und Görres in den alten Städten am Rhein nach den Resten altdeutscher Gemälde und Bildwerke gewühlt hätten, die man dann abgöttisch verehrte, fährt er fort (Manuskr. S. 39—40):

„Ich bemerke ausdrücklich, daß die Sammlung der Herrn Boisserée et Bertram, welche diese romantischen Kaufleute dem König von Bayern für eine übertriebene Summe anzuheften gewußt, noch immer das Beste in jener Art war; ja daß sehr viele Stücke dieser Sammlung gar nicht zu jener Art gehörten, indem sie vielmehr niederländische Gemälde, heilige Genrebilder, die den weltlichen Genrebildern eines Mieris oder Netscher in der technischen Vollendung sehr ähnlich sind, und sich von den eigentlichen altdeutschen Bildern in jeder Hinsicht unterscheiden. Unter letzteren verstehe ich eigentlich die Gemälde der sogenannten Schule, deren beste Exemplare ich in den unteren Säälen der Galerie zu Schleißheim gesehen. Ich habe eben" usw.

Weiter spottet er (Strodtmann S. 49; Elster S. 236) über die deutschen Gelehrten, welche mit einer Pedanterie ohnegleichen, mit einer Gründlichkeit, wovon sich ein oberflächlicher französischer Narr nicht einmal einen Begriff machen könne, ihre deutsche, methodische Tollheit betrieben. „Ich erinnere mich," setzt er hinzu (Manuskr. S. 40), „daß ich damals zu einem der trockensten Schulgelehrten kam und ihn damit beschäftigt fand, von zwanzig verschiedenen Ausgaben des Till Eulenspiegel, die mit ihren putzigen hoffirenden Holzschnitten vor ihm auf einem Tische lagen, die Varianten zu vergleichen, und zwar, ohne nur eine Miene zum Lachen zu verziehen und mit einem Ernst, als vergleiche er die Manuskripte des Aristoteles. Der Till Eulenspiegel ist aber ein ganz altes Volksbuch, voll tückischer guter Laune und unflätigem Spaß. Der politische Zustand" usw.

Mehrere Stellen sind in der bittern Schilderung des

Patriotismus der deutschen Freiheitskriege durchstrichen. Sie mochten Heine, obgleich er noch in den Erinnerungen des napoleonischen Kaisertums schwärmte, nicht bloß für die preußische Zensur, sondern auch für das deutsche und hoffentlich für sein eigenes Nationalgefühl zu stark erscheinen. „Auf die weltlichen Heerschaaren," liest man in der gedruckten Ausgabe (Strodtmann S. 50; Elster S. 237), „war nicht mehr zu rechnen und man mußte vertrauensvoll den Blick nach dem Himmel wenden." Im Manuskript (S. 42—43) liest man weiter: „Mit christlicher Fassung mußten diese Prüfungen ertragen werden, und die Preußen besonders halfen sich mit der christlichen Demuth. Als sie bey Jena den Franzosen den Rücken drehten, warfen sie sich in die Arme der Religion. Nach so einer verlorenen Schlacht gibt es in der That keine bessere Religion als das Christenthum." Die zunächst folgenden Sätze des Manuskriptes sind zur Mitteilung nicht geeignet (vgl. Elster S. 535f.).

Die bekannte Stelle (Strodtmann S. 51; Elster S. 237): „Wir hätten auch den Napoleon ruhig ertragen . . . . aber man befahl uns den Patriotismus, und wir thuen alles, was uns unsere Fürsten befehlen," hatte zuerst folgende Fassung (Manuskr. S. 43): „Wir hätten auch den Napoleon ganz ruhig ertragen. Aber unsere Fürsten, als sie hörten, daß diese Geißel Gottes durch den russischen Feldzug sehr schwach geworden sey, konnten sie es nicht länger mit christlicher Geduld ansehen, daß wir die Sklaven fremder Tyrannen waren, und sie befahlen uns Patrioten zu werden. Wie sich von selbst versteht, wir gehorchten diesem Befehl und weckten in unserer Brust die Begeisterung des Patriotismus." Dann folgt im Manuskript die jetzige Fassung, deren stilistische Vorzüge niemand verkennen wird.

Wenige Zeilen später vergleicht Heine den deutschen Patriotismus, welcher darin bestehen soll, daß er alles Fremdländische haßt, mit dem Patriotismus der Franzosen, der das Herz erwärmt und ausdehnt, so daß es nicht mehr bloß

die nächsten Angehörigen, sondern ganz Frankreich mit seiner Liebe umfaßt. Der Vergleich ist selbst für jene Zeit, in welcher er durch Nachwirkung der großen Kriege einige Berechtigung erhalten mochte, übertrieben, und Heine selbst beschränkt ihn durch den Zusatz, daß unsere großen Geister Lessing, Herder, Schiller, Goethe, Jean Paul und alle Gebildeten in Deutschland nicht jenem engherzigen Patriotismus, sondern der Humanität und allgemeinen Menschenverbrüderung gehuldigt hätten. Eine nicht gleiche, aber doch ähnliche Wahrnehmung mag indessen mancher, der im Norden und im Süden reiste, schon gemacht haben. Das Heimatsgefühl oder der Stolz auf die Vorzüge der Heimat äußert sich nicht bloß bei dem Deutschen, sondern überhaupt bei den Nordländern meistens reflektierend, vergleichend, also mit dem Bewußtsein oder mit dem Wunsche, etwas zu besitzen, was andern fehlt; bei dem Südländer tritt es mehr naiv hervor, als die reine, ungemischte Freude, daß der Boden, den er bewohnt, mit so herrlichen Gaben ausgestattet sei. Ganz über die Grenzen des Erlaubten und Verständigen geht aber hinaus, was Heine dann im Manuskript (S. 45) folgen läßt. „Bey den Besten unter den damaligen sogenannten Patrioten war der Patriotismus nur eine thierische Anhänglichkeit an Deutschland, wie sie etwa auch der Esel empfindet für seinen Stall; freylich ein Esel, wenn er auch noch so leidenschaftlich für die Krippe seines Herrn begeistert ist, so würde er doch am Ende sich dazu verstehen, auch aus einer fremden Krippe zu fressen, ein Esel würde nicht sein Gut und Blut dafür hingeben, um mit einem deutschen Stock, statt mit einem französischen geschlagen zu werden; unter den Eseln gibt es keine solche Esel. Was sich bald darauf in Deutschland" usw.

Ungefähr eine Buchseite später schließt, was Heine früher, dem Abdruck in der „Europe littéraire" entsprechend, als den „ersten Artikel" bezeichnete. Das Manuskript (S. 46) trägt nach den Worten (Strodtmann S. 53; Elster S. 238): „Die kleinen Romantiker . . . . erhoben sich als Sieger",

die Unterschrift „Henri Heine". Die folgende Seite, mit welcher eine neue Seitenzählung anfängt, beginnt, unmittelbar anschließend, mit dem Satze: „Aber auch hier blieb jene Reaction nicht aus"; sie trägt die wieder ausgestrichene Überschrift „Zweiter Artikel" und bezeichnet dadurch unzweideutig ihre Bestimmung für die „Europe littéraire". In diesem zweiten Artikel und überhaupt auf den noch folgenden zweiunddreißig Seiten des Manuskriptes ist weit weniger als auf den früheren verändert und ganz weniges gestrichen. Zu bemerken ist nur (Manuskr. S. 3., Strodtmann S. 56; Elster S. 240) nach den Worten: „ich hoffe, daß man mich keiner Partheylichkeit für letztere [die protestantische Kirche] beschuldigen wird", der Zusatz: „Obgleich ich mich in Deutschland zur protestantischen Kirche bekenne, so bedeutet dieses Bekenntniß doch nichts anders, als daß mein Name in einem lutherischen Kirchenbuche inscribirt steht, welches wahrlich nicht soviel werth ist, wie eine Inscription im großen Buche" [der französischen Rente]. Einen ähnlichen Gedanken enthält jetzt der Vorbericht (Strodtmann S. 6; Elster S. 527); ferner liest man (Manuskr. S. 16, Strodtmann S. 68; Elster S. 246) nach den bekannten Worten: „Diesen Weg [von Jena nach Weimar zu Goethe] wanderten die Schlegel sehr oft", den Zusatz: „denn damals war Bruder Friedrich noch nicht so dickleibig und Bruder Wilhelm war noch nicht so schwachbeinig"; endlich (Manuskr. S. 24, Strodtmann S. 75; Elster S. 250) nach den Worten, daß Kunstwerke nicht nach der zeitigen Moral beurteilt werden sollen, die Bemerkung: „Die Moral ist die Uebersetzung der Religion in die Sitten", ein Satz, welchen Heine auch anderswo ausgesprochen hat. Mit den Worten: „— — der politischen Regeneration unseres Vaterlandes entgegen wirkte" (Strodtmann S. 84; Elster S. 255), schließt das Manuskript Seite 32*).

---

*) Über die Fortsetzung des Manuskriptes berichtet Elster S. 526 und 541 ff.

Hat man diese durchstrichenen Stellen vor Augen, so könnte man auf den Gedanken geraten, sie seien von Heine für die französische Ausgabe bestimmt, aber für deutsche Leser nicht passend erachtet worden. Herr A. Chuquet, der feine Kenner deutscher und französischer Literatur, der vor kurzem Goethes „Campagne in Frankreich" vortrefflich erläuterte, hatte die große Güte, den deutschen Text der „Romantischen Schule" auf diesen Punkt mit dem französischen in der „Europe littéraire" zu vergleichen. Es stellte sich jedoch heraus, daß die sämtlichen durchstrichenen Stellen ausschließlich in dem Manuskript und weder in der französischen noch in der deutschen Ausgabe zu finden sind.

Soviel ich weiß, hat noch niemand eine vollständige Vergleichung der beiden Texte vorgenommen, obgleich sie für den Franzosen wie für den Deutschen ein Interesse bieten könnte*). Die Stellen, welche mir in Abschrift französisch vorliegen, bestätigen, was auch das Manuskript beweist, daß der deutsche Text der ursprüngliche, der französische Übersetzung ist. Man vergleiche nur mit dem originellen Ausdruck des vorher angeführten Satzes über Zacharias Werner die wenig geschickte französische Form: „Zacharias Werner poussa les choses aussi loin, qu'elles peuvent aller sans s'exposer à être enfermé dans une maison de fous par ordre supérieur." Auch in diesem Satze über das Buch „Lancelot" und Francesca da Polenta tritt die eigentliche Spitze nur unvollkommen hervor, wenn es heißt: „il est vrai que le plus grand danger consista en ce qu'ils cessèrent tout d'un coup de le lire."

Für eine kritische Ausgabe von Heines Werken möchten folgende Angaben über den ersten französischen Text von Nutzen sein. Der volle Name des Journals lautet: „L'Europe littéraire, journal de la littérature nationale et étrangère (1833)." Heines Abhandlung führt den Titel: „Etat actuel

*) Inzwischen in Elsters Ausgabe geschehen.

de la littérature en Allemagne, de l'Allemagne depuis Madame de Staël." Sie zerfällt in folgende acht Artikel:

1. Artikel (Nummer vom 1. März 1833, Seite 1—4), Anfang: „L'ouvrage de Madame de Staël, de Allemagne, est le seul document étendu que possèdent les Français sur la vie intellectuelle de cette contrée . . ." Schluß: . . . „les petits romantiques, romantiques comme le petit poucet et le Chat-Botté, relevèrent la tête en vainqueurs."

2. Artikel. (Nr. 4 vom 8. März 1833, S. 17—18.) Anfang: „La réaction qui suit infailliblement . . ." Ende: . . . „Ces marbres antiques me firent songer aux poésies de Goethe" usw.

3. Artikel. (Nr. 6 vom 13. März 1833, S. 25—26.) Anfang: „Le peu d'indications que j'ai donné . . ." Ende: „Goethe est mort. Il mourut le 22 du mois de mars de l'année passée, cette année significative où notre terre a perdu ses plus grands illustrations."

4. Artikel. (Nr. 19 vom 12. April 1833, S. 77—78.) Anfang: „La sincérité consciencieuse que je me suis rigoureusement imposée, . . ." Ende: „M. A. G. Schlegel quitta bientôt Paris, après avoir été décoré" usw.

5. Artikel. (Nr. 23 vom 22. April 1833, S. 93—94.) Anfang: „Après les Schlegel, M. L. Tieck fut un des écrivains les plus actifs de l'école romantique . . ." Ende: . . . „mais si le vieux Cervantes n'a voulu peindre dans son Don Quixote" usw.

6. Artikel. (Nr. 31 vom 10. Mai 1833, S. 125—126.) Anfang: „Parmi toutes les folies de l'école romantique en Allemagne la constance avec laquelle on loua et vanta Jacob Boehm mérite une mention particulière . . ." Ende: „. . . le roman de Henri d'Ofterdingen de Novalis est placé en ce moment sur ma table, et je m'en suis servi pour composer cet article."

7. Artikel. (Nr. 36 vom 22. Mai 1833, S. 145—146.)

Anfang: „Connaissez vous la Chine . . .“ Ende: „L'arbre oublie le silencieux jardinier“ usw.

8. Artikel. (Nr. 37 vom 24. Mai 1833, S. 148—149.) Anfang: „On a coutume de réunir les noms de Brentano et d'Arnim . . .“ Ende: . . . „Ce n'est que de l'autre côté du Rhin que de tels spectres peuvent réussir; la France ne sera jamais un pays pour eux.“

X.

Ein französischer Biograph H. Heines*).

Heine hat seinen Stolz darein gesetzt, der Vermittler zweier Nationen zu sein. Wieviel und wieviel Schiefes ist in Deutschland über sein Verhältnis zu Frankreich geschrieben worden! Gewiß hat mancher schon gewünscht: Wenn doch einmal ein Franzose, ein Literarhistoriker, darstellte, wie seine Landsleute die Vermittlerrolle Heines aufgenommen haben!

Trotz aller durch den Krieg erzeugten Erbitterung beschäftigt man sich in Frankreich eifrig und nicht selten eingehend und verständnisvoll mit deutscher Geschichte und Literatur. Deutsche Klassiker erhalten Erläuterungen für den Lehrgebrauch; jeder Goethe-Forscher kennt Chuquets musterhafte Ausgabe der „Campagne in Frankreich", und „Götz von Berlichingen" ist sogar zweimal zu gleicher Zeit von Lichtenberger und von Chuquet kommentiert. Die „Revue historique", wie die „Revue critique" finden zahlreiche dankbare Leser auch in Deutschland, und so bestimmt die Herausgeber ihren nationalen Standpunkt festhalten, so wenig bringen sie ihn in einer leidenschaftlich gehässigen Weise zur Geltung. In Erinnerung jener gründlichen Arbeiten wird mancher das unter diesen Zeilen genannte Buch mit guten Hoffnungen

*) Louis Ducros, Professeur à la faculté des lettres de Poitiers. Henri Heine et son temps 1799—1827. Paris, Firmin Didot. 1886. XI und 323 S. 8°. Eine schon in öffentlichen Blättern erwähnte „zweite Ausgabe" scheint von der ersten nur durch den Zusatz auf dem Titel unterschieden.

zur Hand nehmen und dieselben noch gestärkt fühlen, wenn er als Quellen zahlreiche deutsche Schriften, darunter auch einzelne ganz speziellen Inhalts, angeführt findet. Aber wie bald folgt die Enttäuschung! Herr Ducros bezeichnet (S. 35) die Deutschen als „nos ennemis d'outre-Rhin" und läßt diese Gesinnung in einem Maße hervortreten, daß alles, was er vorbringt, dadurch eine Beimischung erhält, die nicht bloß dem deutschen Leser geschmacklos erscheinen muß. Und wie wenig wird dafür durch Gründlichkeit oder neue Ergebnisse Ersatz geboten!

Herr Ducros nennt sein Buch „Heine und seine Zeit", und gerade für französische Leser müßte es erwünscht sein, von der Umgebung des Dichters, von den Verhältnissen, in denen der politische Schriftsteller sich entwickelte, eine Anschauung zu gewinnen. Man erhält denn auch eine ausführliche Schilderung der Stadt Düsseldorf unter französischer Herrschaft und des alten Deutschen Reiches als Gegenbild. Gewiß läßt sich von der einen einzelnes zum Ruhme, von dem anderen manches zum Tadel sagen, aber bei Herrn Ducros erscheint alles in Übertreibung oder Verzerrung. Er findet zu Ende des 18. Jahrhunderts in den Rheinlanden drei Arten kleiner Staaten: reichsritterliche Gebiete, Reichsstädte und geistliche Fürstentümer. Die „Reichsritter — die Stein, Gagern, Dalberg — waren größtenteils Industrieritter" (S. 17); als Beispiel für die Verkommenheit der geistlichen Fürstentümer wird „la ville de Cologne" — die freie Reichsstadt — angeführt. Natürlich sind es die französischen Revolutionsheere, die in dieses zerrüttete Land Freiheit, Aufklärung und Reichtum bringen und allerorten mit Enthusiasmus empfangen werden. Begreiflich genug, daß auch Heine schon auf dem Lyzeum für die Republik und Napoleon sich begeistert und seinen Gesinnungen in den „Grenadieren" und dem „Buche Le Grand" Ausdruck gibt; daß er am 27. Oktober 1816 an Sethe von dem „homerisch göttlichen, herrlichen Blücher" schreibt, darf der Leser natürlich nicht erfahren.

Mehrere Kapitel, bis S. 108, sind diesen Ausführungen gewidmet, so überwiegend, daß das eigentlich Biographische ganz zurücktritt. Über Heines Familie und Knabenzeit erhalten wir ebenso wie über seine Jünglingsjahre kaum die notdürftigsten Daten. Ein Freund, wie Immermann, wird, wenn ich nicht irre, nur in einer einzigen Anmerkung (S. 276) als Empfänger eines Briefes unter dem Namen „Zimmermann" erwähnt. Erheiternd ist, was Herr Ducros über Bonn berichtet. Friedrich Schlegel erscheint (S. 133) als „l'illustre père" August Wilhelm Schlegels. Der letztere soll, nachdem er mit Frau v. Staël ganz Europa durchzogen, sich in Bonn niedergelassen haben, aber „nur auf einige Jahre" (S. 136). Von den Studenten heißt es (S. 126): Sie hatten ihre idealen Träume und ihren politischen Enthusiasmus dem Gambrinus zum Opfer gebracht, und die erste Pflicht eines Bonner Studenten im Jahre 1819 war, niemals auf dem kürzesten Weg nach Hause zurückzukehren. Ihre Tracht bestand in einem Sammetbarret, überragt von einer roten Feder, einem Spitzenkragen, einem roten Wams, sehr weiten roten Hosen, einem Purpurmantel auf der Schulter und einem langen Degen an der linken Seite. „So ungefähr war das süperbe Kostüm, in welchem alle Freunde Heines herumstolzierten"; so besuchten sie vermutlich auch die Institutionen des Professors Mackeldey, der sich, wie es scheint, in ein schottisches Kostüm geworfen hatte, wenigstens wird er von Herrn Ducros (S. 150) als Mac-Keldy aufgeführt. Wegen eines Duells soll Heine aus Bonn verwiesen sein, was bekanntlich in Göttingen geschah. Diese Stadt erhält nach Heines „Harzreise" eine Beschreibung, die wir nicht zu wiederholen brauchen; lieber teilten wir aus der Charakteristik Berlins einiges mit. Natürlich ist Herr Ducros dieser „capitale de parvenus" wenig freundlich gesinnt. Er stellt zusammen, was er in Heines Schriften Spöttisches darüber gefunden hat, und wenn einmal ein Lob mit unterläuft, weiß er durch passende Zusätze die Farben-

harmonie herzustellen. Wenn Heine in den Berliner Briefen z. B. rühmt, Friedrich Wilhelm III. sei wegen seines einfachen, sparsamen Lebens beliebt gewesen, so bemerkt Herr Ducros (S. 165), diese Tugend sei für arme Souveräne sehr nützlich, und sehr lobenswert, so oft sie nicht in den Geiz Friedrich II. ausarte. Aber — lesen wir S. 219 — auch ein Haupt der romantischen Schule, Ludwig Tieck, hat den Helden seines Romans, William Lovell, über Paris sehr ungebührlich reden, ja, ihn sogar in einem Pariser Theater einschlafen lassen, und wohlgemerkt im Jahre 1795. „Man muß den Schlaf sehr lieben, um einzuschlafen in dem vulkanischen Paris von 1795", schreibt Herr Ducros, und es folgen noch einige Späße über die Traum- und Schlaflust der romantischen Schule. Der Tadel hätte noch verschärft werden können, denn der Teil des Romans, in welchem sich die angeführte Stelle, ein Brief Lovells an Eduard Burton, findet (vgl. Tiecks Schriften, Berlin 1828, Bd. VI, S. 52), trägt nicht, wie Herr Ducros angibt, die Jahreszahl 1795, sondern 1793, der Schreckenszeit, in welcher man zum Schlafen gewiß noch weniger Ruhe hatte als zwei Jahre später. Und was sollen wir erst von der historischen Treue des Romantikers denken, wenn wir in demselben Briefe finden, „daß die Pracht des Hofes und der Vornehmen — im Jahre 1793! — auf eine widrige Art kontrastirt mit der Armseligkeit der gemeineren Klassen", und daß „alles an Sklaverei und Unterdrückung erinnert." Gut, daß Herr Ducros diese Stellen nicht gelesen hat, ebensowenig als die Vorrede; denn er würde sonst (S. XVI) gefunden haben, daß Tieck selbst für seinen Roman als für eine Jugendarbeit um Nachsicht bittet, und zur Bezeichnung der Entstehungszeit das Jahr 1793 beifügt. Wir hören noch, daß Heine in Berlin in der Behrenstraße eine Wohnung fand. Herr Ducros schreibt (S. 159) „Behrendstraße", obgleich diese Variation seinen etymologischen Neigungen nicht gerade günstig ist. [Denn wahrscheinlich in Erinnerung an das Berliner Wappen bringt

er die Behrenstraße mit „Bären" in Verbindung und nennt sie S. 189 rue des Ours.

Der Umstand, daß Heine in Berlin den „Ratcliff" schrieb, gibt Herrn Ducros Veranlassung, sich im nächsten Kapitel über dieses Drama und den „Almansor" auszusprechen. Nach seinen Inhaltsangaben könnte es nur als gerechte Strafe gelten, wenn Heine selbst, wie S. 197 zu lesen ist, dem Durchfallen des „Almansor" (am 20. August 1823) in Braunschweig hätte assistieren müssen. Leider beweist sein Brief an Moser vom 23. August 1823, daß er zu jener Zeit die Nordseebäder in Ritzebüttel gebrauchte. Dem Abschnitt über die beiden Dramen folgt eine oberflächliche Darstellung der deutschen Schicksalstragödie und dann ein Kapitel über die „romantische Schule", welches seine übergroße Breite wahrscheinlich dem Umstande verdankt, daß der Verfasser eine im vorigen Jahre über die romantische Schule veröffentlichte Abhandlung noch einmal verwerten wollte. Neben einigen guten Bemerkungen fehlt es nicht an wohlfeilen Späßen über Novalis, seine zweite Verlobung, und das sich dabei bewährende deutsche „Gemüt", im übrigen wüßte ich nicht, was ein Franzose, der die von Heine vor mehr als 50 Jahren in der „Europe littéraire" veröffentlichten Aufsätze gelesen hat, von Herrn Ducros noch lernen könnte. Endlich auf S. 238 gelangt man zu Heines Gedichten, und damit zu dem wertvollsten Teile des Buches. Das, was Heine von der romantischen Schule unterscheidet, aber zugleich, was ihn während seines ganzen Lebens mit ihr verband, ist richtig hervorgehoben, auch über den Geist Heinescher Dichtungen manches Treffende gesagt. Mehrere neue Übersetzungen, die von Herrn Ducros herrühren, sind freilich in Prosa geschrieben, aber in einer Prosa, welche, der Form des Originals sich anschließend, in jeder Zeile die entsprechenden deutschen Worte wiedergibt und dadurch, wenn nicht von dem poetischen Glanz, doch von dem wörtlichen Inhalte eine Vorstellung erweckt. Auch hier begegnet man

indessen verfehlten und irrigen Urteilen. Wäre Herr Ducros mit den biographischen Tatsachen besser vertraut, so würde er nicht S. 241 die Gedichte des „Lyrischen Intermezzo" — ebenso wie die letzten Bravour-Exerzitien des Tambours Le Grand — ohne Einschränkung auf die Wirklichkeit übertragen und nicht daraus folgern, daß Heine von der Geliebten Küsse, Geständnisse und Schwüre ewiger Liebe erhalten habe. Das Gegenteil ergibt sich schon aus den Briefen an Sethe und, wenn man einmal Poesie als Beweismittel annehmen will, sogar aus der bekannten Heineschen Klage, daß seine ärgste Quälerin ihn „nie gehaßt und nie geliebt" habe. Herr Ducros vergleicht Heine auf seinem Leidenswege mit Dante und erinnert an das oft angeführte Gedicht der „Vita nuova": „O voi, che per la via d'Amor passate", zitiert aber so genau wie gewöhnlich „grande" statt „grave", und nennt es ein Sonett! Selbst in die ästhetischen Erörterungen verfolgt ihn die Neigung, Vergleiche zwischen Deutschen und Franzosen anzustellen. „Ah," ruft er S. 272 aus, „welch ein Unterschied noch immer zwischen dem am meisten französischen Deutschen und einem wahren Franzosen aus Frankreich!" Ich vermeide jedoch, mehreres dieser Art hervorzuheben; selbst die gerechteste Widerlegung könnte zu leicht als Rekrimination erscheinen, und nichts liegt weniger in meiner Absicht, als nach Herrn Ducros' Vorgange in die wissenschaftliche Literatur einen Ton einzuführen, der selbst in der politischen nur unerfreulich sich bemerkbar macht.

Es sei noch ein Wort gestattet über das Verfahren, das Herr Ducros mir gegenüber einzuhalten beliebt. Da sein Buch ausschließlich Heines Jugendjahre bis 1827 zum Gegenstande hat, so boten ihm meine Aufsätze „Aus Heines Jugendzeit", die 1874—75 in der „Deutschen Rundschau", 1878 erweitert und in Buchform*) erschienen, manche Berührungspunkte. Er benutzt sie denn auch in der Weise,

*) Die erste Auflage vom ersten Teil des vorliegenden Werkes.

daß er mehr als einmal ohne Angabe der Quelle beinahe wörtlich übersetzt; beinahe, denn durch eine kleine Veränderung weiß er auch fremden Gedanken den Stempel seines Geistes aufzudrücken. Von Heines Jugendfreund J. B. Rousseau heißt es bei mir (oben, S. 76): „Während der Revolution im Jahre 1848 wurde er in Wien noch einmal in wenig angenehmer Weise an ein Dichterschicksal erinnert, da wütende Weiber, ärger als Mänaden, ihn auf der Straße im eigentlichsten Sinne zu zerreißen suchten. Seitdem ist er nie wieder zu kräftiger Gesundheit gelangt und, immer kümmerlicher für das tägliche Brot sich abarbeitend, endlich am 8. Oktober 1867 im Hospital zu Cöln gestorben.“ Herr Ducros macht daraus (S. 127): „J. B. Rousseau . . . eut le triste sort d'Orphée: il fut littéralement mis en pièces par des femmes à Vienne pendant la révolution de 1848; il ne se releva jamais des graves blessures que lui avaient faites les Ménades viennoises et alla finir ses jours à l'hôpital.“ Fürwahr, ein Mann von zäher Lebenskraft, der, nachdem er buchstäblich in Stücke zerrissen wurde, noch zwanzig Jahre aushält!

Den Dank für mein (S. 63) sog. „volume précieux“ stattet Herr Ducros S. 38 ab. In dem Briefe Heines an Sethe vom 27. Oktober 1816 findet sich ein fehlerhaftes Zitat aus Voltaires „Mérope“. Ich hatte in der „Deutschen Rundschau“ (III. S. 368) die Quelle namhaft gemacht und die beiden Verse nach dem Original berichtigt. Bei dem Wiederabdruck war der Fehler Heines „une“ opprobre statt „un“ opprobre von dem Setzer in der Anmerkung wiederholt und trotz meiner Korrektur im Reindruck stehen geblieben. Ich hatte deshalb unter der Aufschrift „sinnentstellende Druckfehler“ am Schlusse des Buches bemerkt, daß „S. 24 Zeile 11 v. u. statt ‚une‘ ‚un‘ zu lesen“ sei. Es ist beinahe unmöglich, daß Herr Ducros diese Worte gerade vor dem Inhaltsverzeichnisse übersehen hätte, und auch ohne dieselben konnte er sich sagen, daß jemand einen

Fehler, auf den er selbst hinweist, nicht in demselben Augenblick wiederholen würde. Gleichwohl schreibt er S. 38: „M. Hüffer corrige ainsi: ‚La vie est une opprobre et la mort un devoir.‘ L'opprobre retombe tout entier sur M. Hüffer.“

Auf S. 68 bemerkt er mit Recht, daß man nach den von mir veröffentlichten Briefen Heines an Sethe an einer wirklichen Leidenschaft des Dichters für Molly nicht zweifeln könne. Aber daß Molly mit Amalie Heine identisch sei, habe ich nur oberflächlich durch einen weit späteren Brief Heines an Varnhagen bewiesen; er wolle den Beweis gründlicher führen. Es ist mir nie eingefallen, beweisen zu wollen, was gar nicht bezweifelt werden kann, und wofür sich auf den ersten Blick ein Dutzend Gründe darbietet. Ich habe den Brief an Varnhagen vom 27. Oktober 1827 nur als den einzigen angeführt, in welchem Heine den Namen der Geliebten bestimmt bezeichnet. Was bringt aber Herr Ducros zum Beweise vor? Nach einem ganz nutzlosen Gerede einzig und allein dieselbe Stelle aus Varnhagens Brief, die ich, wie er mir vorwirft, als einzigen Beweisgrund benutzt haben soll.

Es wäre leicht, aber wenig lohnend, das Verzeichnis von Irrtümern, Sprach- und Druckfehlern aus dem Buche des Herrn Ducros beträchtlich zu vermehren. Sollte der Verfasser auch die späteren Jahre Heines darstellen, so können wir ihm nur raten, seine Quellen aufmerksamer zu studieren und sich in bezug auf Deutschland, wenn der Ausdruck gestattet ist, nicht wieder so viele Bären aufbinden zu lassen, oder vielmehr sich selber aufzubinden. Die letztere Art ist die gefährlichste, selbst für den, der sich nicht in der rue des Ours befindet.

XI.

Zur neuesten Heine-Literatur.

Heinrich Heines Familienleben. Von seinem Neffen Baron Ludwig von Embden. Mit 122 bisher ungedruckten Familienbriefen des Dichters von den Universitätsjahren bis zu seinem Tode. Mit vier Bildern. Hamburg, Hoffmann & Campe. 1892. — Ernst Elster, Heines Liebe zu Therese. In B. Seufferts „Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte". Weimar, H. Böhlau. 1891. — Karl Hessel, Heines „Buch Le Grand". Ebenda. 1892.

In seinem Testamente vom 13. November 1851 spricht Heine den Wunsch aus, daß alle Papiere und Briefe, die er hinterließe, seinem Neffen Ludwig v. Embden zur Verfügung gestellt würden. Herr v. Embden hat der Witwe auch schon bei Ordnung des Nachlasses zur Seite gestanden und vermittelt, daß der bedeutendste Teil an den Sohn und Nachfolger Campes überging und 1869 von Strodtmann in einem Supplementbande zu der Gesamtausgabe von Heines Werken veröffentlicht wurde. Neuere Biographen des Dichters, wie Karpeles und Proelß, haben ihm den Dank für wertvolle Mitteilungen ausgesprochen. Jetzt bringt das über diesen Zeilen genannte Buch 122 bisher ungedruckte Briefe Heines an seine Mutter und seine Schwester, seinen Schwager und seinen Onkel Henry, unzweifelhaft eine wesentliche Bereicherung der zuerst von Strodtmann, zuletzt von Karpeles mit so großem Fleiße zusammengestellten Briefsammlungen. Über das Vorhandensein dieser Briefe hatte bereits vor zwölf Jahren die älteste Schwester des Herausgebers, Fürstin della Rocca, sich geäußert, mit dem Bemerken, sie würden nicht

veröffentlicht werden, weil sie nichts Interessantes für das Publikum enthielten*). Ein Glück, daß Herr v. Embden diese Ansicht nicht geteilt und die Voraussage nicht in Erfüllung gebracht hat.

Von Heines Verhältnis zu Mutter und Schwester geben schon seine Gedichte eine Ahnung. Wer erinnert sich nicht an die beiden jugendlichen Sonette und an das tief empfundene Gedicht: „Denk' ich an Deutschland in der Nacht", das nach zwölfjähriger Trennung so rührend die Sehnsucht des Dichters ausspricht, bis er dann bei der Winterreise 1843 „die alte Frau, die am Dammthor wohnte, und das Lottchen in der Nähe" aufsuchen konnte. Auch aus ihren Jugendbriefen, die Strodtmann in der „Deutschen Rundschau" 1877 veröffentlichte, war Heines Mutter Peira, später Betty v. Geldern, uns bekannt. Sie erscheint darin als eine kluge, kräftig geartete Natur, vorwiegend auf das Praktische gerichtet, aber nicht so sehr, daß das Ideale darüber vergessen wäre. Über den Verlust „eines zärtlichen Bruders, der kaum ein Jahr Hofmedicus war und schon ein Verdienst besaß, das sich täglich auf wenigstens sechs Kronthaler belief", sucht sie sich zunächst durch Nähen, Stricken und häusliche Geschäfte, dann, als diese nicht ausreichen, durch deutsche, französische und englische Lektüre zu trösten. „Aber alle meine Lieblingsdichter," heißt es weiter, „finde ich jetzt, obschon in ihrer Landessprache, wenn sie komisch sind, fade, und wenn sie traurig, vollends unausstehlich; auch meine Flöte, die sonst die wahre, harmonische Freundin meiner Freuden und Schmerzen war, versagt mir jetzt ihre Teilnahme." Man begreift, wie eine Frau von solcher Geistesrichtung den Sohn zuerst in eine einträgliche Laufbahn zu bringen suchte, aber als dies am Kaufmannstische sich unausführbar erwies, auch an seiner literarischen Entwicklung, seinem schriftstellerischen

*) Erinnerungen an Heinrich Heine. Von seiner Nichte Maria Embden-Heine, Principessa della Rocca. Hamburg, Hoffmann & Campe. 1881. S. 10.

Ruhme lebhaften Anteil nahm. Als er die Universität bezog, hat sie, um einige Lücken der Ausstattung auszufüllen, ihre Juwelen nicht geschont. Der Sohn hatte wahrlich Ursache, solche Gefühle zu erwidern: neben seiner poetischen Begabung war der Besitz einer solchen Mutter und der immer liebevollen Schwester wohl das Beste, was die Natur ihm mitgegeben hatte.

Von den Briefen, welche an die eine und andere gerichtet wurden, bilden die vorliegenden gewiß nur einen kleinen Teil. Briefe an die Mutter erhielten sich erst in späteren Jahren, der erste an die Schwester ist aus der Bonner Universitätszeit vom 22. März 1820 datiert; er schließt mit der Frage: „Bist Du auch werth, daß ich Dich so lieb habe?“ Nachdem Charlotte im Januar 1823 sich mit dem Hamburger Kaufmann Moritz Embden verlobt und am 22. Juni verheiratet hatte, trat Heine auch mit dem künftigen Schwager in Briefwechsel, und blieb, wie die zahlreichen Zeugnisse aus den Jahren 1823—1825 beweisen, mit dem jungen Ehepaar in lebhaftem schriftlichen und persönlichen Verkehr. Als älterer Bruder nimmt er an allen häuslichen Angelegenheiten teil; beiden Gatten gibt er den Rat, Schwächen und „Caprizchen“ gegenseitig zu ertragen; er warnt die Schwester vor fetten und gewürzten Speisen; selbst auf die Wahl der Mägde erstreckt sich seine Sorgfalt. Daneben ergießt sich freilich ein Strom zärtlicher Worte, die man eher aus dem Munde eines Liebhabers als eines Bruders erwarten möchte. „An Dich denke ich sehr oft, Du liebes, durchsichtiges Kind,“ heißt es am 7. November 1823. „Wie oft sehne ich mich danach, Deine kleinen Alabasterpfötchen zu küssen!“ Er nennt sie seine „süße Kristallpuppe“; alle Vorzüge ihres Geistes, Herzens und Körpers stehen im schönsten Verhältnis; „Lottchen ist Musik, ganz Ebenmaß und Harmonie“ (S. 9). Es schmerzt ihn, von Lüneburg, dem damaligen Wohnsitz der Eltern, nach Göttingen abreisen zu müssen, ohne das süße Wesen wieder gesehen und geküßt

zu haben (26. Dezember 1823). Zum Ersatz küßt er wenigstens ihre Briefe, „die ganz das Gepräge ihrer netten Seele tragen". Auch zu Moritz Embden weiß er sich gut zu stellen, wenn auch ihre Lebensauffassung wenig übereinstimmte, oder, wie Heine sich ausdrückt, im Kopfe des Schwagers die Schrauben zu fest, in seinem eigenen zu locker geschraubt waren. „Es ist mir lieb," heißt es schon bei der ersten Gratulation am 2. Februar 1823, „daß der künftige Mann meiner Schwester kein Revolutionär ist. Auch finde ich es sehr natürlich, daß ein Mann, der à son aise und glücklicher Bräutigam ist, nicht den Umsturz der bestehenden Formen wünscht, und für seine und Europas Ruhe besorgt ist. Bei mir sind andere Verhältnisse obwaltend, und außerdem fühle ich mich ein bißchen seltsam gestimmt, wenn ich zufällig in den Zeitungen lese, daß auf den Straßen Londons einige Menschen erfroren und auf den Straßen Neapels einige Menschen verhungert sind. Obschon ich aber in England ein Radicaler und in Italien ein Carbonari bin, so gehöre ich doch nicht zu den Demagogen in Deutschland, aus dem ganz zufälligen und geringfügigen Grunde, daß bei einem Siege dieser Letzteren einige tausend jüdische Hälse, und just die besten, abgeschnitten werden."

Für Heines Charakter und Lebensansichten enthalten diese frühen Briefe manchen bedeutenden Zug. Von seinen literarischen Arbeiten, überhaupt von seinen äußeren Erlebnissen, ist verhältnismäßig wenig die Rede. Doch schickt er am 3. Mai 1823 die Tragödien, und am 9. Januar 1824 widerspricht er der Meinung Charlottens, daß er an einem neuen Trauerspiel arbeite. „Das Stück," fährt er fort, „existirt bis jetzt bloß in meinem Kopfe, wo noch manche andere Stücke und noch viele gute Bücher bereit liegen. Aber jetzt bin ich zu krank, um etwas zu schreiben, und meine wenigen gesunden Stunden sind meinen Studien gewidmet. Es ist jetzt überhaupt noch immer die Zeit der Saat bei mir, ich hoffe aber auf eine gute Ernte. — Ich suche die ver-

schiedenartigsten Kenntnisse in mir aufzunehmen und werde mich in Folge desto vielseitiger und ausgebildeter als Schriftsteller zeigen. Der Poet ist bloß ein kleiner Theil von mir, ich glaube, Du kennst mich hinlänglich, um dieses zu begreifen. Deinen Rath, recht Viele in meinem Trauerspiel sterben zu lassen, habe ich mir bemerkt. Ach Gott! ich wollte, ich könnte alle meine Feinde darin sterben lassen." Bald darauf, am 31. Januar 1824, meldet er seine Übersiedlung nach Göttingen. Auf der Lüneburger Heide, „die ein Drittel der Ewigkeit ist", „machte er aus Langeweile Verse, auch Verse an die Schwester"; wahrscheinlich entstand damals die anmutige Schilderung der Kinderzeit: „Mein Kind, wir waren Kinder". Die juristischen Studien, die der Muse einen „Maulkorb" anlegen, die Reise nach Berlin im Frühjahr 1824, die Doktorprüfung in Göttingen, die feierliche Promotion und, was ihr vorherging, die Taufe am 28. Juni 1825, finden in den Briefen dieser Jahre kurze Erwähnung. Nur einmal, am 8. Mai 1824, schildert er ausführlich ein artiges Erlebnis in Harzgerode, und diese Szene aus einer wirklichen Harzreise könnte in der anderen poetisch ausgeführten ohne Veränderung einen Platz finden. Auch hier würde ich das Zitat mir nicht entgehen lassen, wenn es nicht bereits so mancher Berichterstattung über die Briefe zur Zierde gereichte.

Im November 1825 begegnet uns Heine wieder in Hamburg; schon dadurch erklärt sich die Beendigung des Briefwechsels mit dem Embdenschen Ehepaar. Es beginnt die Zeit, welche für den Dichter die tiefe Abneigung gegen die Kaufmannsstadt begründete. Seine Hoffnungen auf eine sichere Lebensstellung verwirklichten sich nicht; seine Herzensneigungen fanden keine Erwiderung. Durch die Taufe fühlte er sich äußerlich nicht gefördert, innerlich mit sich selbst im Zwiespalt. Er stürzte sich in den Taumel des Hamburger Lebens, geriet in Unannehmlichkeiten mit seinem Onkel und auch zu seinem Schwager in einen Gegensatz. Briefe an Freunde enthalten mehrmals bittere Worte gegen Moritz

Embden; sogar über Charlotte schreibt er am 24. Febrar 1826 an Moser: „Ich habe dieser Tage meine Schwester verloren.“ Nur zu gut hat er selber dafür gesorgt, daß niemand zweifeln kann, wer bei diesem Zerwürfnis die Schuld trug. Die Geburt seines Neffen Ludwig v. Embden mußte Heine im Herbst 1826 in Norderney aus der Hamburger Zeitung erfahren. Ein Brief aus Lüneburg vom Oktober desselben Jahres schlägt dann der Schwester gegenüber wieder einen freundlichen Ton an. Merkwürdig die frommen Gesinnungen, von denen dieser Brief erfüllt ist: „Möge Gott das liebe Kind in seine besondere Obhut nehmen. Mein Herz ergießt sich täglich in den frömmsten Wünschen für Dich und Deine Kinder. Sei Du nur gut und Du wirst glücklich sein, und Deine Kinder werden dann auch gut und glücklich werden.“

Erst in einem Briefe vom 13. Mai 1842 findet sich der Schwager wieder erwähnt: gewiß nur deshalb, weil aus der Zwischenzeit von Heines Familienbriefen wenig übrig geblieben ist. Zweimal — 1833 und 1842 — wurde das Haus der Mutter mit allem, was der Sohn an Manuskripten dort hinterlegt oder dahin gerichtet hatte, durch Brand zerstört. Aus den dreißiger Jahren bringt die neue Sammlung nur zwei Briefe an die Schwester vom 28. Juli und aus dem August 1830 und einen einzigen, den ältesten erhaltenen Brief an die Mutter vom 25. Oktober 1833 aus Paris. Der alternden Frau war die lange Trennung von dem Sohne so schwer geworden, daß sie Neigung zeigte, ihn in Paris aufzusuchen. Damit war Heine nicht einverstanden, verspricht aber, im nächsten Sommer nach Hamburg zu kommen, ein Plan, der bekanntlich erst zehn Jahre später zur Ausführung gelangte. Erhalten hat sich noch der Brief vom 13. September 1841, in welchem Heine der Schwester „offiziell“ — sie scheint also früher darum gewußt zu haben — seine Vermählung anzeigt: „Den 31. August heirathete ich Mathilde Creszentia Mirat, mit der ich mich schon länger als 6 Jahre täglich zanke. — Sie ist jedoch vom edelsten und reinsten

Herzen, gut wie ein Engel, und ihre Aufführung war während den vielen Jahren unseres Zusammenlebens so untadelhaft, daß sie von allen Freunden und Bekannten als ein Muster der Sittsamkeit gerühmt wurde." Auch einem Briefe an die Mutter, nicht lange vor der furchtbaren Katastrophe am 8. März 1842 geschrieben, gibt die Charakteristik Mathildens den Hauptinhalt: „Meine Frau führt sich Gottlob sehr gut auf. Sie ist ein kreuzbraves, ehrliches, gutes Geschöpf, ohne Falsch undBöswilligkeit. Leider ist ihr Temperament sehr ungestüm, ihre Launen nicht gleich, und sie irritirt mich manchmal mehr, als mir heilsam ist. — Ich bin ihr noch immer mit tiefster Seele zugethan, sie ist noch immer mein innigstes Lebensbedürfniß, — aber das wird doch einmal aufhören, wie alle menschlichen Empfindungen mit der Zeit aufhören, und diesem Zeitpunkt sehe ich mit Grauen entgegen. Ich werde alsdann nur die Launenlast empfinden, ohne die erleichternde Sympathie. Zu andern Stunden quält mich die Angst vor der Hülflosigkeit und Rathlosigkeit meiner Frau im Fall ich stürbe; denn sie ist unerfahren und rathlos wie ein dreijähriges Kind!" „Hypochondrische Grillen" nennt Heine diese Sorgen; aber wie leicht hätten sie Wahrheit werden können, hätte nicht die uneigennützige Liebe des Dichters alle Gefahren überwunden.

Erst seit dem großen Brande tritt eine regelmäßige Folge der Briefe ein. Die nächsten sind ganz unter dem Eindruck des furchtbaren Ereignisses geschrieben. Noch ein Jahr später, am 23. Mai 1843, heißt es: „Ich kann den Brandschrecken nimmermehr vergessen. Ich vergesse auch nicht, wie groß meine liebe Schwester sich bei dieser Gelegenheit zeigte!" Meistens kommt in den Briefen dieser Zeit noch eine heitere Stimmung zum Ausdruck: herzliche Teilnahme für Familienereignisse, Befriedigung in der eigenen Häuslichkeit, Freude an der Arbeit, dazwischen freilich als Unheil verkündendes Vorzeichen schon Klagen über Augenleiden und Lähmung der Gesichtsmuskeln. Der Wunsch, seine Frau in

die Familie einzuführen, war durch die zweite Reise nach Hamburg im Herbst 1844 nur unvollkommen erfüllt. Wenige Wochen nach der Rückkehr erhielt er in Paris am 28. Dezember 1844 die Nachricht, daß Salomon Heine gestorben sei. Seit dem Tode seines Vaters, schreibt er am 29. Dezember, habe ihn nichts so tief bewegt. Noch ärger als der Todesfall, traf aber der Schlag, daß der Onkel in seinem Testament den Dichter so gut wie übergangen hatte. Was den sonderbaren, jedoch für Heine stets wohlgesinnten Mann und den Vetter Karl Heine im letzten Grunde bestimmte, ist noch nicht vollkommen aufgeklärt. Böswillige und verleumderische Zungen, vielleicht auch unvorsichtige Reden des Dichters mögen an dem Zwiespalt ihr gutes Teil haben. Für den Verlauf des Streites und die Art, wie Heine davon betroffen wurde, bleiben die Verhandlungen mit Campe und die Briefe an Detmold, die ich in der „Deutschen Rundschau" 1885 veröffentlichte*), noch immer die unentbehrliche Quelle. Herr v. Embden teilt aus den Jahren 1845 und 1846 nicht mehr als vier wenig bedeutende Briefe mit, in denen nur eine zurückgehaltene, durch Gedankenstriche bezeichnete Stelle die wichtige Angelegenheit berührt haben könnte. Wahrscheinlich wurde, was Heine darüber schrieb, schon von der Mutter oder Schwester vernichtet; denn daß er den beiden nächststehenden Personen nichts sollte mitgeteilt haben, ist schwerlich anzunehmen. Um so weniger, als der Briefwechsel gerade in dieser Zeit besonders lebhaft wird. Aus dem Jahre 1847 erhalten wir zwölf Briefe, denen sich noch zwei — schon von Maximilian Heine veröffentlicht**) — vom 28. August und 5. Oktober anreihen ließen. Immer von neuem lesen wir auch jetzt und in der Folge die Versicherung, daß Mathilde sich gut aufführe, mehr oder weniger zanke, durch ihre Gutmütigkeit viele Herzen gewinne, durch Verschwendungssucht ihren

*) Oben S. 119—179.

**) Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie. Berlin 1868. S. 177 und 179.

Mann oft in Verlegenheit setze und nicht mehr als ein Kind für sich zu sorgen wisse. „Führte sie sich nicht gut auf," schreibt er am 30. März 1848, „so würde ich ihr jetzt die Freiheit geben, wie alle Könige ihren Völkern; sie würde dann schon sehen, was bei der Freiheit herauskommt."

Mit unverkennbarem Mißvergnügen betrachtet Heine „das Weltrevolutionsgepolter", das ihn auch in den eigenen Interessen schädigte, ohne daß jedoch sein scharfer Blick für die Ursachen und Folgen sich getrübt hätte. So sagt er schon 1849 den Staatsstreich Napoleons, und am 18. August 1853 für das nächste Jahr den Krieg mit Rußland voraus. Unvermeidlich schleicht sich in diese aus dem Krankenzimmer geschriebenen Briefe eine Art von Monotonie. Wollte man die geistreichen und witzigen Äußerungen über Personen und Zustände zusammenstellen, so würde der Ertrag kein geringer sein, aber der Grundton bleibt ein anfangs verhaltener, dann mehr und mehr hervorbrechender, hoffnungsloser Schmerzenslaut. Heine hat den Jammer seines Krankenlagers im „Lazarus" und in nachgelassenen Gedichten, man wagt nicht zu sagen, poetisch verklärt, aber in ergreifenden Worten zum Ausdruck gebracht; in diesen Briefen muß man ihn noch einmal mit durchleben. Aber so traurig diese Schilderungen wirken, sie wecken doch um so stärker das Gefühl, daß nur eine ganz außerordentliche Geisteskraft in solcher Lage Ruhe und Umsicht, Teilnahme für alle großen Bewegungen der Zeit und sogar die Fähigkeit zu poetischen Schöpfungen sich ungeschwächt bewahren konnte. „Mein Geist war nie aufgeweckter, thätiger und rüstiger wie jetzt," schreibt Heine am 25. Juli 1850. Wenn Hillebrand in einem oft angeführten Briefe mitteilt, daß der Dichter sich vornehmlich umfangreiche wissenschaftliche Werke vorlesen ließ, so sehen wir den kranken, dem Verkehre mehr und mehr entfremdeten Mann jetzt die Beihilfe der Schwester vielfach in Anspruch nehmen, um aus Hamburgischen Leihbibliotheken die Erzeugnisse der neueren deutschen Literatur sich nach Paris zu verschaffen.

Und wie warm, wie jugendfrisch schlägt sein Herz für alles, was seine Lieben angeht! Wieder wird die Schwester wie vordem in zärtlichen Schmeichelworten gepriesen, und der Mutter gegenüber wetteifern Liebe und Verehrung eines „gehorsamen Sohns“, der sich auch wohl herausnehmen darf, die hochbetagte Frau in zutraulichem Scherz als „alte Gluck, alte Schachtel, alte süße Katze“ anzureden. „Leb' wohl, liebe Mutter,“ heißt es in dem Briefe vom 21. Januar 1850, „der liebe Gott erhalte Dich, bewahre Dich vor Schmerzen und Augenübel; schone Deine liebe Gesundheit, und wenn Dir die Dinge auch manchmal nicht zu Wunsche gehen, so tröste Dich mit dem Gedanken, daß wenige Frauen von ihren Kindern geliebt und verehrt worden sind, wie Du es bist, und wie Du es wahrlich zu sein verdienst, Du meine liebe, brave, rechtschaffene und treue Mutter. Was sind die Anderen in Vergleich mit Dir! — Man soll den Boden küssen, den Dein Fuß betreten hat.“

Mit rührender Sorgfalt sucht Heine fort und fort das Übermaß seines Elends vor ihr zu verheimlichen. So schildert er am 27. Mai 1848 seinen neuen reizenden Sommeraufenthalt in Passy. Er schreibt im Freien unter einer grünen Laube, wo die Sonnenlichter ihm aufs Papier spielen, auf einem Tisch, an welchem er eben mit seiner Frau sehr gut gefrühstückt und sich der häuslichen Ruhe, auch der schönen Spargel und Erdbeeren sehr gefreut hatte. Aber vierzehn Tage später muß er auf den Wunsch seiner Frau die „allzu große Täuschung, die der Mutter wegen nötig war,“ der Schwester gegenüber aufheben. Er gesteht ihr, seit vierzehn Tagen sei er so gelähmt, daß er wie ein Kind getragen werden müsse. „Mein Beine sind wie Baumwolle, meine Augen entsetzlich schlecht.“ Und doch macht selbst dieser Brief noch den Versuch, seinem Zustand eine tröstliche Seite abzugewinnen, ein Bestreben, das auch die noch folgenden acht qualvollen Jahre nicht ganz unterdrücken können.

Nach zehnjähriger Trennung hatte Heine noch einmal

die Freude, im Frühling 1854 seine älteste Nichte und im November 1855 die geliebte Schwester wiederzusehen. Sie schied anfangs Dezember mit der Hoffnung, im Frühling zurückzukehren; aber schon zwei Monate später, am 17. Februar 1856, war der Dichter nicht mehr unter den Lebenden. Noch drei Jahre mußte die Mutter seinen Verlust betrauern.

Dem Herausgeber schulden wir Dank, daß er die sämtlichen in seinem Besitz befindlichen 122 Briefe — die Fürstin della Rocca redete von 120 — veröffentlicht hat. Daß er an etwa 12 Stellen einzelne Sätze ausließ, darf man, wo es sich um Familenangelegenheiten handelt, nicht verübeln. Einzelne Briefe mögen auch in der späteren Zeit verloren gegangen sein; so erwähnt Heine am 26. September 1850 (S. 205) ein junges Mädchen, von dem er geschrieben habe, ohne daß der Brief, auf welchen er sich bezieht, sich finden läßt. Von den Schriftstücken des Anhangs waren einzelne, wie das Testament vom 13. November 1851 und der Briefwechsel Mathildens mit dem Herausgeber des „Figaro“, schon bekannt. Wollte man sich nicht auf Ungedrucktes beschränken, so hätten besser die von Maximilian Heine in den „Erinnerungen“ gebotenen Familienbriefe — womöglich mit Benutzung der Originale*) — die vorliegende Sammlung vervollständigt. Wünschenswert und in einer neuen kritischen Ausgabe unerläßlich wäre eine genaue Bezeichnung, ob Heine selbst oder ein Sekretär die Feder geführt habe, z. B. am 6. Mai 1850. Wer hat die zahlreichen stilistischen Nachlässigkeiten und sogar die eigentlichen Sprachfehler in diesen Briefen verschuldet? Der Herausgeber sicher nur ausnahms-

*) Jetzt im Besitz eines ebenso glücklichen als kenntnisreichen Sammlers, Herrn Karl Meinert in Frankfurt a. M. Sie wurden inzwischen von Ernst Elster für eine Publikation in der „Deutschen Rundschau“ (23. Jahrg., 10. Heft; Juli 1897) benutzt; er konnte dort mehrere bisher unbekannte Briefe Heines an seinen Bruder Max abdrucken und vor allem die ziemlich beträchtlichen Fälschungen aufdecken, die sich Max in den von ihm veröffentlichten Briefen des Dichters anzubringen erlaubt hatte.

weise, öfter vielleicht der Dichter selbst. Denn wenn Heine über seinen Onkel spottet, der bei Tisch einen Diener für den Akkusativ, einen andern für den Dativ zur Seite habe, so wäre für Schriftstücke seiner eigenen Hand eine ähnliche Bedienung nicht ganz überflüssig gewesen. Das fehlerhafte Deutsch des Elternhauses hat auch auf die Briefe des Sohnes, nicht allein in der Jugendzeit, sondern sein ganzes Leben hindurch eingewirkt. Selbst die Entwürfe seiner Schriften sind von solchen Fehlern nicht frei. Man kann es oft genug auf jenen großen Folioblättern beobachten, auf denen Heine nicht bloß in den letzten Jahren seines Lebens — die mir eben vorliegenden stammen aus dem Jahre 1841 — seine Gedanken mit dem Bleistift zu verzeichnen pflegte.

Neben Maximilian Heine und der Fürstin della Rocca ist Herr v. Embden unter Heines Verwandten der Dritte, welcher Mitteilungen über den Dichter veröffentlicht. Nachrichten aus der Familie sind selten ohne Wert; denn die nächsten Verwandten wissen manches, was kein anderer wissen kann. Aber gewöhnlich sind sie auch geneigt, das, was ihnen von Kindheit auf erzählt wurde, ohne genaue Prüfung als unumstößliche Wahrheit anzunehmen. So haben sich selbst in das Buch des Bruders Maximilian, das meistens unterschätzt wird, zahlreiche Irrtümer eingeschlichen. Noch weit mehr Irriges muß man in den Schriften der Fürstin della Rocca und in den Bemerkungen ausscheiden, welche Herr v. Embden den Briefen beigegeben hat. Die leichte Mühe, dergleichen zu berichtigen, kann und muß ich mir hier ersparen. Bücher wie das vorliegende darf man überhaupt nicht mit dem scharfen Auge eines Kritikers durchmustern; man nimmt sie auf wie die willkommenen Mitteilungen eines Augenzeugen, bei denen man auch einen Irrtum einstweilen unterlaufen läßt und sich gern enthält, den Erzähler durch Widerspruch zu verstimmen. Wertvoll ist insbesondere die Schilderung des Besuches, den Charlotte in Begleitung ihres Bruders Gustav im November 1855 dem Dichter abstattete (S. 282 f.); die Erzählung

der Fürstin della Rocca wird dadurch mit interessanten Zügen bereichert. Dasselbe gilt von dem Besuche Heines in Hamburg im Jahre 1844, bei welchem die Anwesenheit Mathildens mancherlei halb komische, halb verdrießliche Zwischenfälle hervorrief.

Auf einen Punkt möchte ich etwas näher eingehen. Nachdem man zuerst über Liebe und Leiden des jungen Heine noch während seines Lebens und nach seinem Tode in Romanen, Dramen und literarischen Abhandlungen ein Übermaß verworrener Erzählungen und Phantasieen zutage gefördert hatte, gab zuerst ein 1865 veröffentlichter Brief an Varnhagen von Ense vom 19. Oktober 1827*) einen sichern Anhaltspunkt. Strodtmann konnte ihm in seiner grundlegenden Biographie den Beweis entnehmen, daß Amalie Heine, die älteste Tochter Salomon Heines, die leidenschaftliche Neigung des Dichters auf sich gezogen, aber verschmäht habe, und daß darin die Quelle zahlreicher, von Liebe, Sehnsucht, Groll, Verzweiflung erfüllter Gedichte zu suchen sei**). Dagegen erhob aber der Bruder Maximilian in dem angeführten Buche (S. 18 u. 224) Widerspruch und wollte die in den Gedichten der Jugendzeit hervorgetretenen Empfindungen lediglich als Dichtung betrachtet wissen. Man hätte glauben sollen, dieser Widerspruch würde verschwinden, als in der „Deutschen Rundschau" 1875 die ersten aus Heines Jugendzeit stammenden Briefe an seinen treuesten Freund Christian Sethe aus dem Jahre 1816 erschienen***). Gewähren sie doch in sein Inneres einen Blick, der die ganze Glut und Leidenschaftlichkeit seiner Liebe offenbart. Aber Maximilian Heine hat seine Meinung nicht verändert; später sprach die Fürstin della Rocca die-

*) Aus dem Nachlaß Varnhagens v. E. Briefe von Stägemann, Metternich, Heine. Leipzig 1865. S. 175.

**) Adolf Strodtmann, Heine's Leben. Erste Auflage. Bd. I, S. 36, 143. Berlin 1867. Amaliens Name wird erst im zweiten Bande 1869, S. 101, 584 genannt.

***) Vgl. oben S. 11 ff.

selbe Ansicht aus (S. 31), welche jetzt auch von Herrn von Embden (S. 131) bestätigt und neuen Forschungen gegenüber noch erweitert wird. Bei diesen Forschungen sei es erlaubt, einige Augenblicke zu verweilen.

Schon aus dem „Buch der Lieder" ging unzweideutig hervor, daß Heine, nachdem er jahrelang in schmerzlichen Erinnerungen seiner ersten Liebe nachgehangen hatte, durch eine neue, nicht so leidenschaftliche, aber vielleicht noch innigere Neigung gefesselt wurde. Strodtmann hatte die Frage, wer Gegenstand dieser zweiten, abermals „glücklosen" Liebe gewesen sei, unbeantwortet gelassen; es ist das Verdienst Ernst Elsters, dem wir auch die beste kritische Ausgabe der Heineschen Werke verdanken, zuerst in Salomon Heines zweiter Tochter Therese — geboren am 17. Dezember 1807 — die neue Geliebte erkannt zu haben. Während die „Jungen Leiden", das „Lyrische Intermezzo", die früheren Gedichte in dem Zyklus „Die Heimkehr", sowie in der „Nordsee" sich noch auf Amalie Heine beziehen, tritt später — etwa seit dem Jahre 1823 — sowohl in der „Heimkehr", als in der „Nordsee" die neue Herzenskönigin an die Stelle ihrer „Vorgängerin im Reich". Elster hat seinen Ansichten zuerst in einer Ausgabe des „Buches der Lieder"*) Worte geliehen, ferner in Heines Biographie, vor dem ersten — in der Lieferungsausgabe vor dem siebenten — Bande der Werke (S. 40, 45, 80), endlich in einem vortrefflichen Aufsatz: „Zu Heines Biographie", in Seufferts „Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte" 1891, S. 471. Hier zeigt er auch, daß das bis dahin in vielen Teilen ganz unverstandene „Buch Le Grand", soweit es von Herzensangelegenheiten des Verfassers redet, vornehmlich auf diese zweite Liebe des Dichters sich bezieht. Das Buch erscheint ihm wesentlich als eine Huldigungsschrift für die noch unvergessene, ja, wie Heine glaubte, noch nicht verlorene Geliebte. Wenn darin eine

*) Deutsche Literaturdenkmale des achtzehnten Jahrhunderts. Heilbronn 1887. S. XXVIII.

große Zahl von gelehrten Zitaten hervortritt und sichtlich das Vergnügen bemerken läßt, mit dem der Verfasser sie zusammenhäuft, wenn ferner Heine die lächerlichen Personen aus dem Hamburger Leben, die er in seinen Schriften aufführen kann, als gewinnbringende Kapitalien abschätzt, so soll darin eine Andeutung für den reichen Onkel liegen, daß die Schriftstellerei kein so aussichts- und erträgnisloses Gewerbe sei, als Salomon Heine sich vorstellte. Von dieser Grundansicht ausgehend, lag es nahe, in der „Madame", an welche der Autor des Buches seine Erzählung richtet, die Mutter Theresens und in der „Evelina", welche das Buch als „Zeichen der Freundschaft und Liebe" empfangen soll, die Geliebte selbst zu erkennen. Elster hat seine Auffassung in dem oben genannten Aufsatze scharfsinnig und in der Hauptsache, der Liebe des Dichters zu Theresen, unwiderleglich begründet.

Nur bezüglich der Mutter mußte es bei genauerem Einblick in das „Buch Le Grand" bedenklich erscheinen, daß Heine in solchem Tone zu einer verehrten älteren Dame reden, ja, sich ihr als Schwiegersohn empfehlen sollte. Von Elster selbst wurde denn auch diese Ansicht nur als Vermutung in der bescheiden maßvollen Weise ausgesprochen, welche seinem Aufsatze einen so vorzüglichen Wert verleiht. Vor kurzem hat nun ein feinsinniger Heine-Forscher, Karl Hessel, gleichfalls in der Seuffertschen Zeitschrift 1892, S. 546, jenen Bedenken Ausdruck gegeben in dem Aufsatze „Über Heines ‚Buch Le Grand'". Durchaus teilt er die Ansicht, daß die in dem Buche erzählte Liebesgeschichte auf Amalie und Therese Heine sich beziehe. Aber die Erzählung, meint er, sei nicht an Theresens Mutter, sondern an Heines hochgepriesene, viel besungene und geliebte Freundin Friederike Robert, die Schwägerin der Rahel, gerichtet; sie sei auch die oft mißdeutete, noch immer rätselhafte Evelina, welche in der Widmung genannt wird. Daß zahlreiche Stellen des „Buches Le Grand", besonders die Anspielungen auf Indien und den Orient, sich auf Heines Erlebnisse in Berlin, auf den

Umgang mit Friederike und den Verkehr in Roberts Hause beziehen, kann nach den Briefen, die Heine an sie und ihren Gemahl richtete, keinem Zweifel unterliegen. Äußerungen und Ansichten des merkwürdigen Briefes vom 12. Oktober 1825 kehren in dem Buche beinahe wörtlich wieder. Ja, man darf sagen: von allen Heine nahestehenden Personen ist es in der Tat nur Friederike Robert, welcher er in solcher Weise seine Herzenserlebnisse hätte erzählen können: eine Frau, die er zugleich bewunderte und liebte, ohne doch zu ihr in einem eigentlichen Liebesverhältnisse zu stehen, das ja die Schilderung einer anderen leidenschaftlichen Liebe ausgeschlossen hätte. Erkennt man aber in der Dame, welche dem Erzähler zuhören soll, Friederike Robert, so muß ihr auch die Widmung gelten: „Evelina, empfange diese Blätter als ein Zeichen der Freundschaft und Liebe des Verfassers." Bekanntlich wird auch in dem dritten, in Prosa geschriebenen Teile der „Nordsee" der Name Evelina dreimal in bedeutsamer Weise ausgerufen. Nichts steht im Wege, auch bei diesen Stellen an Friederike Robert zu denken. Gerade in dem Gemütszustande, in welchem Heine sich damals befand, konnte ihm in Augenblicken einer gehobenen Stimmung, wenn er die Erinnerungen an eine unglückliche Leidenschaft zurücktreten ließ, kein anderes Frauenbild so anregend und begeisternd vor der Seele schweben. Daß er die Widmung unter einem rätselhaften Namen versteckte, dafür fehlt es nicht an Gründen. Ohne Bedenken durfte Heine der bejahrten Frau v. Varnhagen die „Heimkehr", seiner Schwester den „Neuen Frühling" widmen; aber zu einer noch jugendlichen, verheirateten Frau öffentlich in solchem Tone, wie in dem „Buche Le Grand" zu reden, ging nicht an, am wenigsten für einen Dichter, der in solchen Dingen stets das feinste Zartgefühl walten ließ. Immer kann man es als einen Vorteil betrachten, daß Heine sein Buch einer verehrten Dame widmete, und daß diese ihm dabei den Dienst leistete, welchen die Gräfin Guiccioli Lord Byron, als er den „Don Juan" schrieb, vergebens zu leisten suchte. Wenn wir

Heines poetische Schriften einbegreifen, so teilt Friederike dieses Verdienst mit Rahel und Charlotte Embden; auch diese beiden nötigten den Dichter, aus den ihnen gewidmeten Sammlungen die niedrigen Ausgeburten seines Genius zu entfernen, welche Wahrheit und Dichtung seines Lebens in so unerfreulicher Weise entstellen.

Zweifelhaft bleibt es, ob die Szenen des Buches, welche Heine im 10. und 16. Kapitel an den Rhein, insbesondere nach Godesberg verlegt, wirklich dorthin gehören, oder ob sie gleichfalls auf Friederike Robert sich beziehen, sodaß dann Heine, um den Leser absichtlich auf eine falsche Bahn zu führen, Begebenheiten aus Berlin an den Rhein verlegt hätte. Hessel nimmt (S. 568) dies an; auch lassen sich gute Gründe dafür aufzählen. Nur ist von der anderen Seite zu sagen, daß der Dichter gerade in solchen Angaben aus seinem Leben meistens sehr genau ist. So erwähnt er, um nur ein Beispiel hervorzuheben, in dem dem „Buche Le Grand" unmittelbar vorhergehenden dritten Teil der „Nordsee", daß er im Winter 1819 in Bonn vier Vorlesungen über „Deutsche Antiquitäten aus der blauesten Zeit" gehört habe. Man könnte an einen Scherz denken; aber wenn man die vier von Heine angegebenen Vorlesungen mit dem Bonner Abgangszeugnis vergleicht, findet man eine vollkommene Übereinstimmung. Ja, wenn er in dem „Buche Le Grand" den hinter ihm stehenden Mops als „Ami" anredet, so belehrt uns der Brief an Charlotte Embden vom 15. September 1823, daß der Mops in seinem elterlichen Hause in Lüneburg wirklich diesen Namen führte. Und so beruht auch der Anfang des zehnten Kapitels, in welchem Heine erzählt, wie er an einem klaren, fröstelnden Herbsttag als Bonner Student seine Vaterstadt wieder besucht und dort von seiner Familie niemanden mehr als einen Ohm und eine Muhme wiedergefunden habe, gewiß auf wirklichen Erlebnissen. Hessel meint statt dessen (S. 668), da Heines Eltern im Herbst 1822 aus Düsseldorf weggezogen seien, so könne die von Heine ange-

nommene Zeit keine andere als der Herbst 1823 gewesen sein, in welchem er eine Reise an den Rhein von Berlin aus, wenn nicht angetreten, doch wenigstens geplant habe. Aber die öfters wiederholte Angabe, daß die Familie Heine erst 1822 Düsseldorf verlassen habe, wird gerade durch die von Herrn Embden neu veröffentlichten Briefe widerlegt. Denn der erste Brief Heines an Charlotte vom 22. März 1820 redet in einer, wie mir scheint, ganz unzweideutigen Weise von dem bereits erfolgten Wegzug von Düsseldorf. Darin liegt wohl die wichtigste neue Tatsache, welche dieser Briefsammlung sich entnehmen läßt.

Die von Heine in dem „Buch Le Grand" geschilderte Reise nach Düsseldorf fällt also in den September 1820, was mit den von ihm erzählten Umständen übereinstimmt*). Über die Freundin, die er in Godesberg wiederzusehen wünschte, läßt sich freilich, wenn man von Friederike absieht, ebensowenig eine Vermutung aufstellen, wie über die schöne Frau

*) Die Annahme, Heines Familie sei erst 1822 von Düsseldorf weggezogen, scheint darauf zu beruhen, daß Strodtmann (I[1], 292) erzählt, Salomon Heine sei im Frühjahr 1822 zum Erstaunen der Einwohner in einem vierspännigen Wagen in Lüneburg erschienen, um dort eine Wohnung für seinen Bruder zu mieten, wie denn auch Heine am 10. Juni 1823 aus Lüneburg an Fouqué schreibt, seine Eltern wohnten noch nicht lange in dieser Stadt. Da aber die Familie nach der Abreise aus Düsseldorf sich zunächst in Oldesloe in Holstein niederließ, so steht die Nachricht über den Onkel Salomon mit der im Text ausgesprochenen Ansicht nicht im Widerspruch. — Zu bemerken ist jedoch, daß Heine selbst erzählt, er habe bei jenem Besuch in Düsseldorf „ein kleines preußisches Höfchen, Hofschneider, Hofschuster, Hofwanzenvertilgerinnen und Hofschnapsläden" gefunden. Diese Schilderung könnte sich auf die Hofhaltung des Prinzen Friedrich von Preußen beziehen, der als Kommandeur der 14. Militärdivision in Düsseldorf residierte, jedoch nach Angabe der „Kölnischen Zeitung" vom 18., 23. und 25. Januar 1821 erst im Januar 1821 dorthin übersiedelte. Ob die Verleihung der Hoftitel schon in Voraussicht seiner Ankunft erfolgte, oder in anderen Vorgängen, vielleicht in dem vorübergehenden Aufenthalt des Prinzen August in der Rheinprovinz im Herbst 1820, ihren Grund hatte, kann ich hier nicht entscheiden.

in dem Gedicht Nr. 40 der „Heimkehr", in deren Augen er die Herrlichkeiten des Rheines widerglänzen sah. Befremden kann noch, daß Heine an Ludwig und Friederike Robert, also an die Frau, an welche er die Erzählung des ihr gewidmeten Buches richtete, bei der Veröffentlichung gar nicht geschrieben, vielleicht nicht einmal ein Exemplar geschickt hat. Und wenn dies aus der Art des Buches, aus dem Charakter Heines und dem nicht ganz ungetrübten Verhältnis zu Ludwig Robert sich erklären läßt, so sollte man wenigstens erwarten, daß Varnhagen und Rahel, denen doch die Beziehungen auf Friederike schwerlich verborgen sein konnten, dem Dichter etwas darüber geschrieben hätten. Davon findet sich in allem, was bis jetzt bekannt geworden ist, keine Spur. Aber trotz dieser Bedenken darf man, wie ich glaube, der Überzeugung beipflichten, daß die Widmung an Friederike Robert gerichtet sei. In Verbindung mit dem Gedanken, daß Amalie und Therese die Heldinnen der Liebesgeschichte sind, reicht diese Annahme zum Verständnis des Buches in den wesentlichen Teilen aus.

Was hat Heine mit dem so eigentümlich gestalteten Dichtwerk beabsichtigt? Nach Elster ist es eine Huldigung für Therese, geschrieben in der Hoffnung, ihre Hand doch noch einmal erhalten zu können. Nach Hessel hat Heine gerade umgekehrt in diesem Buche von der Vergangenheit, den trüben Erinnerungen einer verschmähten Liebe, dem beengenden Druck sozialer und politischer Verhältnisse sich losgesagt, und zu dem Entschluß eines neuen Lebens, dem neue große „Ideen" seinen Inhalt geben würden, sich durchgerungen. Aber sollten die beiden Absichten sich wirklich so schroff, wie Hessel annimmt, gegenüberstehen? In dem Gemüte des Dichters standen sie, soweit sich aus seinen Briefen urteilen läßt, weniger gegeneinander als nebeneinander. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß er bei der Schilderung seiner Liebesleiden gewünscht hat, durch dieselbe auf Therese und die Hamburger Verwandten Eindruck zu machen, und daß ihm

zugleich der Gedanke gekommen ist, bei der burlesken Schilderung eines pedantischen Gelehrtenkrams seinem Onkel zu Gemüt zu führen, „der dumme Junge habe etwas Ordentliches gelernt" und könne, wenn er wolle, in der Schriftstellerei auch einen Erwerb finden. Durch nichts wird aber ausgeschlossen, daß mit diesem Ideengange sich der andere verband, in dem Buche die Ziele anzudeuten, auf welche seine schriftstellerische, insbesondere seine politische Tätigkeit sich richten sollte. Daß der Dichter die Verkörperung seiner Ideen in Napoleon zu finden glaubte, entsprach einmal seinen persönlichen Empfindungen, dann auch den Grundsätzen, denen er sein Leben hindurch treu geblieben ist. Denn er hat sich stets als einen Gegner der Republik erklärt und die Verbesserung der menschlichen Verhältnisse durch die Kraft eines einzelnen höher begabten, mächtigen Willens erwartet. So ist das Buch in der Tat, wie er es mehrmals zum voraus in seinen Briefen bezeichnet, ein Stück Biographie, ein Selbstbekenntnis, und der ursprünglichste Entstehungsgrund liegt gewiß weit mehr als in allen Nebenabsichten in dem dichterischen Drange, Empfindungen und Erlebnisse poetisch zu gestalten und darzustellen.

Sowohl Herrn Elster wie Herrn Hessel sind wir zu großem Danke verpflichtet. Beide haben wesentlich zum Verständnis eines Werkes beigetragen, das freilich zu witzig ist, um, wie Heine wollte, als eigentlich humoristisch gelten zu können, das aber unzweifelhaft unter Heines Schriften und in der deutschen Literatur eine eigenartige, bedeutende Stellung beanspruchen kann. Der Herausgeber der jetzt veröffentlichten Familienbriefe wird freilich in dieses Lob nur zum geringen Teile einstimmen, weil er, wie schon angedeutet, die leidenschaftliche Neigung Heines zu Amalie und zu Therese Heine in das Gebiet der Fabel verweist. Es kann befremden, daß gerade die nächsten und unzweifelhaft dem Dichter am treuesten ergebenen Mitglieder seiner Familie sich so einmütig und entschieden in einem Sinne ausspechen, der durch die eigenen

Schriften und die Briefe Heines so bestimmt widerlegt wird. Denn sicher kann es sich dabei der Öffentlichkeit gegenüber nicht darum handeln, den Dichter gegen einen Vorwurf in Schutz zu nehmen. Im Gegenteil, der Tadel, der nicht mit Unrecht gegen ihn erhoben wird: daß er seine Neigung und Dichtung auf Personen gewendet habe, die ihrer unwert waren, könnte dadurch gemildert werden, daß seine edleren Gefühle da, wo er leidenschaftlich wünschte, keine Erwiderung fanden. Aber was dem Publikum gegenüber unnötig war, konnte vielleicht an einem anderen Orte nützlich, ja, nötig erscheinen, und in dieser Ansicht bestärkt mich eine Äußerung, die ich vielleicht schon früher hätte mitteilen sollen, zunächst weil sie von einem Manne ausgeht, der sicher das Recht hat, in dieser Angelegenheit gehört zu werden, ferner, weil sie, wenn auch in der Hauptsache irrig, doch die Entstehung des Irrtums erklärlich macht. Bald nachdem meine Schrift „Aus dem Leben Heinrich Heines“ erschienen war, erhielt ich von Herrn Max von Heine die folgende Zuschrift aus Berlin vom 9. April 1878:

„Ihr Buch über meinen Bruder Heinrich Heine, das mit so vieler Liebe und Wärme geschrieben ist, hat mich recht erfreut. Kleine Irrtümer, als zu unbedeutend, übergehe ich. Ich glaubte, durch meine ‚Erinnerungen‘ an meinen Bruder alles so Märchenhafte, was in seinen Biographien (z. B. Strodtmann, Laube, Meißner ꝛc. ꝛc.) verbreitet worden ist, berichtigt zu haben. Nur Eins, und das auch bei Ihnen, Herr Professor, scheint mir Dogma geworden zu sein; nämlich die Liebe des Dichters zu Amalie Heine, eine unserer schönen Cousinen. Hartnäckig bleiben die Biographen bei der Idee stehen, daß diese schöne Cousine das Ideal und die begeisternde Muse des jungen Dichters gewesen sei. Dies ist ein vollständiger Irrtum. Schon sehr schöne lyrische Gedichte habe ich von dem Dichter gehört, noch ehe er diese Cousine kennen gelernt hatte. Daß diese junge Cousine sowohl unverheiratet als verheiratet gleichzeitig mit mehreren anderen schönen Mäd-

chen Hamburgs poetische Huldigungen empfangen hat, lag ganz in dem Gemütsleben meines Bruders. Die erwähnte Cousine hieß Amalie, war die Tochter unseres Oheims Salomon Heine, später verheiratet an einen Leutnant Friedländer. Die Tochter des gar nicht poetischen Ehepaares wurde an den Professor Dr. Leo in Berlin verheiratet, aus welcher Ehe ein einziges Kind, eine Tochter von jetzt ungefähr achtzehn Jahren, entsprossen ist. Die Frage ist nun: Wie kam es, daß sowohl von den zärtlichen Verwandten jener Zeit als heutigen Tages und von vielen anderen Unberufenen so geflissentlich öffentlich und privatim die Phrase hartnäckig verbreitet wurde, daß diese Cousine das angebetete Ideal des Dichters gewesen sei? Auch Sie, Herr Professor, sind der Ansicht, daß die Vermählung der Geliebten den Dichter so trübe gestimmt habe, und eine dauernde Erinnerung an die verlorene Geliebte geblieben sei. Da Sie so wohlwollend über meinen Bruder geschrieben haben, so verdienen Sie, daß ich Ihnen vorläufig den Schlüssel zu diesem Mythos gebe. Die feindliche Stimmung der zärtlichen Verwandten und sonstigen geistlosen Schmarotzer des reichen Heineschen Hauses in Hamburg hatten nur die eine egoistische Idee, den jungen gefährlichen Titanen bei seinem Onkel anzuschwärzen. Der Onkel, schon so unzufrieden mit der poetischen Richtung seines Neffen, nicht weniger zürnend durch [über] den finanziellen Alp[-druck], den der Dichter beständig auf ihn ausübte, mußte noch in seiner Erbitterung gegen ihn verleumderisch potenziert werden. Dazu diente die wissentlich verbreitete Meinung, daß der Dichter die Hand seiner Tochter heimlich gewinnen wollte und selbst späterhin die verheiratete Frau mit prosaischen und poetischen Liebesschwüren überschüttet habe. Das Manöver gelang. Die damaligen Zeitungen sowie der Familienklatsch haben für diese Ansicht so gut gewirkt, daß noch heutigen Tages der Reflex dieser Intrige vorhanden ist, obgleich mehr als ein halbes Jahrhundert darüber hingegangen ist. — Jetzt, Herr Professor, wissen Sie, was von diesem Märchen zu

halten ist. — Beiläufig die Bemerkung, daß ich mich mit achtungsvoller Teilnahme sowohl Christian Sethes als seines ehrwürdigen Vaters in Düsseldorf immer noch gern erinnere."

Ich brauche nicht zu bemerken, daß die in dieser Mitteilung hervortretende Ansicht über das Verhältnis Heines zu seiner Cousine Amalie mir ebensowenig zutreffend erscheint wie die ähnlichen, nur nicht so eingehenden Angaben in den „Erinnerungen" von Maximilian Heine. Sehr bemerkenswert scheint mir aber das, was der Brief über die Versuche enthält, den Onkel Salomon gegen den Dichter aufzureizen. Daß Versuche dieser Art in dieser Weise gemacht worden seien, ist an sich nicht unwahrscheinlich, ja nach der bestimmten Aussage eines Mannes, der darüber sehr gut unterrichtet sein mußte, nicht zu bezweifeln. Heine selbst hatte dazu in den Liedern des „Intermezzo", das noch überdies dem Onkel Salomon gewidmet war, Gelegenheit gegeben. Was ist natürlicher, als daß seine Mutter und diejenigen Angehörigen, welche ihm wahrhaft wohlwollten, gegen so gehässige Anschuldigungen auftraten, und zwar mit vollem Recht, insofern sie versicherten, daß Heine mit der verheirateten Cousine in gar keiner Verbindung gestanden und in keiner Weise sich ihr aufgedrängt habe. Offenbar behaupteten sie auch noch weiter, daß das Liebesverhältnis überhaupt nur als eine poetische Fiktion zu betrachten sei und der Wirklichkeit niemals angehört habe. Das war ein Irrtum, aber warum könnte er nicht in gutem Glauben gehegt worden sein? Man muß sich erinnern, daß in den Jahren 1816—1818, als Heines Leidenschaft für Amalie ihren Höhepunkt erreichte, seine Familie sich nicht in Hamburg, sondern in Düsseldorf befand. Dem Charakter des Dichters würde es wenig entsprechen, nähme man an, daß er in die Herzensergießungen, die er unter dem tiefsten Geheimnis seinem vertrauten Freunde Sethe zugehen ließ, auch seiner Familie den Einblick vergönnt habe. Seit dem Abschied von Hamburg (1819) hat Heine die Cousine acht Jahre lang gar nicht wieder gesehen und dann wahrscheinlich

ebensowenig als früher den Schleier gelüftet. Es ist also begreiflich genug, daß die Ansichten, welche in dem Familienkreise zu Heines Verteidigung verfochten waren, fortdauerten und später, so oft eine entgegengesetzte Ansicht auftrat, wiederholt wurden.

In dem „Buche Le Grand" hat Heine in übermütiger Laune von dem „Trinkgeld" gesprochen, das „die grün verschleierten, vornehmen Engländerinnen dem Dienstmädchen geben würden, wenn es ihnen die Stube zeige, in welcher er das Licht der Welt erblickte." Diese Vorhersage hat sich nicht erfüllt: sein Geburtshaus ist von der Erde verschwunden, und wenn ein Fremder in Düsseldorf nach Heines Denkmal fragte, so müßte man auf die ferne Insel hinweisen, auf welcher voreinst der Dulder Odysseus nach mancherlei Drangsalen gastliche Aufnahme fand. Aber in die Kammer des Herzens, in welcher so viel anmutige, liebes- und leidvolle Gedanken ihren Ursprung nahmen, in die geheimnisvolle Werkstatt poetischen Schaffens einzudringen, hat man seit geraumer Zeit ein unwiderstehliches Verlangen gefühlt und endlich auch den Weg gefunden. Ob Heine den Biographen, die ans Licht zogen, was er selbst verhüllte, danken würde — wer kann es sagen? Aber keinenfalls hätte er Grund, sich zu beschweren, daß die genauen Nachforschungen in diesem Falle einen Flecken auf seinen Charakter geworfen, daß sie sein Denken und Empfinden als unwahr oder unwürdig bloßgestellt hätten. Man hat im Gegenteil sich überzeugen müssen, daß ein Dichter, dem man so oft erlogene Liebespein und bloßes Tändeln mit der Leidenschaft zum Vorwurf machte, in den entscheidenden Verhältnissen seines Lebens, da, wo er ernsthaft redet, aus tiefstem Innern schöpft, und selbst da, wo er zu scherzen sich den Anschein gibt, oft nur die schmerzlichsten Regungen seines Gemütes verbirgt. Auf dieser gesteigerten Schätzung eines Mannes, dem viele vieles verdanken, beruht auch der erfreuliche Eindruck, den die jetzt veröffentlichte Briefsammlung hinterläßt. Das Verhältnis

zu Mutter und Schwester war in Heines Leben von allen das reinste, schönste, glücklichste, und gerade deshalb geeignet, den Grundzug seines Charakters zu offenbaren. Ich glaube, die Briefe geben den Beweis, daß Heinrich Heine, der oft mit Recht, oft mit Unrecht so bitter Getadelte, im innersten Kern seines Wesens nicht allein ein großer Dichter, sondern auch ein guter Mensch gewesen ist.

XII.

H. Heine und Ernst Christian August Keller.

Mit bisher ungedruckten Briefen Heines.

In den „Briefen aus Berlin“, welche Heine 1822 in dem von Dr. H. Schulz in Hamm verlegten „Rheinisch-Westfälischen Anzeiger“ erscheinen ließ, schildert er eine Anzahl namhafter Personen, die sich in einem Berliner Kaffeehaus zusammengefunden hatten: den Philologen Friedrich August Wolf, die Dichter E. Th. A. Hoffmann und Friedrich von Maltiz, den Baron Lüttwitz und andere. „Aber raten Sie mal,“ fährt er, sich an seinen Verleger wendend, fort, „wer diese determinierte Figur ist, die am Kamine steht. Das ist Ihr Antagonist Hartmann vom Rheine; hart und ein Mann, und zwar aus einem einzigen Eisengusse“*). Den meisten Lesern blieb es gleichwohl selbst in jener Zeit ein Rätsel, wer durch diese Worte bezeichnet werden sollte, und in unserer Zeit wird man vielleicht nicht ohne Überraschung erfahren, daß unter dem „Hartmann vom Rheine“ der damalige Referendarius Keller, später als Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat einer der einflußreichsten Beamten des preußischen Kultusministeriums zu verstehen sei. Den Beweis geben die folgenden Briefe, welche deshalb sowohl des Empfängers als des Absenders wegen einige Beachtung verdienen. Zudem fallen sie in das Jahr 1822, also in eine

*) Heinrich Heines sämtliche Werke in der Ausgabe von Ernst Elster. Leipzig. Bd. VII, S. 568.

Zeit, aus welcher nur wenige Briefe des Dichters bekannt sind; und wenn sie ihn nicht in ganz neuem Lichte zeigen, so gestatten sie doch, in das Leben seines Geistes einen tieferen Blick zu werfen und von äußeren Ereignissen mehrere genauer zu bestimmen.

Zuerst über den Empfänger einige Nachrichten. Ich entnehme sie einem Nekrolog, welchen Fräulein Clara Keller in Berlin mir abschriftlich zuzusenden die Güte hatte. Mit den Buchstaben H. G. unterzeichnet, ist er in einer Monatsschrift, die sich noch nicht feststellen ließ, zum Abdruck gekommen; durch mündliche Mitteilungen eines jetzt verstorbenen hohen Beamten des Kultusministeriums konnte er wesentlich ergänzt werden.

Ernst Christian August Keller wurde am 14. Februar 1797 in Orsoy, einer kleinen Stadt am linken Rheinufer im Kreise Mörs, geboren. Der Vater war Bürgermeister und wurde später von dem Minister Freiherrn vom Stein, also zwischen 1804 und 1806, nach Werden berufen zur Verwaltung der Domänen, die nach der Säkularisierung der Abtei an die preußische Regierung gefallen waren. Keller studierte in Marburg, Heidelberg und Berlin Rechts- und Staatswissenschaften, wurde am 14. Dezember 1819 als Referendar bei der Regierung in Berlin vereidigt und nach Auflösung derselben nach Potsdam versetzt. Hier finden wir ihn 1822 in freundschaftlichem Verkehr mit Heine, den er in Berlin im Getheschen Hause oder bei der Schriftstellerin Elise von Hohenhausen getroffen haben mag. Vielseitig gebildet, lebhaft angeregt, hatte er sich, wie meistens die Begabteren unter seinen Altersgenossen, der freiheitlichen Richtung angeschlossen, vermutlich schon als Student, und es ist kein geringes Zeichen einer festen Überzeugung, daß auch der preußische Regierungsreferendar an den von Friedrich Arnold Brockhaus veröffentlichten Zeitschriften, insbesondere dem „Hermes“ und dem „Literarischen Konversationsblatt“ sich beteiligte. Denn kein anderer Verleger in Norddeutsch-

land hatte eifriger und geschickter seine Wirksamkeit in den Dienst der liberalen Ideen gestellt; dafür hatten ihn auch seine berufensten Verlagswerke: das „Konversationslexikon", die „Zeitgenossen", die „Isis", der „Hermes" und vor allem das „Literarische Konversationsblatt" in endlose Streitigkeiten mit den preußischen Zensurbehörden verwickelt. Als Johann Friedrich Benzenberg aus Elberfeld (1777—1844), anfänglich Physiker und Astronom, seit 1815 auch politischer Schriftsteller, in den „Zeitgenossen" eine sehr patriotische, aber doch mißfällig aufgenommene Biographie Friedrich Wilhelms III. erscheinen ließ, kam es im Mai 1821 dahin, daß der gesamte Brockhaussche Verlag in Preußen, wenn nicht verboten, so doch einer erneuten Zensur unterworfen wurde, eine Maßnahme, die bei den voneinander abweichenden Grundsätzen der verschiedenen preußischen Zensurstellen unerträgliche Belästigungen nach sich zog. Alle Bemühungen des Verlegers, eine Milderung herbeizuführen, blieben vergebens; in einer Kabinettsorder vom 9. Dezember 1821 wurde ihm mitgeteilt, daß die für seine Verlagswerke bestehende Vorschrift nicht zurückgenommen werden könne. Infolge einer am 15. April 1822 eingereichten Denkschrift traten aber nun der Staatskanzler von Hardenberg und sein Berater, Friedrich von Raumer, für Brockhaus ein, und am 9. Mai 1822 verfügte eine Kabinettsorder die vorläufige Suspendierung der Rezensur, freilich mit dem Zusatze, das Oberzensurkollegium solle auch fernerhin auf den Brockhausschen Verlag ein wachsames Auge richten und das „Literarische Konversationsblatt" einer besonders strengen Aufsicht unterwerfen. Hardenberg beeilte sich, gleich am 9. Mai dem Verleger von der günstigen Wendung Kenntnis zu geben.

Aber was geschah? Der Minister des Innern, Freiherr von Schuckmann, wußte im Gegensatz zu dem Staatskanzler eine neue Kabinettsorder vom 18. Mai zu erwirken, wonach an dem früheren Verfahren nichts geändert werden sollte. Erst nach dem Tode des vielgeplagten Verlegers, am

17. Dezember 1823, wurde die Rezensur für „die Brockhausschen Artikel“ im allgemeinen, dagegen für das „Literarische Konversationsblatt“ erst am 2. Mai 1825 aufgehoben*).

Es läßt sich denken, daß Verhandlungen solcher Art von jungen, aufstrebenden Schriftstellern mit lebhaftem Interesse verfolgt wurden, besonders von Heine, der eben damals die Annehmlichkeiten der Zensur an seinen eigenen Schriften bereits zu kosten begann. Keller gegenüber kommt er mehrmals auf die Angelegenheit zurück. Auch in dem zweiten, vom 16. März 1822 datierten „Briefe aus Berlin“ berichtet er: „Die Maßregeln gegen den Brockhausschen Verlag sind noch immer in Wirksamkeit. Brockhaus war vorigen Sommer hier und suchte seine Differenzen mit unserer Regierung auszugleichen. Seine Bemühungen müssen fruchtlos gewesen sein. — Brockhaus ist ein Mann von angenehmer Persönlichkeit. Seine äußere Repräsentation, sein scharfblickender Ernst und seine feste Freimüthigkeit lassen in ihm jenen Mann erkennen, der die Wissenschaften und den Meinungskampf nicht mit gewöhnlichen Buchhändleraugen betrachtet.“

Auch Kellers Neigungen und Sinnesart werden durch die folgenden Briefe, besonders durch den scherzenden Anfang des ersten, deutlich genug bezeichnet, und man erkennt zugleich, welchen Wert der Dichter auf den Charakter, das Urteil und die schriftstellerische Befähigung seines Freundes legte. Weit entfernt von unbestimmten Phantasien, scheint Keller mit einem anderen Jugendfreunde Heines, mit Christian Sethe, „dem Staatsrat“, einige Ähnlichkeit gehabt zu haben; die maßvollen, klaren Ansichten, die er im Anschluß an Ba-

*) Eine genaue Darstellung dieser Vorgänge findet sich in dem inhaltreichen Werke: „Friedrich Arnold Brockhaus. Sein Leben und Wirken. Nach Briefen und anderen Aufzeichnungen geschildert von seinem Enkel Heinrich Eduard Brockhaus“. Leipzig 1872—1881. Drei Bände. Bd. III, S. 238, 263, 274, 281, 348.

rante und ähnlich denkende französische Staatsmänner zum Ausdruck brachte, trugen ihm die Bezeichnung „der Doktrinär“ ein. Schon damals muß er sich der Unterschrift „Hartmann vom Rhein“ bedient haben; doch geschah es weder im „Hermes“ noch im „Konversationsblatte“ und überhaupt nicht häufig; denn nur in Heinsius’ „Bücherlexikon“, sodann in Wellers „Lexikon der Pseudonymen“ (2. Aufl., Regensburg 1881, S. 247), finde ich „Hartmann vom Rheine“ erwähnt, und zwar mit der einzigen Schrift „Über die Teilung des Bodens. Ein freies Votum“ (Hamm 1824), ohne daß eine Erklärung des Namens versucht würde.

Den amtlichen Pflichten taten diese literarischen Bestrebungen keinen Eintrag. Keller bestand am 8. Januar 1825 das sog. „große Examen“, wurde zunächst als Assessor bei der Regierung in Düsseldorf, am 12. Mai 1826 als Regierungsrat in Königsberg angestellt, am 15. Mai 1828 von dem Minister von Altenstein als Hilfsarbeiter in das Kultusministerium berufen und, da er alle Erwartungen vollauf befriedigte, schon am 7. November 1829 zum Geheimen Regierungs- und vortragenden Rat ernannt. Am 13. Februar 1836 erfolgte die Beförderung zum Geheimen Ober-Regierungsrat; aber nach dem Thronwechsel erschienen seine Ansichten zu freisinnig; er erhielt in dem zur Aushilfe berufenen, späteren Minister von Mühler einen Mitarbeiter, der ihn auf das bloße Korreferat beschränkte. Die ihm aufgedrungene Muße blieb jedoch nicht unbenutzt. Wenn er, seit fünf Uhr morgens am Schreibtisch, die Obliegenheiten seines Amtes in wenigen Stunden erledigt hatte, kehrte er freien Sinnes zu seinen Lieblingsstudien zurück. Die Zahl seiner Bücher steigerte sich allmählich in dem Maße, daß die Regierung nach seinem Tode einen Ankaufspreis von 4000 Talern nicht zu hoch hielt. Auf den Rändern der Seiten zeugen unzählige ausführliche Anmerkungen, die er beifügte, von seinem unermüdlichen Fleiß und seiner umfassenden Belesenheit. Da kam der Umschwung des Jahres 1848. Der neue Kultus-

minister von Ladenberg wünschte, den kenntnisreichen Mann zum Ministerialdirektor zu machen. Keller lehnte jedoch ab, mit dem Hinweis, daß die Direktoren die politische Strömung, während welcher sie erhoben seien, selten überdauerten; ihm aber sei es bei seiner Arbeitslust und dem Stande seines Vermögens nicht erfreulich, zur Disposition gestellt zu werden. So verblieb er in der früheren Stellung auch unter den folgenden Ministern; kommissarisch, also tatsächlich, wurde er freilich schon 1850 mit der Wahrnehmung der Direktorialgeschäfte bei der Abteilung für die evangelischen Kirchenangelegenheiten betraut und demgemäß am 12. Juni 1861 zum Wirklichen Geheimen Ober-Regierungsrat mit dem Range eines Rates erster Klasse befördert.

Jederzeit, auch in den Jahren, als die politischen und konfessionellen Gegensätze im Kultusministerium zu lebhaftem Ausdruck gelangten, wurden sein ruhiger, klarer Blick, sein billiges, wohlbegründetes Urteil von Angehörigen aller Parteien anerkannt. Und in vollem Maße erfüllte sich sein Wunsch nach einer langen, über sein ganzes Leben sich erstreckenden Wirksamkeit. Denn es war ihm vergönnt, am 14. Dezember 1869 auf 50 im Staatsdienste verlebte Jahre zurückzublicken und sogar — ein Fall, der nie zuvor sich ereignet hatte — am 7. November 1879 sein 50jähriges Jubiläum als vortragender Rat im Kultusministerium zu feiern. Schon am 14. Dezember desselben Jahres würde er das sechste Jahrzehnt seines Staatsdienstes zum Abschluß gebracht haben; man hatte deshalb die beiden Jubiläen auf den 7. November vereinigt. Der König bezeugte seine Teilnahme durch die Ernennung zum Wirklichen Geheimen Rat, die Berliner Universität durch die Verleihung der juristischen und philosophischen Doktorwürde. Und wenn man in einer solchen Feier den würdigen Abschluß eines langen, erfolgreichen Wirkens erblicken darf, so mag es auch als eine glückliche Fügung gelten, daß der Zweiundachtzigjährige, ohne die Gebrechen des Alters empfunden zu haben, nur neun

Tage später, am 16. November 1879, für immer die Augen schloß.

Mit Heine und Heines literarischer Tätigkeit haben freilich diese Erlebnisse nur losen Zusammenhang. Immer bleibt es bemerkenswert, daß der Dichter, oder richtiger der Schriftsteller, im frühen Alter so manchen Personen nahe stand, die später als hohe Beamte oder ausgezeichnete Gelehrte sich einen Namen machten. Die Schärfe und Klarheit seines Blickes für politische und soziale Verhältnisse mögen nicht wenig dadurch gewonnen haben.

Wie lange die Verbindung der beiden Männer dauerte, läßt sich nicht feststellen. Nach einer gütigen Mitteilung, die auf Äußerungen Kellers zurückgeht, reichte sie nicht weit über das letzte der hier veröffentlichten Schriftstücke hinaus. Räumliche Entfernung und die mehr und mehr hervortretende Verschiedenheit der Sinnesart konnten einem dauernden Verkehr zwischen dem Dichter und dem preußischen Beamten nicht günstig sein. Hätte Keller nicht die drei Briefe sorgfältig aufgehoben, wer weiß, ob über „Hartmann vom Rhein" und sein Verhältnis zu Heine eine Nachricht auf uns gekommen wäre!

Die Briefe wurden mir in einer Abschrift von dem Herausgeber der „Deutschen Rundschau" bereits vor mehreren Jahren zugeschickt. Später erwarb Carl Meinert die Originale und gestattete, daß sie für den Druck verglichen würden. Ernst Elster, der mit gewohnter Freundlichkeit die Vergleichung übernahm, hat mich noch außerdem durch wertvolle Nachweisungen verpflichtet.

Zum Verständnis einiger Einzelheiten sei noch folgendes hier bemerkt. Am 4. April 1821 wurde Heine zu Berlin in der juristischen Fakultät immatrikuliert. Ende des Jahres konnte die erste Sammlung seiner Gedichte, welche Brockhaus früher zurückgewiesen hatte, in der Maurerschen Buchhandlung erscheinen. In das folgende Jahr fallen, neben zahlreichen Erzeugnissen der Prosa und Poesie, die „Briefe

aus Berlin" und die Abhandlung „Über Polen", letztere die Frucht einer Reise, welche Heine im August zum Besuch seines polnischen Freundes, des Grafen Eugen von Breza, unternahm. Die „Gedichte" machten Heines Namen sogleich in weiten Kreisen bekannt, erfuhren aber verschiedene Beurteilungen. Von den günstigen war für Heine keine wertvoller als die von Varnhagen im „Gesellschafter" vom 19. Januar und die von Immermann im „Kunst- und Wissenschafts-Blatt" Nr. 23 des „Rheinisch-westfälischen Anzeigers" vom 31. Mai 1822. Recht unangenehm berührte ihn dagegen ein Angriff im Brockhausschen „Konversationsblatt". In der Nummer 90 vom 18. April findet sich in einem „Im März 1822" überschriebenen „Briefe aus Berlin" zuerst die bissige Anmerkung: der Verfasser „überläßt die Beschreibung der Wirtshäuser und Cafés gerne andern, welche zu der Rolle physiognomischer Schildwachen und reflektierender Portiers in den Wein- und Kaffeestuben genug Geschick und Geduld haben und mit ihren Witzfragmenten gern nach der Speckseite des Honorars werfen," eine Bemerkung, die Heine nicht mit Unrecht auf die sehr eingehende Beschreibung derartiger Institute in dem ersten seiner „Berliner Briefe" bezog. Dann folgt nach Auslassungen über Schauspielkunst und über ein Trauerspiel von Uechtritz eine sehr unfreundliche Beurteilung der „jüngst erschienenen Heineschen Gedichte". Der Rezensent „kann sie nicht mit der Wärme des ‚Gesellschafters' und anderer Blätter empfehlen, ja er findet sie ziemlich ungenießbar." „Selbst die lyrische Poesie," so fährt er fort, „soll sich nicht so ganz in die Individualität des Dichters verfangen, daß man etwa nichts anders eben erfährt, als daß er gestern eine unruhige Nacht gehabt hat, und sich überhaupt sehr übel befindet, sehr blaß aussieht, und sich den Tod wünscht, seitdem ihm sein Liebchen den Abschied gegeben. Diese Gedichte verraten eine trübsinnige und verkehrte Ansicht des Lebens, die am wenigsten dem jungen, empfänglichen Gemüte wohl ansteht. Ich finde fast

überall Spuren schädlicher Einwirkungen von größeren Geistern aus, die sich nicht mit ihrer Melancholie begnügen und außer ihr noch etwas besitzen, das man sich nicht aneignen kann. Der Verfasser scheint sich besonders zu Byron hingeneigt zu haben; in seinen äußern Kunstformen und Sangesweisen ist auch ein Einfluß F. Rückerts sichtbar. Oft wird man an das altdeutsche Minnelied erinnert, daß wir jetzt nicht mehr nachahmen können. Ich glaube, nichts ist einem mäßigen Talente gefährlicher als einer fremden Genialität nachzueifern." Schließlich folgt noch der Rat, wenn sich der Dichter „gegen die Welt recht ordentlich ausschimpfen wolle, so möge er das immerhin in Frescosonetten thun, aber sich nur das große Publikum nicht zum Zeugen und Zuhörer nehmen." Dieser böse und boshafte Angriff bildet offenbar die eigentliche Veranlassung des ersten Briefes an Keller, vom 27. April. Heine ersucht den Freund, eine Erwiderung, mit welcher er selbst sich nicht befassen dürfe, in das „Konversationsblatt" einrücken zu lassen. Der Wunsch wurde jedoch, soweit ich sehe, nicht erfüllt, konnte auch bei der steigenden Anerkennung der „Gedichte" bald als überflüssig erscheinen. Selbst zwischen dem Dichter und dem Rezensenten scheint vorerst eine Art von Versöhnung erfolgt zu sein; denn in dem nächsten Briefe vom 15. Juni meldet Heine, „sein eigener Freund Köchy sei der Urheber der Rezension; er werde sich dadurch rächen, daß er ihn in dem nächsten Briefe aus Berlin tüchtig lobe." Wirklich heißt es in diesem Briefe (Bd. VII, S. 594), man dürfe von einer bevorstehenden Sammlung der Gedichte Köchys — die übrigens erst 1832 erschien — das höchste erwarten. Es lebe in ihnen „ein reines Gefühl, eine ungewöhnliche Zartheit und eine tiefe, durch keine Bitterkeit getrübte Innigkeit, mit einem Worte echte Poesie".

Noch am 24. Dezember nennt Heine in einem Briefe an Immermann den zweideutigen Genossen seinen Freund; erst 1823 kam es zum Bruche. In einem Briefe an Moses Moser vom 30. September spricht Heine die Überzeugung aus,

daß Köchy „aus Poetenneid in Braunschweig das Ausgepfiffenwerden des ‚Almansor' eingeleitet oder wenigstens angeregt habe". Die hier mitgeteilten Ausfälle gegen die „Gedichte" und die auch sonst hervortretende Sinnesart Köchys lassen den Verdacht keineswegs als unberechtigt erscheinen. Der nicht unbegabte, aber unbeständige, vielgeschäftige Mann war am 26. Oktober 1800 zu Braunschweig geboren, lebte wechselnd als Schriftsteller, Advokat, Theaterdichter und -Direktor in seiner Vaterstadt und starb erst im Mai 1880 zu Leipzig.

Wenn Heine, was man einem jungen Autor nicht verübeln darf, für die gute Aufnahme seiner „Gedichte" sich bemühte, so hat er dagegen über die beiden Prosawerke ein beinahe vernichtendes Urteil nicht allein ausgesprochen, sondern sogar selbst in Vollzug gesetzt. Von den „Briefen aus Berlin" wurden nur kurze Bruchstücke in die erste Ausgabe der „Reisebilder" aufgenommen; in den späteren Ausgaben fielen sie ganz weg. Auch die Schrift „Über Polen" erschien bei Lebzeiten Heines nur einmal im „Gesellschafter" vom 17.—29. Januar 1823, noch dazu von dem Herausgeber Gubitz und der Zensur durch Zugaben und Abstriche „auf schändliche Weise" verunstaltet. Aber der Plan einer Umarbeitung für die „Reisebilder" wurde aufgegeben und erst 1852, als es sich um die Gesamtausgabe der Werke handelte, wieder in Erinnerung gebracht. Man begreift, daß die „Briefe aus Berlin" als ein ungereiftes Jugendwerk von dem Autor bald nicht mehr als echte Kinder anerkannt wurden. Schon die beinahe überschwängliche Devotion vor allem, was dem Hofe oder dem königlichen Hause angehörte, war der mehr und mehr hervortretenden Sinnesrichtung Heines durchaus widersprechend. Gleichwohl bilden sie in seiner literarischen Entwicklung keine unwichtige Stufe. Die Vorzüge wie die Unarten der „Harzreise" und der spätern „Reisebilder" lassen sich beinahe ohne Ausnahme darin erkennen. Obwohl im ganzen harmlos und selbst in den ironischen Stellen ohne

Bitterkeit, verwickelten sie doch den Verfasser in allerlei Unannehmlichkeiten. Der von Heine neben „Hartmann vom Rhein“ erwähnte Baron von Schilling nahm die Anspielung auf seine eleganten Manieren und sein kurländisches Lispeln, dazu eine mißverstandene Stelle zu Anfang des zweiten Briefes so übel auf, daß es beinahe zu einer Herausforderung gekommen wäre. Heine veröffentlichte deshalb in dem „Bemerker“, der Beilage zum 85. Blatt des Berliner „Gesellschafters“ vom 29. Mai 1822, eine vom 3. Mai datierte Erklärung, welche jede Absicht einer Kränkung in Abrede stellte. Der Baron wurde aber dadurch nicht versöhnt, noch in späteren Jahren suchte er durch boshafte Rezensionen und Parodien Heinescher Gedichte seinem Grolle Ausdruck zu geben. Andererseits bot die Schilderung der Hauptstadt auch Gelegenheit, befreundeten Personen sich dankbar zu erweisen. Elise von Hohenhausen las gewiß mit Vergnügen die Worte, welche Heine ihr gewidmet hatte. Die „schöne Frau“, die „treffliche Übersetzerin“ war mit ihrem Gemahl, dem Freiherrn Leopold von Hohenhausen, zwei Jahre früher aus Minden nach Berlin gekommen. In ihrem Hause eröffnete sich für Heine ein Kreis anregender Geselligkeit, der in den folgenden Briefen vorzugsweise Erwähnung findet, wahrscheinlich weil auch Keller sich darin heimisch fühlte. Elise war die Tochter des hessischen Generals von Ochs; darin liegt wohl der Grund, daß Heine auch den Freiherrn mit diesem für wohlfeile Scherze so leicht sich darbietenden Namen bedenkt. Frau von Hohenhausen beschäftigte sich damals insbesondere mit Übersetzungen aus dem Englischen; 1822 ließ sie Walter Scotts „Ivanhoe“, 1825 Byrons „Kain“ erscheinen. Daß sie Heine als Geistesverwandten Byrons nannte, war dem jungen Dichter besonders schmeichelhaft*). Auch Eduard Gans, der Wider-

*) Eine Schilderung ihres Kreises gaben Elise von Hohenhausen und ihre begabte (in hohem Alter 1899 zu Berlin verstorbene) Tochter im „Magazin für die Literatur des Auslandes“, 1853, Nr. 34, nach einem Besuche bei dem „kranken Dichter“ in Paris.

facher Savignys, der Bewunderer Hegels, verkehrte bei ihr. Es muß auffallen, wenn Heine in dem Briefe vom 1. September angibt, er habe Gans erst einige Wochen vor seiner Abreise nach Polen, also im Sommer 1822, kennen lernen; denn manche Umstände scheinen auf einen früheren Zeitpunkt hinzuweisen. Die „Briefe aus Berlin“ sind voll von kecken oder frechen Ausfällen gegen den berühmtesten Rechtslehrer der Hochschule, und bei dem schroffen Gegensatz zwischen Savigny und Gans konnte man vermuten, der letztere habe auf Heines Ausdrucksweise einen unmittelbar persönlichen Einfluß ausgeübt. Jetzt erweist sich diese Annahme als unzulässig. Von Heines Kenntnissen scheint Gans eine recht günstige Meinung gehegt zu haben; das Anerbieten, eine staatswissenschaftliche Zeitschrift im Vereine mit ihm herauszugeben, hat nichts Unglaubliches. Aber der Plan gelangte ebensowenig zur Ausführung, wie Heines Absicht, einen Lehrstuhl für mittelalterliche Geschichte zu erobern. Erst 1827 begründete Gans die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“, eine philosophische Zeitschrift zugunsten der Hegelschen Schule.

In dem dritten Briefe vom 1. September aus Gnesen wird jene Angelegenheit ausführlich besprochen. Daneben findet man Anklänge an den Aufsatz über Polen, die jedoch keiner Erläuterung bedürfen. Es sei nur noch erwähnt, daß der von Heine in dem genannten Aufsatze (Bd. VII, S. 214) freundschaftlich gepriesene, von Gutzkow in den „Rückblicken auf mein Leben“ (Berlin 1875, S. 89—99) halb wohlwollend, halb boshaft als Karikatur gezeichnete Professor Julius Max Schottky nicht, wie bei Gutzkow und an anderen Orten angedeutet wird, im Zuchthaus gestorben ist. Er war 1794 in Kupp bei Oppeln geboren, später Professor der Literaturgeschichte und deutschen Sprache in Prag und München, ein leidenschaftlicher Sammler, wenig wählerisch und, wie man behauptet, fremdes Eigentum nicht immer sorgfältig achtend, aber wirklich verdient um die Kenntnis der österreichischen Volkspoesie und des niederösterreichischen Dialekts. Im Jahre

1848 erhielt er eine Stelle bei der „Rheinischen Volkshalle“ in Köln und endete als Redakteur der „Saar- und Moselzeitung“ nach Ausweis der Zivilstandsregister am 2. April 1849 in Trier. Ein Schlagfluß hatte ihn getötet, während er mit einer Übersetzung aus dem Französischen beschäftigt war.

I.

Ein Bogen in Quart, zwei Seiten beschrieben; die vierte Seite dient als Umschlag und trägt die Adresse:

Sr. Wohlgeboren dem Herrn Regierungs-Referendarius Keller,
Wilhelmsplatz Nr. 15 in Potsdam.

[Das Siegel zeigt ein gekröntes Wappen mit dem Buchstaben H.]

An Hartman vom Rhein*), ehemaliger Westfalensenior, jetzt Mitglied der Gesellschaft zur Verbreitung der Vernunft, Repräsentant des gesunden Menschenverstandes, Sprecher für Gewerbefreiheit ꝛc., Lichtritter ꝛc. ꝛc., sowie auch Regierungs-Referendarius zu Potsdam.

Wie enuyiren sich Ew. Wohlgeboren in Potsdam? Könnens wohl glauben, daß mir Ihre Abwesenheit oft sehr merkbar wird. Ich werde Sie recht bald dort besuchen. Es zieht mich sehr nach Potsdam, da ich dort auch eine Geliebte habe. Es ist eine von den Marmorstatuen, die zu Sanssouci auf der Terrasse stehen**). Ich werde Ihnen auch Ihren Anzeiger mitbringen, sowie auch eine Tasche voll Berliner Neuigkeiten. Von Schulz hab ich Brief gehabt, er ist ganz in Alterthumsforschungen versunken. Mein zweiter Brief aus B[erlin] wird Ihnen schon zu Gesicht gekommen sein; ich wünsche, daß er Ihren Beifall etwas mehr gewinne als der erste. Alles, was wir schreiben, ist ja meistens gerichtet an diejenigen, in deren Nähe wir leben. Wenn Sie dort

---

*) Die vier ersten Worte sind in Fraktur geschrieben.

**) Ein merkwürdiger Vorklang der Erzählung von der jugendlichen Liebe zu der Marmorstatue in den „Florentinischen Nächten“, I (Bd. IV, S. 325 ff.).

das Brockhausische Conversationsblatt lesen, so werden Sie finden, daß Jemand in einer Correspondenz aus Berlin auf meinen ersten Brief und „die reflectirende Portiers in Wein- und Kaffeehäusern und ihre phisionomische Bemerkungen“ gestichelt, und meine armen, unschuldigen Gedichte mit grimmiger rancune ausgehunzt hat. Daß letztere ausgehunzt zu werden verdienen, das weiß ich selbst, aber daß jenes Aushunzen nicht ohne Gründe, und bloß von einigen nichtssagenden Redensarten unterstützt, geschehen darf, das weiß ich auch, und ich wünschte sehr, daß jener Aushunzer sich auf eine wirkliche Beurtheilung meiner Gedichte einlassen möge.

Sie würden mich sehr verbinden, lieber Keller, wenn Sie mir dazu behülflich sein wollten und folgende Anfrage in das Brockhausische Conversationsblatt einrücken ließen:

> „Der Verfasser des Briefes aus Berlin vom 18. April in Nr. 90 dieses Blattes wird ersucht, die einfachen Fragen zu beantworten: Ist Poesie in Heines Gedichten? Und wenn sie denn so ganz ung[en]ießbar sind, warum werden sie denn von so Vielen genossen?“

Wenn Sie diese Anfrage mit Ihrer eigenen Chiffre unterzeichnen wollten, so wäre es mir gewiß sehr lieb. Tragen Sie indessen Bedenken, das zu thun, lieber Keller, so setzen Sie das erste beste noch ungebrachte Zeichen darunter*). Ich möchte nicht den Schein tragen, als hätte ich von jenem Ausfall Notiz genommen, und habe dennoch höchst wichtige Gründe, obige Frage beantwortet zu sehen. Sie thun mir einen großen Gefallen.

Der Ochs befindet sich gesund und wohl, stößt noch hie und da mit den Hörnern; aber wo man einen Hörnerstoß bekömmt, weiß man gleich, daß er vom Ochsen herrührt**) . .

---

*) Im „Konversationsblatt“ wurden die Artikel nicht mit Buchstaben, sondern mit Zahlen und von ein und demselben Verfasser nicht immer mit denselben Zahlen unterzeichnet.

**) Der folgende kurze Satz ist nur durch Punkte angedeutet.

Hier ist Alles still, bis auf die C[abinets] Ord[re]*). Der König hat zwei neue Köche bekommen; der eine heißt Louis, bekömmt 600 Thaler mehr als ein Geheimer Regierungsrath und macht ganz süperbe Aufsätze. Wenn Sie hier Aufträge für mich haben sollten, so wäre es meine Freude, sie pünktlich auszurichten. Meine Adresse ist: H. Heine aus Düsseldorf, stud. juris. Leben sie wohl und behalten Sie mich lieb.

Ihr Freund

Berlin, den 27. April 1822. H. Heine.

II.

Ein Bogen in Quart, 2 1/2 Seiten beschrieben, die vierte trägt als Umschlag die Adresse:

Herrn Keller aus Werden, königl. preußischer Regierungsreferendarius in Potsdam.

Mon cher Hartmann du Rhin!

Berlin, Juin 15. 1822.

Ich bin wirklich ein Flegel, daß ich auf Ihre zwei lieben Briefe noch nicht geantwortet. Ich wäre längst nach Potsdam gekommen, wenn ich nicht gar zu sehr litte an meinen gewöhnlichen Kopfschmerzen, die mir fast das Schreiben erschweren. Ich denke aber doch, Sie bald dort zu bekneipen. Über die hiesigen Hochzeitsfeierlichkeiten werden Sie im Anzeiger wenig lesen**). Mein dritter Brief, den ich zur Hälfte gestern erst abgeschickt, wird sehr mager an Notizen ausfallen. Außer dem Benzenbergschen Witz hatte mir Schulz im vorigen

*) Unzweifelhaft eine der auf Brockhaus bezüglichen Kabinetsorders, wahrscheinlich die vom 9. Dezember 1821, welche gerade im April 1822 infolge der von Brockhaus eingereichten Denkschrift Gegenstand der Unterhaltung werden mußte.

**) Es handelt sich um die Vermählung der Prinzessin Alexandrine mit dem Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin, welche in dem dritten, ursprünglich vom 7. Juni datierten „Briefe aus Berlin" sehr eingehend beschrieben wird (Bd. VII, S. 183, 584 fg.).

Briefe wenig gestrichen. Ueber den zweiten Brief wär ich schier in öffentlichen Federkrieg gerathen mit den Baron v. Schilling (der jetzt Schulden halber auf der Vogtei sitzt), und ich habe ihm erklärt, daß ich ihn in jenem Briefe nicht beleidigen wollte. Der Ausfall gegen mich im Conversationsblatt war von einem meiner Freunde, Namens Köchy, und Alles, was ich dagegen thun werde, ist: daß ich diesen jungen Mann im dritten Briefe tüchtig lobe. Wahrhaftig, das thu ich.

Ich hatte an Schulz geschrieben, daß meine Gedichte wegen der Anzeigerschen Correspondenz gemißhandelt worden, und habe dadurch erlangt (o vanitas), daß ich im Anzeiger gepriesen wurde. Die Recension von Immermann hat mich fast zu Thränen gerührt. Ich stutze würklich, daß man mich in Münster am tiefsten begriffen. Ueberhaupt die Empfänglichkeit, die meine Landsleute für meine geringe Talente gezeigt, und die Gründlichkeit, womit man dieselben beurtheilt, hat mich sehr gefreut; um so mehr, da hier alles Gefühl täglich mehr abgestumpft wird und die Recensenten fast die Schriftsteller an Flachheit übertreffen. — Schlumberg und Stuhr seh ich wenig. Letzterer hat sich nicht todtgeschossen*). Ich gehe wenig aus. Bei dem Ochs seine

*) Über Schlumberg weiß ich nichts zu sagen. Das „Bücherlexikon" von Heinsius erwähnt nur einen Schlumberger, der 1834 ein Drama: „Leutnant von Katt oder des Kronprinzen Flucht" veröffentlichte. Der von Heine neben Schlumberg Genannte ist unzweifelhaft Peter Feddersen Stuhr, geboren zu Flensburg am 28. Mai 1787. Als Ulan und Offizier machte er die Freiheitskriege mit, war dann einige Zeit Sekretär der Militärstudien-Kommission, seit 1821 Privatdozent, seit 1826 außerordentlicher Professor in Berlin, wo er am 13. März 1851 starb. Zahlreiche Bücher und Abhandlungen über Geschichte und Religion aller Zeiten und Völker sind von ihm verfaßt. Ein geistreicher Sonderling, machte er sich nach dem Zeugnis eines jüngeren Freundes — Meyer von Waldeck in der „Allgemeinen Deutschen Biographie", Bd. XXXIII, S. 741 — auch durch eine leidenschaftliche, öffentlich zur Schau getragene Liebesneigung für die überaus anmutige Prinzessin Alexandrine zum Stadtgespräch. „Wo die hohe

Frau war ich lange nicht. Den Ochsen seh ich oft in der Börsenhalle. Dort pflegt er Excerpten aus dem Anzeiger zu machen. Gegen das, was über mich gesagt worden, wird er gewiß einen Witz loslassen. Er will durchaus das poetische Gleichgewicht in Westfalen erhalten. Er ärgert sich über die gottlosen Gedichte, die ich jetzt im Gesellschafter abdrucken lasse. Ihr Heft des Anzeigers habe ich ihm vor sechs Wochen gegeben. Haben Sie es noch nicht zurück? — Hier ist Alles todtstill. Der Diplomat ist, wie vorauszusehen war, exgekniffen und hat viele Schulden hinterlassen. — Das Censuredict gegen Brockhaus ist erneuert*). Ihr Aufsatz über Baranthe steht im neusten Heft des Hermes**). — Hier ist man für Fonk, wie Sie wohl denken können. Ich hoffe, daß mein Brief richtig ankomme, denn Ihre Adresse hab' ich wieder vergessen. Ich bin wieder aufs Neue ausgezogen und wohne: Mauerstraße Nr. 51. — Nicht wahr, ich habe heute keine Mädchenhandschrift?

Leben Sie wohl, lieber Keller, und behalten Sie mich in gutem Andenken. Ich bin,

alter Westfalensenior, Ihr Freund und Landsmann

H. Heine.

Dame sich öffentlich zeigte, folgte ihr in ehrerbietiger Entfernung der schwarz gekleidete junge Dozent." Darauf bezieht sich, wenn ich nicht sehr irre, die scherzhafte Äußerung Heines. Wahrscheinlich hatte man dem enthusiastischen Bewunderer zugemutet oder wenigstens von ihm erwartet, daß er nach der Vermählung seiner Angebeteten das Beispiel Werthers befolge.

*) Durch die oben S. 226 erwähnte Kabinetsorder vom 18. Mai.

**) Der „Hermes" enthält im vierten Heft des Jahrganges 1821, S. 197 ff. einen Aufsatz über die Schrift: „Des Communes et de l'aristocratie par Mr. de Barante", Paris 1821, der A–s–l unterzeichnet ist. Im Jahrgange 1822 finde ich keinen Aufsatz, auf welchen Heines Worte sich beziehen könnten. — Fonk war der Angeklagte in dem berufenen rheinischen Kriminalprozeß, der auch in den „Briefen aus Berlin" (Bd. VII, S. 591) und im „Literarischen Konversationsblatt" sehr eingehend besprochen wird.

III.

Ein Bogen in Quart, $3\frac{1}{2}$ Seiten beschrieben, keine Adresse:

Gnesen, den 1. September 1822.

Mein braver, wackerer Hartman vom Rhein!

Sie werden sich wundern, einen Brief aus Polen von mir zu erhalten. Wenn ich auch lange gesäumt habe, Ihren letzten, lieben Brief zu beantworten, so habe ich nichtsdestoweniger oft an Sie gedacht; ja, um so öfter, da ich mir täglich Vorwürfe machte, Ihnen noch nicht geschrieben zu haben. Von einem Tag zum andern wurde ich an der Nase herumgeführt von Jemand, der mir das von Ihnen verlangte Blatt der gelehrten Göttinger Anzeigen verschaffen wollte, und mittlerweile, vor vier Wochen, reiste ich ab von Berlin. — Ich sollte nach Dresden und Töplitz reisen, um meine Gesundheit herzustellen. Aber meine wilde Natur trieb mich nach den Wäldern Polens. Ich wollte das Land kennen lernen und einige befreundete Polen wiedersehen. Das Land ist abscheulich; einen melancholischen Anblick gewähren die polnischen Dörfer, wo der Mensch wie das Vieh lebt. Ja, liebster Doctrinär, mir wurde gar wehmüthig zu Muthe, als ich jene Resultate einer ausgebildeten Aristokratie, der elende Zustand der polnischen Bauern, betrachtete. Daß es in unserm geliebten Deutschland nie zu einem ähnlichen Zustand, zu einem Rückfall ins Mittelalter, kommen wird, dafür bürgen mir die vielen Kämpfer für Recht und Wahrheit, deren eiserne Stimmen noch überall erschallen, dafür bürgen mir Männer wie der Doctrinär von der rothen Erde, der, ein strenger Gotteswärtel im großen Natursaal, Jedem seinen rechtmäßigen Platz anweist, den wurmartig zertretenen Mauschel auf die Menschenbank hinauf hilft, und den lachenden Zünftler von seinem mit weichen Privilegien gepolsterten Faulsitz herunter peitscht.

Aber die Menschen in Polen sind gut. Der Edelmann ist wacker und brav, er verdient, daß man ihn achte. Deutsche, die Polen durchreist haben und ein entgegengesetztes Urtheil nach Deutschland mitgebracht, haben gewöhnlich die Polen durch die deutsche Brille betrachtet, oder sie trugen Nationalvorurtheile in der Brust.

Ich schwärme in dieser Gegend hin und her. Morgen reise ich wieder nach Posen, um einige Alterthümer und die Copien altdeutscher Manuscripte, die Professor Schotky von Wien mitgebracht, nochmals zu beschauen. In drei bis vier Wochen bin ich wieder in Berlin. Ich habe noch immer den festen Vorsatz, Ihnen einen Besuch in Potsdam zu machen. — Dr. Schulz schrieb mir vor vier Wochen, daß er October in Berlin sein wird. Wenn Sie, lieber Keller, ihm diese Tage schreiben, so schreiben Sie ihm, daß ich jetzt in Polen mich herumtreibe, aber October wieder in Berlin bin; ich vergaß, ihm dieses anzuzeigen, und werde ihm erst in vier Wochen schreiben. Nächsten Winter gedenke ich noch in Berlin zuzubringen. Meine Studierzeit, drei Immatriculationsjahre, ist zerronnen. Aber ich glaube, daß mir noch einige Jahre zugesetzt werden. Ich werde diese Zeit dem Quellenstudium der mittlern Geschichte widmen. Ich hoffe, später im Stande zu sein, den Katheder zu besteigen und der unmündigen Jugend die Vorzeit im Lichte der Wahrheit zu zeigen. Ich hoffe, daß Ew. Wohlgeboren in einigen Jahren eine bessere Meinung von mir gewinnen, als diejenige dubiöse Meinung ist, welche Hochdieselben vorig Jahr von mir zu hegen geruheten. — Mit der edlen Poeterei beschäftige ich mich noch sehr viel. Ich hoffe, bald etwas aufs Theater zu bringen; nicht in Berlin. Diesen Winter erst wird wieder ein Band Dichtungen von mir in Druck erscheinen. Von allen Seiten vernehme ich, wie viel über mich (als Dichter) raisonirt worden und wird. Ob man mich lobt oder tadelt, es rührt mich nicht, ich gehe meinen strengen Weg, den ich mal als den besten erkannt habe. Einige sagen, er führt mich in den

Dreck, Andere sagen, er führe mich nach dem Parnaß, wieder Andre sagen, er führe direct in die Hölle. Gleichviel, der Weg ist neu, und ich suche Abenteuer. Aber gerührt hat mich doch die Liebe, womit meine Landsleute mich aufgenommen. Wahrlich, ich bin besser behandelt, als ich es verdiene.

Die Ochs befindet sich wohl; sie ochst. Sie hat Scott's Ivanhoe längst fertig, und derselbe wird nächstens erscheinen. Mit Byron treibt sie noch immer geistig Unzucht. Was Sie, lieber Keller, in Ihrem Briefe über Byron sagen, ist sehr schön gesagt. Aber man klopft den Rock, und des Freundes Buckel fühlt die Schläge. Arbeiten Sie noch viel am Brockhausischen Conversationsblatte? Schreiben Sie viel? Ich hätte Ihnen einen Vorschlag zu machen. Einige Wochen vor meiner Abreise von Berlin lernte ich den Dr. Eduard Gans kennen und fand in ihm einen braven, rüstigen, jungen Mann, der in jeder Hinsicht meine unbeschränkte Achtung verdient und der gewiß mehr werth ist, als alle jene Herren, die ihn, den Mosaisten, aus christlicher Liebe gehörig anfeinden. Seine Tüchtigkeit der Gesinnung setze ich fast höher als die Gelehrsamkeit, wovon er öffentliche Beweise gegeben, und die, so viel ich das Wissen eines Menschen zu beurtheilen vermag, nicht vom gewöhnlichen Schlag ist, da Dr. Gans gründliche Kenntnisse besitzt, mit scharfem Selbstdenkerblick in die Wissenschaften eindringt und überall überraschend neue und gute Ansichten zu Tage fördert. Gans hat, weil ich vielleicht wenig Blößen gegeben, eine zu günstige Meinung von meiner Gelehrsamkeit, und machte mir den Vorschlag, mit ihm und noch einigen Anderen eine Berliner kritische Zeitschrift für Rechts- und Staatswissenschaft herauszugeben; indem er mir, bei dem fühlbaren Mangel einer wirklichen Literatur-Zeitung in Berlin, das Gedeihen einer solchen Zeitschrift wahrscheinlich machte, und sich erbot, für Verleger rc. zu sorgen, so daß ich bei der Sache nichts zu riskiren hätte, als einige Recensionen staatswissenschaftlicher Werke. Wie Sie es von meiner Ehrlichkeit erwarten können, lieber Keller,

gestand ich ihm, wie wenig zu einem solchen Vorhaben meine Kenntnisse hinreichend sein möchten, und ich versprach ihm, Sie, den tüchtigen Staatswissenschaftler, für dieses Unternehmen zu gewinnen. Ich bitte Sie daher, mir Ihre bestimmte Gesinnung darüber zu erkennen zu geben. Im Fall Sie meinen Antrag, Mitherausgeber jener projectirten Zeitschrift zu sein, genehmigen, so wünscht Gans, daß Sie mir bald melden, welche Federn Sie als Mitarbeiter der Zeitschrift zu gewinnen gedächten, und überläßt diese Bestimmung gänzlich Ihrem Gutdünken. Er seinerseits wird Ihnen anzeigen, welche Mitarbeiter Er besorgen konnte. Ich wünschte, daß ich bei meiner Zurückkunft in Berlin Ihre Antwort über diesen Gegenstand vorfände. Adressiren Sie Ihre Antwort,

an den stud. juris H. Heine,
Abzugeben an den Dr. Eduard Gans in Berlin.

Wenn Sie unterdessen nach Berlin kämen und mit Gans selbst über meinen Antrag sprechen wollten, wär mir noch lieber. Er wohnt auf der neuen Friedrichstraße, ich glaube 48.

Meine Gesundheit ist noch immer in schlechtem Zustande; meine Reise wird mich wahrscheinlich nicht auf den Strumpf gebracht haben. — In meinem dritten Briefe aus Berlin ist auf unverzeihliche Weise geschnitten worden. Schulz schreibt, es sei die Censur gewesen. Nicht allein, daß jener Brief, die Spuren meiner krankhaften Stimmung tragend, unerquicklich ausfiel, mußte die Censurscheere noch verursachen, daß ich Unsinn sprach. — Ich werde schwerlich mehr als zwei Briefe noch schreiben. — Leben Sie recht wohl, wackerer Keller, halten Sie mich lieb, und sein Sie überzeugt, daß ich mit Leib und Seele bin Ihr Freund

H. Heine.

XIII.

Wann ist Heinrich Heine geboren?

Wann ist Heinrich Heine geboren? So werden viele in diesem Monat*) fragen und sich wundern, daß man für einen so oft genannten Dichter der Neuzeit keine bestimmte Antwort geben kann. Es fehlen eben für ihn die wirksamsten Mittel, einen Geburtstag festzustellen. Zivilstandsregister gab es zu Ende des 18. Jahrhunderts noch nicht, in die christlichen Kirchenbücher konnte Heine nicht eingetragen werden, die jüdischen Gemeinderegister wurden in Düsseldorf, die Heineschen Familienpapiere in Hamburg durch Feuersbrunst zerstört. Im Jahre 1809 reichte der Rabbiner Scheuer auf amtliche Aufforderung ein Verzeichnis der in Düsseldorf von 1797—1808 geborenen Judenkinder ein, aber mit Recht spricht Ernst Elster demselben jede Bedeutung ab**). Es ist so unvollständig, daß es nur dreißig Namen enthält, und gerade für Heines Geschwister so fehlerhaft, daß es offenbar nur aus dem Gedächtnis verfaßt wurde. „Hery Heines" Geburt wird in den Februar 1798 verlegt; dies Jahr kann aber aus anderen Gründen gar nicht in Betracht kommen. Ebenso wenig das Jahr 1800; denn wenn Heine sich in den „Bädern von Lucca" die oft wiederholte Äußerung in den Mund legt, er sei in der Neujahrsnacht 1800 geboren und deshalb einer

*) Dezember 1897.

**) E. Elster, Zu Heines Biographie (in Seufferts „Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte", Bd. IV, S. 473. Weimar 1891). Der Aufsatz bietet eine sorgfältige Zusammenstellung der auf Heines Geburtstag bezüglichen Daten.

der ersten Männer des neuen Jahrhunderts, so handelt es sich offenbar um einen Scherz.

Das älteste amtliche Zeugnis über Heines Geburtsjahr findet sich in dem von mir veröffentlichten Protokoll einer Verhandlung vor dem akademischen Gericht zu Bonn vom 26. November 1819, in welchem dem studiosus juris Harry Heine ein Alter von neunzehn Jahren — also das Geburtsjahr 1799 — beigelegt wird*). Das Jahr 1799 mit dem Monatstage des 13. Dezembers erscheint dann in dem Taufzeugnis vom Juni 1825, und wenn in dem Eheschein vom 31. August 1841 als Geburtstag der 31. Dezember 1799 genannt wird, so darf man die Abweichung des Monatstages wohl als Schreibfehler betrachten. Auf das Taufzeugnis hat sich Heine selbst zweimal berufen: in Briefen an Saint-René Taillandier vom 3. November 1851 und an seine Schwester Charlotte vom 16. Juli 1853**). Der Brief an die Schwester beweist, daß seine Angehörigen — kein sehr seltener Fall — über seinen Geburtstag in Ungewißheit waren; so wird auch der Geburtstag Annettens von Droste einmal von ihrer eigenen Mutter vom 10. auf den 12. Januar 1797 verlegt. — Aber beide Briefe lassen erkennen, daß Heine damals den 13. Dezember 1799 als Geburtstag wollte angesehen wissen. Dem entspricht es, daß er in seinen letzten Schriften selbst von dieser Annahme ausgeht, wenn er in den „Geständnissen" (1854) erwähnt, er sei im letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts geboren und habe als zweiundzwanzigjähriger junger Mensch Hegels persönliche Bekanntschaft gemacht; ferner, wenn es in den „Memoiren" heißt, er sei schon im dreizehnten Jahre auf dem Düsseldorfer Lyzeum mit den liberalen religiösen Anschauungen des Rektors Schallmeyer vertraut gewesen***).

*) Vgl. oben, S. 54.

**) Karpeles, H. Heines gesammelte Werke. Bd. IX, S. 401, 447. Berlin 1887.

***) Heinrich Heines sämtliche Werke von Ernst Elster. Bd. VI,

Diesen gegenüber steht aber eine Reihe anderer Zeugnisse für das Jahr 1797. Von Heine selbst. Denn die in seinem Promotionsgesuch vom 16. April 1825 angegebene Zahl des Geburtsjahres 1779 erklärt sich am leichtesten als verschrieben für 1797. In einem Briefe vom 20. Oktober 1821 an Friedrich Raßmann, den Herausgeber des „Rheinisch-westfälischen Musenalmanachs", bittet Heine, ihm in den Zusätzen zum Namensverzeichnis der Autoren das Alter von vierundzwanzig Jahren zu geben. Dies Alter wird denn auch in den von Heines genauem Freunde J. B. Rousseau 1824 und 1825 herausgegebenen Zeitschriften: der „Agrippina" und der „Rheinischen Flora" genannt und zudem von zwei Jugendfreunden Heines, dem Dr. Joseph Neunzig und dem Stadtrat Prag aus Düsseldorf, sowie dem Universitätsfreunde Friedrich Steinmann bestätigt*). Infolgedessen ist es auch in die meisten biographischen Artikel übergegangen, ohne daß Heine Widerspruch erhoben hätte.

Es findet sich also auf beiden Seiten eine beinahe gleichwiegende Zahl von Zeugnissen; daher sind auch die Meinungen bis auf die neueste Zeit geteilt geblieben. Strodtmann hatte sich in beiden Auflagen seiner Biographie für 1799 entschieden; erst 1877 in einem Aufsatz der „Deutschen Rundschau" über die Mutter Heines**) hat er, auf den wenig bedeutenden Grund, daß die Verehelichung der Eltern schon zu Anfang 1797 erfolgt sei, sich dem 13. Dezember 1797 zugeneigt. Auch Elster gibt in dem oben erwähnten Aufsatze und in Heines Biographie diesem Tage den Vorzug, während Maximilian Heine und Proelß mit anderen für den 13. Dezember

S. 32, 47; Bd. VII, S. 461. Leipzig, Bibliographisches Institut (ohne Jahr). Diese vortreffliche, mit musterhafter Sorgfalt bearbeitete Ausgabe teilt leider mit Heine das Mißgeschick, daß man über ihr Geburtsjahr im Ungewissen bleibt.

*) Adolf Strodtmann, H. Heines Leben und Werke. Zweite Auflage. Bd. I, S. 676. Berlin 1873.

**) „Die Mutter H. Heine's nach ihren Jugendbriefen geschildert" („Deutsche Rundschau", 1877, Bd. XII, S. 86).

1799 eintreten. Sie haben gewissermaßen den Vorteil des Besitzstandes, da sie sich auf Heines letzte Willensäußerungen, insbesondere auf den schon erwähnten Brief an Saint-René Taillandier berufen können. Heine sagt darin: „Je me borne à vous dire que la date de ma naissance n'est pas trop exacte dans les notices biographiques sur mon compte. Entre nous soit dit, ces inexactitudes semblent provenir d'erreurs volontaires qu'on a commises en ma faveur lors de l'invasion prussienne, pour me soustraire au service de Sa Majesté le roi de Prusse . . En regardant mon acte de baptême, je trouve le 13 décembre 1799 comme date de ma naissance. La chose la plus importante, c'est que je suis né."

Gerade diese Stelle ist es aber, welche mir bei genauerer Erwägung den stärksten, ja, den überwiegenden Grund für das Jahr 1797 an die Hand gibt. Denn zunächst bringt sie deutlich genug zum Verständnis, daß Heine eigentlich kein Datum, auch nicht das ausdrücklich genannte des 13. Dezembers 1799, als das allein richtige bestätigen will; er sagt nur: „Ich finde es in meinem Taufzeugnis." Dazu kommt aber noch das Geständnis, die Eltern hätten seinen Geburtstag absichtlich unrichtig angegeben, um ihn dem preußischen Militärdienst zu entziehen. Heines Angabe ist gewiß nicht aus der Luft gegriffen; sie wird bestätigt, wenn man in dem Briefe an die Schwester liest: „In den Düsseldorfer Archiven kann das Datum meiner Geburt nicht richtig angegeben sein, aus Gründen, die ich nicht sagen will." Schon beim ersten Anblick spricht sie für das frühere Jahr; denn es ist gar nicht abzusehen, warum man dem jungen Heine, um ihn dem Militärdienst zu entziehen, ein höheres Alter hätte geben sollen, als ihm zukam. Es fragt sich aber: wann fand sich eine dringende Veranlassung, ihn jünger zu machen? Bisher hat man im Anschluß an die Worte „lors de l'invasion prussienne" an das Jahr 1815 und den neu ausgebrochenen Krieg gegen Frankreich gedacht und angenommen, der für

Napoleon begeisterte Vater habe seinen Sohn durch Fälschung seines Geburtsjahres von der Pflicht, in den Krieg zu ziehen, befreien wollen. Werfen wir einen Blick auf die Verhältnisse jener Zeit.

Am 5. April 1815 nimmt Friedrich Wilhelm III. von Wien aus von den rheinischen Provinzen Besitz und erklärt an demselben Tage, das Gesetz über die Wehrverfassung vom 3. September 1814 werde dort in Kraft treten. Nach § 1 dieses Gesetzes beginnt die Verpflichtung zur Verteidigung des Vaterlandes nach Vollendung des zwanzigsten Jahres und nach § 5 besteht das stehende Heer aus der jungen Mannschaft vom zwanzigsten bis fünfundzwanzigsten Jahre. Daneben wird in § 13 noch ein Landsturm aus rüstigen Jünglingen vom vollendeten siebzehnten Jahre an erwähnt, er tritt aber nur im Augenblick, wenn ein feindlicher Einfall die Provinzen überzieht, zusammen. Demgemäß erklärt auch die Proklamation an die Rheinländer vom 5. April, man werde zwar das stehende Heer und die Landwehr einberufen, den Landsturm aber nur, wenn die Nähe der Gefahr es erfordern sollte. Erst in einem neuen Aufruf aus Wien vom 15. Mai wird angekündigt: das stehende Heer und die Landwehr zögen außerhalb der preußischen Grenzen in den Krieg, deshalb solle, um die Ordnung im Innern zu sichern, der Landsturm einberufen werden. Es wäre danach allerdings möglich, daß Heines Eltern, wenn eine Aufforderung zum Eintritt in den Landsturm an ihn ergangen wäre, ihren Sohn durch Angabe eines jüngeren Alters hätten befreien wollen. Aber es scheint mir — leider sind authentische Urkunden aus jener Zeit nur selten erhalten — wenig wahrscheinlich, daß die Organisation des Landsturms in der kaum in Besitz genommenen Provinz während der wenigen Wochen der Gefahr so weit zur Ausführung gekommen wäre, daß man die Eltern eines Lyzealschülers durch Anforderungen belästigt und dadurch die Angabe eines falschen Geburtsjahres herbeigeführt hätte. Für Heine war dazu um so weniger Veranlassung,

als er sich, wie sein Promotionsgesuch hervorhebt, mit den meisten Schülern der ersten Lyzealklasse freiwillig sogar zum Felddienst erboten hatte. Es hätte sich auch gar nicht gelohnt, ihn gleich um zwei Jahre zu verjüngen, da ein Jahr, also der Geburtstag vom 13. Dezember 1798, hinreichte, ihn unter das landsturmpflichtige Alter von siebzehn Jahren zu stellen. Heine sagt zudem — was er in dem Briefe an einen Franzosen schwerlich unterlassen hätte — keineswegs, man habe ihn vor einem Feldzug gegen Napoleon bewahren wollen, sondern man habe ihn dem preußischen Militärdienst entzogen. Und diese Wirkung wäre wieder durch die falsche Angabe gar nicht erreicht worden; denn sie hätte nur die Verpflichtung zum Eintritt in den Dienst um einige Jahre verschieben, aber nicht für immer beseitigen können. Sie würde deshalb in keiner Weise die auffallende Erscheinung erklären, daß Heine seit seiner Studienzeit, seit welcher wir doch über sein Leben so eingehende Nachrichten besitzen, niemals mit preußischen Militärbehörden in Berührung gekommen ist. Dafür muß eine andere Erklärung gesucht werden, und sie findet sich, wenn ich nicht irre, in folgendem.

Es war bis auf die Zeit des Norddeutschen Bundes beinahe ausnahmslose Regel, daß junge Leute, die, um sich dem Handelsstande zu widmen, in die Hansestädte übersiedelten, vorher einen Auswanderungsschein einholten, um vom Militärdienst befreit zu werden. Kaum läßt sich bezweifeln, daß dies auch von seiten Heines geschehen ist, als er, offenbar um sich eine Lebensstellung zu verschaffen, 1816 nach Hamburg ging. Die Entlassung aus Preußen war aber an Bedingungen geknüpft. Das preußische Landrecht (II, XVII, § 127 ff.) freilich stellte sie frei, so daß es dazu in der Regel nur einer Anzeige, nicht einer Erlaubnis bedurfte. Infolge der Bedrängnisse des Staates nach dem Tilsiter Frieden bestimmte aber das Edikt vom 2. Juli 1812, § 7, der Auswandernde habe die ausdrückliche Erlaubnis zur Auswanderung bei der Regierung der Provinz, in welcher er wohne, nachzusuchen,

und die Regierung habe darüber an die Ministerien des Auswärtigen und der Polizei zu berichten. Dieser Rechtszustand wurde erst durch das Edikt vom 15. September 1818 verändert. Nach diesem wird zwar im allgemeinen die Freiheit, auszuwandern, wiederhergestellt; aber nach § 4 darf niemand ohne Vorwissen und Genehmigung der vorgesetzten Regierung seiner Provinz auswandern, und nach § 5 kann dem Auswandernden, wenn er im Alter zwischen siebzehn und fünfundzwanzig Jahren steht, die Erlaubnis nur dann erteilt werden, wenn er zuvor ein Zeugnis der Ersatzkommission seines Kreises beigebracht hat, daß er nicht bloß in der Absicht auswandere, um sich der Militärpflicht zu entziehen. Diese Bestimmung wird dann in dem preußischen Gesetz über Erwerb und Verlust der Staatsangehörigkeit vom 31. Dezember 1842 und noch in dem Reichs-(Bundes-)gesetz vom 1. Juni 1870 beinahe wörtlich wiederholt. Infolgedessen werden auch noch jetzt die Entlassungsgesuche regelmäßig vor dem siebzehnten Jahre eingereicht; eine Verzögerung wird, wie zahlreiche Erfahrungen beweisen, häufig eine abschlägige Antwort, jedenfalls Nachteile und Unannehmlichkeiten zur Folge haben. Ob die Grenze des siebzehnten Jahres vor 1818 den Behörden durch eine besondere Verordnung für die Praxis vorgeschrieben war, kann ich noch nicht nachweisen; es ist aber kaum zu bezweifeln, daß das Edikt vom 15. September 1818 nur in eine gesetzliche Form brachte, was schon vorher, insbesondere infolge des Gesetzes vom 3. September 1814, in der Praxis bestand.

Bringt man diese gesetzlichen Bestimmungen zu Heine in Beziehung, so ergibt sich der Vorteil, der im Jahre 1816 darin lag, daß man ihn jünger und gerade um zwei Jahre jünger machte, also seinen Geburtstag von 1797 auf 1799 verlegte. Denn in letzterem Falle hatte er vor dem 13. Dezember 1816 die Altersgrenze noch nicht erreicht, welche die Erlaubnis zur Auswanderung mit schwer zu erfüllenden Bedingungen verknüpfte. Der „freiwillige Irrtum“ war

immer eine unerlaubte Handlung, wenn er auch keinen so gehässigen Charakter trägt, als wenn man in Zeiten allgemeiner Gefahr und allgemeiner Begeisterung — im Frühling 1815 ist mir die Begeisterung Samson Heines für Napoleon sehr zweifelhaft — einen Dienstpflichtigen durch Fälschung der Landesverteidigung entzogen hätte. Begreiflicherweise wurde das einmal angegebene Jahr bei amtlichen Erklärungen, besonders auf preußischem Boden, beibehalten, also vor dem Bonner Universitätsgericht oder bei der Taufe in Heiligenstadt. Im literarischen Verkehr oder Jugendfreunden gegenüber brauchte man aus dem richtigen Alter kein Hehl zu machen.

Sollten nicht etwa die Verehrer Heines mit ihm dem Satze beipflichten: „La chose la plus importante, c'est que je suis né“, so könnte es zwischen ihnen zu ähnlichen Kontroversen kommen wie zu Ende des 18. Jahrhunderts zwischen denen, welche den 31. Dezember 1799 und denen, die den 31. Dezember 1800 als Säkularschluß betrachteten. Eine unwidersprechliche Entscheidung halte ich noch immer für unmöglich. Aber alles in allem genommen und vornehmlich aus dem hier entwickelten Grunde, bin ich der Meinung, daß jetzt wie damals die Neunundneunziger nicht die bessere Sache verteidigen. Denn in Wahrheit sprechen doch mit Ausnahme von zweien alle Zeugnisse aus der Jugendzeit für das Jahr 1797; und wie diese beiden, das Universitäts- und Taufzeugnis, ihre Erklärung finden und zugleich ihre Beweiskraft verlieren, glaube ich wenigstens sehr wahrscheinlich gemacht zu haben.

Diese Streitfrage könnte aber eine andere schon oft erörterte wieder anregen: wird man in Deutschland Heine ein Denkmal errichten? Zentenarien sind der Entstehung solcher Fragen äußerst förderlich und, wie die Erfahrung lehrt, bedarf es ihrer nicht einmal. Schon manchem ist die rasch steigende Liebhaberei für Denkmäler zum Überdruß geworden. Aber wir stehen doch noch weit hinter der Freigebigkeit der

Athener zurück, welche einem einzigen, dem Redner Demetrius von Phaleron, wie wir aus dem Cornelius Nepos lernten, nicht weniger als dreihundert Statuen errichteten. Und wenn persönliche oder örtliche Eitelkeit in einzelnen Fällen wirklich des Guten zu viel tun, so kann davon bei einem Denkmal für Heine nicht die Rede sein.

Bedeutender sind die Einwürfe, die sich nicht gegen das Denkmal, sondern gegen den Dichter wenden, dem es gesetzt werden soll. Sie sind mit einer Heftigkeit erhoben worden, die um so mehr befremdet, als Heines Verehrer sich niemals in überschwänglichen Lobeserhebungen seiner Person ergangen, sondern ihm und seinen Schriften oft recht herben Tadel nicht vorenthalten haben. Keiner von Heines Biographen, weder die älteren: Strodtmann, Bölsche, Proelß, noch in neuester Zeit Ernst Elster, nicht einmal Karpeles, der doch im Lobe am weitesten geht, hat Heine zu einer Idealgestalt gemacht. Sie haben nur in seinen Fehlern nicht die eigentliche Bedeutung seines Wesens finden wollen und ungerechte oder übertriebene Vorwürfe abgelehnt oder auf das richtige Maß zurückgeführt. Eine große Ungerechtigkeit lag besonders darin, daß man bei einem Dichter von so grenzenloser Empfänglichkeit, bei einem Schriftsteller, der seinen wechselnden Empfindungen sogleich Ausdruck zu geben nicht unterlassen konnte, sich an einzelne Stellen heftete, statt ihn in seiner Gesamtheit aufzufassen, wobei man dann gegen das Gift, das man zu finden glaubte, auch das Gegengift in seinen Schriften meistens nicht vergebens gesucht hätte. Denn in dem Parteiwesen seiner Zeit ist Heine niemals aufgegangen, teils infolge seiner Abgeschiedenheit in Paris, teils und noch mehr als eine selbständige Persönlichkeit. Bei seinem durchdringenden Scharfblick blieben ihm die Schwächen wie die Vorzüge keiner Partei verborgen, auch nicht derjenigen, die ihm scheinbar am nächsten oder am fernsten stand. Und wenn er sich ohne Rücksicht auf eine Parteischablone darüber äußerte, hat man ihm oft als Charakterlosigkeit und Wankel-

mut ausgelegt, was man als Freimut und Unabhängigkeit bewundern sollte. Immer von neuem wird der Vorwurf laut, man habe in der Darlegung seiner politischen Ansichten, seiner Neigung und Abneigung nur Schein, nur ein Spiel der Laune und das Bestreben zu erkennen, Aufsehen zu erregen, sich einen Namen zu machen, Anhänger, Freunde, Popularität zu erwerben. „Ich finde" — möchte es erlaubt sein, einige Worte, die ich vor zwanzig Jahren schrieb, zu wiederholen*) — „ich finde nichts in seinem Leben, was ein so hartes Wort begründete. Beinahe aus seinen Knabenjahren läßt sich nachweisen, wie seine Ansichten sich stetig entwickelten; immer hat er sie ohne Rückhalt ausgesprochen; zwischen den vertrautesten Briefen und seinen öffentlichen Äußerungen wird man schwerlich eine Verschiedenheit gewahren. Wenn ich die Berichte aus Paris über das Juli-Königtum lese, so scheint mir, der Verfasser eines Kompendiums der Politik oder Nationalökonomie würde sich allerdings in mehr systematischer Folge ausdrücken, aber auch von dem Scharfblick des Dichters, von seiner wundervollen Gabe, die Dinge treffend zu bezeichnen, vieles lernen können. Was Heine vielleicht am meisten geschadet hat, ist seine Art, über politische Dinge scherzend oder spottend sich auszudrücken. Wer parlamentarischen Versammlungen beiwohnt, wird sich bald überzeugen, daß ein Redner, der eine glückliche Begabung für witzige und spaßhafte Wendungen häufig benutzt, wohl augenblicklichen Beifall, aber selten nachhaltigen Einfluß und persönliches Ansehen gewinnt. Politische Personen dürfen eigentlich nur im Stile Dantes zum Spotte greifen. Man glaubt nicht leicht, das jemand, der über so ernste Angelegenheiten ernst und gewissenhaft nachdenkt, darüber lachen und scherzen könnte. Ernst und Gewissenhaftigkeit ist es aber, was vor allem verlangt wird und verlangt werden muß, denn sie sind für den Politiker noch unentbehrlicher als Fähigkeiten und Talente. Aber Heine hat sich nie um einen Ministerposten

*) Vgl. oben S. 49f.

beworben. Könnte man dem Dichter nicht seine eigene Ausdrucksweise und etwas größere Freiheit zugestehen, ohne deshalb an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln? Die Verhältnisse in Deutschland waren zudem von der Art, daß sie häufig mehr den Spott, als den Zorn herausforderten. Regierungen, im Grunde wohlwollend und pflichtgetreu, ja, in manchen Dingen verständiger, als man jetzt zuzugeben geneigt ist, suchten in kurzsichtiger Furchtsamkeit eine Entwicklung, die gewaltsam freien Weg verlangte, durch keinliche, unwirksame, sich selbst widersprechende Mittel niederzuhalten. Solchen Zuständen gegenüber war eine Satire, wie sie Heine zu Gebote stand, gar nicht übel am Platze; man kann schwerlich in Abrede stellen, daß sie auch vorteilhaft auf die öffentliche Meinung gewirkt und eine bessere Wendung vorbereitet habe." Und wie glänzend ist der Vorwurf, er habe in seinen Gedichten nur erlogene Schmerzen und eine aufgeputzte Leidenschaft zur Schau getragen, durch die mehr und mehr ans Licht getretenen Briefe und das eindringende Verständnis seiner Schriften widerlegt worden. Man hat gerade im Gegenteil — es sei nur an das „Buch Le Grand" erinnert — sich überzeugen müssen, daß der Dichter, wo er ernsthaft redet, aus tiefstem Innern schöpft und selbst da, wo er zu scherzen sich den Anschein gibt, oft nur die schmerzlichsten Regungen seines Gemütes verbirgt.

Er soll Deutschland für nichts geachtet und mit unmäßiger Vorliebe den Franzosen angehangen haben? Selten hat jemand der Sehnsucht nach der Heimat und nach Deutschland und dem Selbstgefühl eines deutschen Dichters so rührenden und beredten Ausdruck geliehen. Gewiß fehlt es auch nicht an scharfen und zornigen Worten, aber wenn deshalb einem Dichter kein Denkmal errichtet werden darf, so müßten sich die Florentiner beeilen, das Standbild Dantes niederzureißen. Der Mann, dem man wohl vor allen andern in Deutschland eine entscheidende Stimme bei dieser Frage zugestehen wird, hat, wie ich gewiß weiß, in Heines politischen Äußerungen kein Hindernis für die Ehrung seines Dichter-

namens gefunden. Die Franzosen haben allerdings einem hochverdienten und vielleicht dem ehrenwertesten Feldherrn der Revolutionszeit, dem General Moreau, trotz all seiner Siege die Ehre eines Denkmals verweigert, weil er 1813 nicht im französischen, sondern im Heere der Verbündeten von der tödlichen Kugel getroffen wurde*). Aber von Heine kann niemand behaupten, daß er gegen sein Vaterland die Waffen getragen hätte. Jene Worte des Spottes und des Zornes hat nicht der Haß gegen Deutschland eingegeben. Selbst was er gegen Friedrich Wilhelm IV. am Schluß des „Wintermärchens" in so gewaltigen und anderswo in recht widerwärtigen Strophen vorbringt, geht einigermaßen aus der getäuschten Hoffnung hervor, die von diesem Staate und diesem Fürsten das Höchste für Deutschland gefordert und erwartet hatte. Daneben wäre es leicht, aus seinen Schriften eine Blumen-

*) In dem gewöhnlich sehr zuverlässigen Konversations-Lexikon von Brockhaus findet sich am Schluß des Artikels „Moreau" die Angabe, Ludwig XVIII. habe dem General 1819 in Paris ein Denkmal errichten lassen. Nach einer gütigen Mitteilung Arthur Chuquets verhält es sich damit folgendermaßen: Eine königliche Ordonnanz vom 27. Februar 1816 hatte die Errichtung einer Statue für Moreau angeordnet, dessen Witwe zudem zur Marschallin erhoben war. Die Ausführung wurde einem namhaften Künstler, Beauvallet, und nach dessen Tode die letzte Vollendung einem jüngeren Meister, Calderari, übertragen, das Gypsmodell wirklich im dépôt des Petits-Augustins aufgestellt. Als aber von der Deputiertenkammer die Kosten bewilligt werden sollten, entstand in der Sitzung vom 26. Juli 1822 eine erregte Verhandlung. Der Deputierte Basterreche, ein früherer Freund Moreaus, beklagte, daß dieser edle Mann gleichwohl bei französischen Streitigkeiten die Fremden zu Hilfe gerufen habe, und erklärte, daß er gern als Freund für ein Denkmal in einem Privathause beitragen, aber als französischer Deputierter nicht für ein öffentliches Standbild stimmen werde. Infolgedessen, vielleicht auch weil Moreaus Witwe am 1. September 1821 gestorben war, unterließ die Regierung die Aufstellung des Monuments. Das Modell muß sich noch, man weiß nicht wo, in einem Regierungsdepot zu Paris befinden. (Vgl. „Moniteur" vom 3. März 1816; 5. Dezember 1818; 18. April 1819; 25. September 1822.)

lese zusammen zu stellen, die für patriotische Festredner noch in unseren Tagen eine Fundgrube werden könnte. Aber warum sollte er nicht zugleich einem Lande freundlich gesinnt sein, wo alles ihm wohlwollend entgegenkam, wo niemand seine Abstammung ihm zum Vorwurf machte, und wo man seine Werke übersetzte, die in Deutschland, ehe sie nur erschienen, verboten wurden? Wenn er den Fremden schmeichelte, so hat er ihnen nicht weniger die ernstesten Wahrheiten gesagt, und sieht man genau zu, so hätten die Franzosen mehr Ursache, über seine Komplimente zu zürnen, als die Deutschen über seine Vorwürfe. Diese „impertinence“ wurde auch vor kurzem in der „Revue des deux mondes“ bei der Besprechung des schönen Buches von Legras nicht ohne Verstimmung und nicht ganz ohne Grund hervorgehoben*), aber viel zu stark. Denn unzweifelhaft hatte Heine für Frankreich ein warmes Herz, und wer, der über die Strömungen der Zeit den Blick in die Zukunft richtet, kann ihm verübeln, daß er zwei Völker, denen beiden er durch Erziehung, Aufenthalt, Denkweise einigermaßen angehörte, Völker, die durch alle wichtigen Interessen menschlicher und politischer Entwicklung aufeinander angewiesen sind, geistig zu einigen suchte?

Was ihm den stärksten und gewiß gerechtesten Tadel zugezogen hat, ist seine Art, über Gott und göttliche Dinge zu reden, und das beträchtliche Maß von Schmutz, das in seine Prosa, wie in seine Verse sich einmischte. Dies zu verteidigen, wird wohl niemand versuchen. Man wird nur, um gerecht zu sein, hinzufügen müssen: trotz aller Frivolität des Ausdrucks haben nur wenige Dichter ihr Leben hindurch so ernstlich mit dem Gottesgedanken sich beschäftigt wie Heine. Und wenn er leider seine Gedichte von Schmutz nicht frei hielt, so findet man doch schwerlich ein Beispiel, daß er sich

*) Jules Legras, Henri Heine poète. Paris 1897. — Revue des deux mondes. 15 mars, p. 457. René Doumic, la poésie de Henri Heine.

zu dem Schlimmsten von allem, zu lüsternen Schilderungen, erniedrigt hätte.

Aber ich möchte hier auf so oft Erörtertes nicht weiter eingehen und am wenigsten in den Verdacht geraten, als versuchte ich, der Tragikomödie des Heinedenkmals einen neuen Auftritt hinzuzufügen. Persönlich lege ich auf die Errichtung eines Heinedenkmals sehr geringen Wert. Ich wünsche nicht einmal, daß es jetzt errichtet würde. Denn ein Denkmal muß Ausdruck und Anregung eines allgemeinen dankbaren Gedenkens sein. Würde es auch nur von einer Minderheit mit Unwillen und Ärger betrachtet, müßte man über Nacht eine Verstümmelung von der Hand der Roheit oder Leidenschaft befürchten, so bewirkte es gerade das Gegenteil von dem, was es bewirken sollte. Ganz gleichgültig ist es dann für den Namen des Dichters. Die immer neuen Auflagen seiner Werke, die Übersetzungen in alle europäischen und noch einige Sprachen und die kaum übersehbare Zahl von Schriften über das, was er selbst geschrieben, haben ihm eine literarische Ruhmeshalle errichtet mit so vielen mehr oder minder ähnlichen, travestierten oder idealisierten Standbildern, daß im Vergleich damit die dreihundert Statuen des Demetrius von Phaleron noch weit in der Minderzahl bleiben*).

Von Bedeutung ist das Denkmal nur zur Charakteristik derjenigen, die es setzen oder nicht setzen wollen. Möchten darum die überlauten Gegner doch noch eins in Betracht ziehen. Es ist nicht bloß im gesellschaftlichen Leben, sondern für jedes feinere Gefühl eine Regel, daß man von Personen, von denen man öffentlich oder auch nur innerlich sich völlig lossagt, sich nichts schenken läßt. Diejenigen, welche Heine aus der deutschen Nation auszustoßen suchen, sollten doch einmal erwägen, welche Lücke entstehen würde, wenn man Heine alles, was Deutschland und was sie selbst ihm ver-

*) Die fleißige Bibliographie der Heine-Literatur in „Heinrich Heines Familienleben" von J. Nassen, Fulda 1895, S. 139—167, zählt gegen 550 Nummern auf.

danken, zurückstellen wollte. Den meisten auch unter ihnen möchte es doch nicht leicht werden, von so vielen der zartesten, edelsten Blüten, die im Garten deutscher Poesie gewachsen sind, sich abzuwenden. Denn sehr häufig habe ich gefunden, daß Menschen, die in ihren Ansichten über Himmel und Erde sich von Heine so weit als denkbar entfernten, mit Vorliebe, ja, nicht ohne Dankbarkeit, an dem, was er ihnen darbot, sich erfreuten, freilich auch manche, die den Gastgeber schmähten, nachdem sie die Gerichte seiner Tafel sich sehr wohl hatten munden lassen. Ich will nicht davon reden, was die Nation einem Schriftsteller verdankt, der in solchem Maße wie Heine die poetische wie die prosaische Ausdrucksfähigkeit verfeinert und gesteigert hat. Aber ist es nicht auch ein Ruhm für Deutschland, wenn ein deutscher Dichter in der Weltliteratur eine Stelle einnimmt, wie sie von allen Völkern Heine zuerkannt wird? In der Fremde wird er sogar, ähnlich wie Byron, oft höher gepriesen und sicher weit weniger gescholten, als in der Heimat. Begreiflich genug; denn der Ausländer hält sich eben an das Beste, ohne die Schwächen und Fehler, die man in Deutschland mit Recht oder Unrecht aufmutzt, vorzugsweise in Betracht zu ziehen. Dabei könnte man zuweilen bedauern, daß ganz mit Unrecht der Witz als Heines charakteristische, alles andere überragende Eigenschaft angesehen wird. Aber man freut sich doch, daß diejenigen widerlegt werden, die noch immer mit Voltaire spötteln möchten, wenn ein Deutscher scherze, sei es, als wolle ein Elefant auf dem Seile tanzen. Und man denke sich einmal Heines Schriften aus dem Buche der deutschen Literatur herausgerissen, seinen Einfluß aus dem deutschen Leben entfernt, wer könnte die aufgelösten Verbindungen wieder anknüpfen, die klaffenden Lücken ausfüllen? Die musikalischen Kompositionen seiner Gedichte belaufen sich, wie ich neulich las, auf mehr als 3000*); erst lange nach ihm kommt Goethe, wenn ich mich

*) Karl Hessel, Dichtungen von Heinrich Heine, Bonn 1887, gibt auf Grund des großen Liederkatalogs von Challier, Berlin 1885

recht erinnere, mit der Zahl von etwa 1700, dann die übrigen Lyriker in weitem Abstande. Nicht oft wird ein Musikfest gefeiert, ja, nur eine Reihe von Konzerten veranstaltet, denen nicht ein Beitrag Heines zugute käme. Bedenkt man dann, daß von jenen 3000 Kompositionen, zu denen doch unzählige der schönsten Lieder von Schubert, Mendelssohn, Schumann, Brahms, Robert Franz gehören, der Dichter selbst nur vereinzelt eine und die andere, meistens obendrein zu den Worten einer schlechten Übersetzung gehört hat, so liegt doch der Wunsch nahe genug, wenigstens für sein Andenken ein Gefühl des Dankes zum Ausdruck zu bringen. Die Gelegenheit, einem großen Dichter sich dankbar zu erweisen, bietet sich nicht eben häufig. Fünf Jahrzehnte sind seit Heines Tode vergangen, ohne daß in der Welt seinesgleichen erschienen wäre. Wer weiß, ob man nicht nach fünf Jahrhunderten dasselbe sagen muß? Seit den großen römischen Dichtern bis auf Dante sind mehr als tausend Jahre vergangen.

---

bis 1886, in einem Register der Liederanfänge, S. 341 ff., zu jedem Gedicht die Zahl der Kompositionen an. Danach gab es schon vor zehn Jahren für eine Singstimme, also mit Ausschluß der Duette, Quartette und Männerchöre, mehr als 2500 Kompositionen. Komponiert sind: „Du bist wie eine Blume“ 160mal, „Ich hab' im Traum geweinet“ und „Leise zieht durch mein Gemüt“ je 83mal, „Ein Fichtenbaum steht einsam“ 76mal, „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ 37mal.

XIV.

Heine auf dem Lyzeum und Gymnasium zu Düsseldorf*).

Ein Zeugnis für sein Geburtsjahr.

Im Dezember 1897 suchte ich in der „Deutschen Rundschau" die Frage zu beantworten: Wann ist Heinrich Heine geboren**)? 1799 oder 1797? Nach genauer Abwägung der Gründe für das eine oder das andere Jahr schienen mir die stärkeren für 1797 zu sprechen. Der stärkste war: aus zwei Briefen Heines an Saint René Taillandier vom 3. November 1851 und an seine Schwester Charlotte Embden vom 16. Juli 1853 ergibt sich unzweifelhaft, daß man sein Geburtsjahr, um ihn dem preußischen Militärdienst zu entziehen, unrichtig angegeben hat. Dieser Zweck konnte nicht wohl anders als dadurch erreicht werden, daß man sein Alter zu niedrig ansetzte; eine Veranlassung bot sich insbesondere 1816 bei der Auswanderung Heines nach Hamburg, als gerade eine Minderzahl von zwei Jahren nötig war, um die Schwierigkeiten, die dem 18jährigen entgegengetreten wären, für den 16jährigen zu beseitigen. Der Aufsatz, von welchem ein Auszug in mehreren Zeitungen mitgeteilt wurde, hat Zustimmung gefunden; zahlreiche Zuschriften, die mir von be-

*) Vgl. hierzu Julius Asbachs Artikel „Heine und das Düsseldorfer Lyzeum" (in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" 1899, Nr. 246, 257, 279, 280), „Neue Beiträge zu einer Heine-Biographie" (das. 1900, Nr. 112 u. 132), „Aus Heines Jugendzeit" (das. 1905, Nr. 231) und insbesondere „Das Düsseldorfer Lyzeum unter bayrischer und französischer Herrschaft 1805—1813" (Jahresbericht des Königl. Gymnasiums zu Düsseldorf, 1900).

**) Vgl. den vorangehenden Artikel.

kannten und unbekannten Personen zugingen, bezeugen jedenfalls das weit verbreitete Interesse für alles, was den rheinischen Dichter angeht. Daß aber bezüglich des Geburtsjahres nur noch eine Meinung herrsche, läßt sich keineswegs behaupten. Denn angesehene Heine-Forscher, wie Karpeles, Buchheim, Proelß u. a., haben ihre Entscheidung für 1799 wenigstens noch nicht zurückgenommen. In der „Frankfurter Zeitung" vom 29. Mai 1897 sprach sich Eduard Sack nach sorgfältiger Zusammenstellung der entgegenstehenden Angaben dahin aus, daß man, eben weil für eine sichere Entscheidung die Gründe fehlten, am besten den 13. Dezember 1899 als den in den letzten Jahren von Heine selbst anerkannten Zeitpunkt des Zentenariums feiern würde. Zuletzt hat im „Pester Lloyd" vom 18. Dezember 1897 Professor Dr. David Kaufmann noch einmal eingehend die Gründe für das spätere Jahr dargelegt. Ja, was das Wichtigste ist, auch die Familie des Dichters, insbesondere sein Neffe Baron Ludwig v. Embden, der Herausgeber von „Heines Familienleben", hält an dieser Ansicht fest, und die ehrwürdige Schwester des Dichters, Frau Charlotte Embden, vertritt sie im „Hamburger Korrespondenten" vom 14. Dezember 1897 in einer vom 13. Dezember datierten Erklärung. Indem sie verschiedene Angaben eines Hamburger Festartikels berichtigt, bemerkt sie zugleich: Jeder müsse selbst am besten wissen, wie alt er sei, und der Dichter habe keinen Grund gehabt, in dem Briefe vom 16. Juli 1853 seinen Geburtstag unrechtmäßigerweise als den 13. Dezember 1799 anzugeben.

Wenn man auch dem ersten Satze dieser Erklärung beipflichten wollte, so bliebe doch immer einzuwenden, daß Heine in den vornehmlich in Betracht kommenden Briefen vom 3. November 1851 und 16. Juli 1853 sich durchaus nicht bestimmt für 1799, sondern bei genauerer Betrachtung eher dagegen ausgesprochen hat. Ich möchte aber, was darüber zu sagen ist, aus der „Deutschen Rundschau" hier nicht wiederholen, sondern nur bemerken, daß Professor Kaufmann

in dem angeführten Artikel die von ihm bestrittene Ansicht insofern bestätigt, als er meine Vermutung, Heine sei durch Auswanderung dem preußischen Militärdienst entzogen worden, zur Gewißheit erhebt. Denn er gibt Nachricht von einem Paß, der 1827 in London von dem hanseatischen Konsul für Heine ausgestellt wurde, was doch, wäre Heine nicht ausgewandert, Sache des preußischen Konsuls gewesen wäre. Immer werden aber neue Gründe zur Entscheidung einer Frage, die einmal so viele beschäftigt, nicht unwillkommen sein. Ich glaube, sie in dem Folgenden zu finden.

Da man an so vielen Stellen: in der Kirche, in der Synagoge, auf dem Standesamt vergebens gesucht hatte, wandte man sich auch an die Schule, wo man nach jetzigen Verhältnissen in den Registern reichliche Aufklärung erwarten durfte.

Über Heines Schulbildung fehlt es nicht an Nachrichten. Seine Studien im ABC-Buch schildert er selbst in einem wenig bekannten Gedicht seines Nachlasses:

„Es war in jener Kinderzeit,
Als ich noch trug ein Flügelkleid
Und in die Kinderschule ging,
Wo ich das Abc anfing —
Ich war das einz'ge kleine Bübchen
In jenem Vogelkäfigstübchen,
Ein Dutzend Mädchen allerliebst
Wie Vöglein haben dort gepiepst,
Gezwitschert und getiriliert,
Auch ganz erbärmlich buchstabiert;
Frau Hindermans im Lehnstuhl saß,
Die Brille auf der langen Nas' . .
Und in der Hand die Birkenrut',
Womit sie schlug die kleine Brut;
Das weinend kleine arme Ding,
Das harmlos einen Fehl beging —
Es wurde von der alten Frau
Geschlagen, bis es braun und blau. —
Mißhandelt und beschimpft zu werden,
Das ist des Schönen Los auf Erden."

Auf diese oder eine naheliegende Zeit bezieht sich offenbar ein Vorfall, den mir Herr Frederick Heß, Herausgeber des „Daily California Democrat“ in San Francisco in einem Briefe vom 17. Dezember v. J. mit ungefähr folgenden Worten mitteilt: „Meine 1872 verstorbene Mutter, eine geborene Düsseldorferin, Katholikin, besuchte mit Heinrich Heine eine wohlrenommierte evangelische Schule in Düsseldorf, der ein Herr Hönighausen als oberster Lehrer vorstand. Heine saß neben ihr auf derselben Bank. Meine Mutter erzählte mir häufig, daß Heine mit ihr in fast gleichem Alter stand. Sie war im Juli 1797 geboren. Gelegentlich der letzten Prüfung, nach welcher sie und Heine die Schule verließen, waren auch Heines Verwandte anwesend. Heine hatte eben recht gute Antworten gegeben, als der Lehrer vom Katheder herabtrat und auf Heines Verwandte zueilte, denselben die Hände drückte und laut ausrief: ‚Wir können in dieser Schule dem Heinrich nichts mehr lehren; der Junge hat zuviel Talent.‘“

Es folgte dann ein Aufenthalt in der jüdischen Privatschule eines Herrn Rintelsohn und endlich der Eintritt in das Düsseldorfer Gymnasium oder, wie es damals genannt wurde, Lyzeum.

Diese Anstalt hat eine lange, nicht ruhmlose Geschichte, die wohl verdiente, von der Hand ihres jetzigen Leiters Dr. Julius Asbach eingehend dargestellt zu werden. Ihre Gründung geht auf den Humanisten Johann Monheim und das Jahr 1545 zurück. Es gab Jahre, in denen das Gymnasium illustre 1700 und mehr Schüler zählte. Seit 1619 kam es allmählich unter die Leitung der Jesuiten und ging nach der Aufhebung des Ordens 1773 und in den Stürmen der Revolutionskriege mehr und mehr dem Verfall entgegen. Erst am 20. November 1805, kurz vor dem Ende der pfalzbayerischen Regierung, gab ihm eine kurfürstliche Verordnung eine neue Organisation und den Namen eines Lyzeums. Es läßt sich nicht sagen, daß die französische Verwaltung unter Joachim Murat (1806—1808), dann unter Napoleon

(1808—1813) sich dem Studienwesen feindlich gezeigt hätte. Der Kaiser ging sogar mit dem Plane um, in Düsseldorf — freilich mit ganz unzureichenden Mitteln — eine Universität zu errichten. An eine neue belebende Anregung war indes nicht zu denken. Die Lehrer, zum Teil ältere Geistliche, blieben in den altgewohnten Wegen; erst mit der Berufung des nachmals so hervorragenden Schulmannes Karl Wilhelm Kortüm erhielt die Anstalt am 6. Mai 1813 einen Direktor, der den neueren Anforderungen an das Schulwesen vollkommen gewachsen war*). Als nach der Niederlage Napoleons im November 1813 die Heere der Verbündeten der französischen Verwaltung ein Ende machten, konnte Kortüm seine Grundsätze unter dem Generalgouvernement von Gruners zur Geltung bringen. Am 18. Januar 1814 erhielt die Anstalt Form und Namen preußischer Gymnasien. Ausgezeichnete Lehrkräfte, wie Friedrich Kohlrausch, und Direktoren, wie Theodor Brüggemann, Franz Wüllner, Kiesel, Uppenkamp und Asbach, konnten ihre alte Bedeutung als des ersten wissenschaftlichen Instituts in Bergischen Landen wiederherstellen.

Schon durch Heine wäre das Düsseldorfer Lyzeum berühmt geworden. Selten hat sich ein Schüler gegen seine frühere Lehranstalt so dankbar erwiesen. Wieviel könnte man aus dem „Buch Le Grand" und aus den „Geständnissen" über die Lehrzeit, über Lehrer und Mitschüler anführen! Auch die „Memoiren" zeugen von der Vorliebe, die er bis in die letzten Jahre den heimatlichen Verhältnissen bewahrt hatte. Wer kennt nicht Heines besonderen Gönner, den Rektor Schallmayer? Zu dem, was Heine über ihn

*) Man vergleiche über ihn: Karl Wilhelm Kortüm. Ein Lebensbild (von Ferdinand Deycks). Berlin 1860. Kortüm starb als Geh. Ober-Regierungsrat und vortragender Rat im Kultusministerium am 20. Juni 1859 in Berlin. — Nachrichten über das Düsseldorfer Gymnasium finden sich in der eben angeführten Schrift, ferner in der Geschichte der Stadt Düsseldorf in zwölf Abhandlungen, darunter: Entwicklung des Schulwesens zu Düsseldorf von G. Kniffler, Düsseldorf 1888, S. 255 ff., endlich in den zahlreichen Gymnasialprogrammen.

schreibt, stimmt recht gut der Nachruf, den sein Freund und Nachfolger Kortüm in dem Programm für die Prüfungen vom 14. und 15. September 1818 ihm gewidmet hat. „Am 25. Dezember v. J.," heißt es, „starb im 61. Lebensjahre Herr Professor Dr. Aegidius Jacob Schallmayer. Vom Jahre 1782 war er Professor der Theologie an der ehemaligen Universität zu Bonn, von der Aufhebung derselben an bis zum Jahre 1805 Lehrer an der daselbst errichteten Zentralschule und von jener Zeit Rektor des hier neu errichteten Lyzeums, bis ihn im Jahre 1813 eine schwere Krankheit, deren Folgen ihn nicht wieder verließen, nötigte, Erleichterung seiner Geschäfte zu wünschen. Seitdem war er, soviel es seine Kräfte erlaubten, der oberen Klasse wohlwollender und treuer Lehrer in der Religion und Philosophie, mir ein väterlich gesinnter Freund und stets bereitwilliger Ratgeber. Mit großer Güte des Herzens verband er große Gelehrsamkeit, besonders im Gebiete der Philosophie. Seine älteren und jüngeren Schüler, wie alle, die ihn näher gekannt, segnen sein Andenken!"

Das Gegenbild Schallmayers bietet in Heines Schilderung der Lehrer des Französischen, der emigrierte Abbé Daulnoy, der dem Knaben durch seine pedantische Methode eine nie überwundene Abneigung gegen die französische Poesie einflößte. Von ihm meldet das angeführte Programm: „Herr Professor Daulnoy, seit dem Jahre 1805 Lehrer der französischen Sprache an der hiesigen Schulanstalt, folgte im September des vorigen Jahres einem vorteilhaften Rufe nach Weilburg, wo er ebenfalls als ordentlicher Lehrer der französischen Sprache am dortigen Großherzoglich Nassauischen Landesgymnasium angestellt ist. Gründlichkeit im Unterricht, große Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung seiner Pflichten, ernster Eifer, um in der ihm angewiesenen Sphäre sich so nützlich als möglich zu machen, erwarben ihm, solange er unter uns war, allgemeine Achtung." Weiter nennt Heine noch den Lehrer des Deutschen, Professor

Schramm, später Vorsteher der Universitätsbibliothek in Bonn, den „liebenswürdigen Professor Breuer, der für mathematische Wissenschaften hinlänglich gesorgt hatte", den Professor „Cramer" — sein wahrer Name ist Cremer —, der in der ersten Klasse ausgewählte Stücke aus Livius, Cicero, Curtius, Virgil und Horaz erklärte und die griechische Sprache nach dem noch in meiner Jugend gebräuchlichen Elementarbuche von Jacobs vortrug. Und so wäre noch manches anzuführen. Nur bezüglich der Zeitfolge blieb man bisher beinahe ohne jeden Anhaltspunkt und deshalb in großer Ungewißheit. Zu um so größerem Danke bin ich deshalb Herrn Direktor Asbach verpflichtet, der die Güte hatte, die Gymnasialakten, sofern sie auf Heine sich beziehen könnten, noch einmal einer genauen Durchsicht zu unterwerfen und wertvolle Notizen für mich zusammenzustellen. Leider sind diese Akten nur mangelhaft erhalten; es fehlt, was man am meisten wünschen müßte, das Album der aufgenommenen und entlassenen Schüler bis Neujahr 1815. Zum Glück finden sich die regelmäßig im September, dann im August ausgegebenen Jahresberichte oder Programme des Instituts aus den Jahren 1810 und 1812—1815, von denen das Programm für den Jahrgang 1812—1813 vorzüglich in Betracht kommt. Es führt den Titel: „Zur öffentlichen Prüfung des Lyceums am 23. und 24. August Vormittags um 9 Uhr und Nachmittags um 3 Uhr im Saale des Herrn Gilles ladet hiedurch ein, im Namen der Professoren, C. W. Kortüm, Direktor des Lyceums zu Düsseldorf." Die Jahreszahl fehlt, könnte aber nur 1813 lauten. Denn im Herbst 1814 hatte das „Lyzeum" schon dem „Gymnasium" Platz gemacht; 1813 wurde Schallmayer von der in dem Programm erwähnten Krankheit befallen, und eine Verfügung des Ministers Grafen Nesselrode vom 10. August 1813 gestattet dem Direktor, ausnahmsweise in diesem Jahre die Prüfung im Saale des Herrn Gilles abzuhalten. In dem Programm findet man zunächst eine Aufzählung der Lehrer und der Lehrgegenstände,

welche in den sechs Abteilungen — der philosophischen, sodann der ersten, zweiten, dritten, vierten und der Vorbereitungsklasse — zur Behandlung kamen. In der philosophischen Klasse hörte der Unterricht in den „Sprachen" auf; man betrieb nur „Wissenschaften" und als solche Mathematik und Physik; außerdem heißt es: „Der Vortrag über empirische Psychologie und Logik und die Kritik der philosophischen Systeme wurde von Herrn Schallmayer begonnen und während seiner Krankheit durch Herrn Fleckenstein fortgesetzt." Zum Schluß werden die in den sechs Klassen befindlichen 140 Schüler verzeichnet, unter ihnen, worauf zuerst Herr Asbach aufmerksam machte, in der philosophischen Klasse Harry Heine aus Düsseldorf. So hat man wenigstens einen sicheren Anhaltspunkt.

Und zugleich ein bedeutsames Zeugnis für das Jahr 1797. Wäre Heine am 13. Dezember 1799 geboren, so hätte er im Herbst 1812 beim Eintritt in die philosophische Klasse noch nicht 13 Jahre gezählt. Wie sollte aber ein Knabe dieses Alters sich bereits in einer Klasse befunden haben, die der Prima unserer jetzigen Gymnasien vielleicht nicht entspricht, aber gewissermaßen noch über sie hinausgeht? Dieser Grund wird noch wesentlich verstärkt, wenn wir nach dem Verzeichnis von 1813 die Altersverhältnisse der übrigen Schüler des Lyzeums in Betracht ziehen. Zugleich mit Heine besuchten damals die philosophische Klasse: Johannes Baasel aus Angermünd; Swiebert Beesen aus Kaiserswerth; Wilhelm Brewer aus Düsseldorf; Hermann Joseph Ditges idem; Felix Heister id.; Joseph Heister id.; August Hellingrath aus Gerresheim; August Lottner aus Düsseldorf; Heinrich Nolden id.; Clemens v. Schorlemmer aus Hellinghausen; Friedrich v. Schorlemmer id.; Peter Sommers aus Düsseldorf. Wenigstens von einem, dem Wilhelm Brewer, läßt sich nach der Mitteilung eines Verwandten sagen, daß er 1796 geboren war und 1815 als Proviantbeamter mit in den Krieg zog. In der ersten Klasse, also ein Jahr nach

Heine, finden wir seinen Freund, Christian Sethe, geb. am 19. Juli 1798; in der zweiten Klasse einen anderen Freund, Anton Pelmann, später Appellationsgerichtsrat in Köln, geb. am 20. Dezember 1799; in der dritten Klasse, drei Jahre hinter Heine, den späteren Professor und Geheimen Revisionsrat in Berlin Alexander v. Daniels, geb. am 9. Oktober 1800, und Ludwig Schopen, den späteren Universitätsprofessor und Gymnasialdirektor in Bonn, geb. am 17. Oktober 1799 zu Düsseldorf; endlich in der vierten Klasse Friedrich Steinmann aus Düsseldorf, Heines oft genannten Universitätsgenossen, geb. am 7. August 1801. All diese jungen Leute würden in der philosophischen Klasse 16 oder beinahe 16, der hochbegabte, wissenschaftlich frühreife Schopen beinahe 17 Jahre gezählt haben.

Etwas weiter wird die Altersstufe hinaufgerückt seit 1814, in dem preußischen Gymnasium, das, nach dem Lehrplan Kortüms von unten an gerechnet, auch nur sechs Klassen zählt, aber den Schüler in den beiden oberften je zwei Jahre verweilen läßt. Ich erwähne nur: Ostern 1816 werden aufgenommen: Gustav Heine mit 12 Jahren in die fünfte Klasse, Max Heine mit 11 Jahren in die sechste Klasse. — Das Alter stimmt freilich nicht genau mit der gewöhnlichen Angabe, Gustav sei 1805, Max 1807 geboren.

Seit 1819 lassen sich die Beispiele, soviel man will, vervielfältigen; denn in den jährlich ausgegebenen Programmen wird stets das Alter der abgehenden Primaner verzeichnet. Die Zahlen schwanken zwischen 18 und 22 Jahren. 18 und 19 Jahre sind bei weitem in der Mehrheit. Eine Ausnahme macht nur der einzige, 1801 geborene Sohn des Marschalls Soult, welcher letztere eine mit Heines Mutter bekannte Düsseldorferin geheiratet hatte und nach der zweiten Abdankung Napoleons mehrere Jahre als Verbannter in Düsseldorf lebte. Hektor Napoleon Soult, Graf von Dalmatien, wird Ostern 1816 in die zweite Klasse aufgenommen und schon im August 1817 für die Universität entlassen, nachdem

er bei der Feier eine Rede: „Quid Europae gentes debeant Romanis“ gehalten hatte. Der frühzeitige Abgang mag mit der Nationalität und der Würde seines Vaters zusammenhängen; auch war er nach seinen Zeugnissen ein ungewöhnlich begabter Knabe.

Das Ergebnis dieser Zusammenstellung spricht nun, ich denke, unzweideutig. Es spricht dafür, daß Heine, der ja für die eigentlichen Gymnasialfächer niemals eine außergewöhnliche Begabung zeigte, 1812—1813 in der philosophischen Klasse des Lyzeums, dem Alter seiner Mitschüler entsprechend, aber noch immer verhältnismäßig jung, wenigstens 14 bis 15 Jahre zählte, daß er also nicht 1799, sondern 1797 geboren war. Ganz damit im Einklange äußert er einmal im Gespräche mit Adolf Stahr, er habe schon mit 14 Jahren die philosophischen Stunden Schallmayers mitbesucht (Stahr, Zwei Monate in Paris, II, S. 334). Er setzt hinzu: der mit seinem Vater befreundete Rektor Schallmayer habe dies „durch allerhand Kunstgriffe“ möglich gemacht. Daraus würde, wenn man die Äußerung streng nach dem Buchstaben nähme, sogar folgen, daß Heine mit 14 Jahren noch nicht in der philosophischen Klasse gewesen sei; denn im anderen Falle wären keine Kunstgriffe nötig gewesen, ihm das zu erwirken, was ihm schon von Rechts wegen zustand. In Wahrheit zählte er aber, wenn er am 13. Dezember 1797 geboren war, in den letzten Monaten des Jahres 1812 gerade 14 Jahre*).

*) Der Güte des Herrn Asbach verdanke ich, als der oben stehende Aufsatz schon gedruckt war, die Kenntnis eines eben von ihm aufgefundenen „Verzeichnisses der Ehrenbücher“, welche am 21. September 1811 — ohne Zweifel beim Schlusse eines Schuljahres — ausgeteilt wurden. Das Lyzeum zählte damals, und nach dem Programm von 1810 auch im Jahre vorher, nicht 6, sondern, wie das alte kurfürstliche Gymnasium, nur 4 Klassen: eine obere, mittlere, untere oder vorletzte und eine Vorbereitungsklasse. Die philosophische Klasse erscheint erst in dem Programm von 1812. Unter den Prämiierten der „oberen Klasse“ begegnet man den meisten Schülern, die in dem Programm von 1813 als Mitschüler Heines in der philo-

Schwieriger ist es, mit einer anderen Frage sich abzufinden. Wann hat Heine das Gymnasium verlassen? Sie ist, wenn nicht für den Anfang, doch für den Verlauf seiner Biographie von einiger Wichtigkeit. Man könnte denken: bereits im August 1813; denn Heine befand sich damals in der obersten Klasse, und in den späteren Programmen folgen seit 1816 regelmäßig den angekündigten Prüfungen die Entlassungen zur Universität. Aber Heine hätte dann bis zur Übersiedelung nach Hamburg beinahe drei Jahre verloren, und ein so energischer Direktor, wie Kortüm, wird ihm und seiner Mutter schon deutlich gemacht haben, daß der höchstens 15jährige Knabe, wenn er anders für die Universität sich ausreichend vorbilden wollte, an dem eben damals unter strengere Zucht gestellten Unterricht noch ferner teilnehmen müsse. Ernstlich können nur 1814 und 1815 in Betracht kommen. Leider fehlt für diese beiden Jahre eine ausreichende amtliche Erklärung. Das Programm, durch welches Kortüm „zur öffentlichen Prüfung am 25. und 26. August 1814" einladet, enthält nach einer kurzen Einleitung (S. 7) ein

sophischen Klasse genannt werden, nämlich: Dittges, Baasel, Hellingrath, Sommers, Beesen, Lottner, Nolden. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß auch Heine im September 1811 diese Klasse zurückgelegt hatte. Ein neues Anzeichen, daß sein Geburtstag nicht auf den 13. Dezember 1799 fällt. Denn ein 10—11jähriger Knabe hätte sich dann in einer Klasse befunden, in welcher, nach Angabe des Programms für 1810, neben der Poetik und Rhetorik die Psychologie von Schallmayer sehr eingehend behandelt wurde. Daß von den freigebig ausgeteilten „Ehrenbüchern" kein einziges an Heine fiel, ist zudem kein Anzeichen, daß er unter den Schülern sich besonders hervorgetan hätte. Nach dem jetzt vorliegenden „Verzeichnis" läßt sich auch der Zeitpunkt, an welchem Heine in das Lyzeum eintrat, mit einiger Sicherheit bestimmen. In seinem Promotionsgesuch gibt er an, er habe alle Klassen des Gymnasiums durchgemacht — omnes gymnasii classes percurrebam. Wenn er also von 1810—1811 in der oberen, oder von unten gezählt, 4. Klasse sich befand, so wird er drei Jahre früher, also 1807, in das Lyzeum eingetreten sein. Daß auch dadurch der Geburtstag zu Ende des Jahres 1799 so gut wie ausgeschlossen wird, bedarf nicht des Beweises.

wesentlich erweitertes „Verzeichniß der Lektionen vom Januar bis September 1814“. Dem Unterricht in der griechischen Sprache werden z. B. neben dem Elementarbuch von Jacobs in drei Klassen die ersten Gesänge der Odyssee und der Ilias, Xenophons „Anabasis“ und der „Philoktetes“ des Sophokles zugrunde gelegt. Dann folgt die „Ordnung“ der bei der Prüfung „vorkommenden Lektionen“ und zum Schluß eine Reihe von „deklamatorischen Übungen“. Heines Freund, Christian Sethe, spricht unter anderem „in einer von ihm verfertigten Rede de historiae usu ac praestantia“, Heines Mitschüler August Lottner „in einer von ihm selbst verfertigten Rede über die Vaterlandsliebe“. Ein Verzeichnis der Schüler, wie es in dem Programm für 1813 erscheint, findet sich aber ebensowenig wie ein Verzeichnis der zur Universität Entlassenen, wenn überhaupt eine solche Entlassung in diesem Jahre stattfand. Ob das Vermißte, wenn es sich fände, über Heines persönliche Verhältnisse Aufschluß gäbe? Es ist möglich, aber keineswegs gewiß! Denn da er 1819 in Bonn vor der Zulassung zur Universität noch eine Prüfung zu bestehen hatte, so muß man vermuten, daß er ohne eigentliches Abgangszeugnis das Gymnasium verließ. Dafür, daß dies 1814 geschehen sei, spricht die von der Bonner Immatrikulationskommission 1819 seinem Namen beigefügte Bemerkung: „war bis 1814 auf der Schule zu Düsseldorf“. In dem Promotionsgesuch, das er am 26. April 1825 an die juristische Fakultät in Göttingen richtete, erzählt er dagegen, er habe das Gymnasium verlassen beim Herannahen des zweiten französischen Kriegs, als die oberste Klasse beinahe aller ihrer Schüler beraubt worden sei, von denen der größte Teil, unter ihnen er selbst, dem Vaterlande seine Dienste angeboten habe. Diese Erzählung erhält eine erhöhte Wahrscheinlichkeit dadurch, daß nach der summarischen Übersicht des Programms für 1815 in der ersten und zweiten Klasse zusammen nur 11 Schüler, in der dritten, vierten und fünften Klasse je 26, in der sechsten 33 Schüler sich be-

fanden. Dazu kommt noch, daß ein Jugendgedicht: „Die Wünnebergiade“, sich dem ersten Eindruck nach durchaus als Erzeugnis eines Gymnasialschülers darstellt. Heine schildert in zwei kurzen Gesängen in jenen reimlosen Trochäen, die er später im „Atta Troll“ und in anderen Gedichten so meisterhaft zu verwenden wußte, wie ein junger Mensch namens Ferdinand Wünneberg aus Lethmathe bei Iserlohn von seinen Eltern auf das Lyzeum nach Düsseldorf geschickt wird, um unter Leitung der dem Vater befreundeten Lehrer Asthöver und Dahmen Theologie zu studieren. Der Held wird in Gestalt eines Schweinchens aufgeführt, welches so behend im Mist herumpurzelt und auf den Hinterpfötchen hüpft, daß „Zernial Dreck dagegen ist“. Diese und andere Proben des Witzes gehen nicht gerade über den Horizont eines Gymnasialschülers hinaus, obgleich das Gedicht im übrigen schon ein Talent, ja, das eigentlich Heinesche Talent verrät. Es gehört aber unzweifelhaft in das Jahr 1815; denn Wünneberg findet erst Neujahr 1815 16jährig in der zweiten Klasse des Gymnasiums Aufnahme, und Zernial wird erst im Frühling 1815 erwähnt. Man hatte sich damals, um einen Turnlehrer zu erhalten, an den Turnvater Friedrich Ludwig Jahn nach Berlin gewandt. Dieser antwortet am 11. April 1815: „Für Düsseldorf ist bis jetzt noch ein Lehrer zu haben, wenn Ihr Euch bald erklärt. Es ist ein junger, 17jähriger Gymnasiast, der über drei Jahre hier mitgeturnt hat und mit Ehren in Prima eines hiesigen Gymnasiums gesessen. Zernial ist sein Name; er weiß mit kleinen Kindern und großen Knaben umzugehen.“ Zernial wurde darauf in die erste Klasse des Düsseldorfer Gymnasiums aufgenommen und zugleich zum Vorturner ernannt.

Befremden kann es, daß in dem Gedicht der Vater seinen Sprößling den Lehrern Asthöver und Dahmen anvertrauen will, da Asthöver schon am 16. Dezember 1813, Dahmen bei der Neuordnung des Gymnasiums am 18. Januar 1814 entlassen war. Aber darin liegt kein unlöslicher

Widerspruch, der die Entstehungszeit der „Wünnebergiade“ zweifelhaft machen könnte. Wäre sie also wirklich von einem Gymnasialschüler verfaßt, so müßte Heine 1815 noch auf dem Gymnasium gewesen sein.

Es läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen, welchen Einfluß der neue Lehrplan, demgemäß die Schüler je zwei Jahre in Sekunda und Prima blieben, auf Heines Studiengang ausüben konnte oder ausgeübt hat. Das Programm von 1815 und einige Daten bezüglich der 1813 in einer jüngeren Klasse des Lyzeums erwähnten Schüler legen nur die Vermutung nahe, daß es mit dem gewöhnlichen Verlauf nicht im Widerspruch stände, wenn Heine das Gymnasium im Frühling oder im Herbst 1815 verlassen hätte. So wird Sethe — 1813 in der ersten Klasse, also ein Jahr hinter Heine — im Herbst 1816 entlassen, Pelmann — 1813 in der zweiten Klasse, zwei Jahre hinter Heine — 1817, Daniels — 1813 in der dritten Klasse, also drei Jahre hinter Heine — 1818. Daß August Lottner, Heines Mitschüler in der philosophischen Klasse, am 25. August 1814 bei der öffentlichen Prüfung noch eine Rede hielt, wurde schon erwähnt. Eine bestimmte Entscheidung für Heines Abgang wird freilich durch alle diese Daten doch nicht gewonnen. Dagegen spricht wieder die Angabe, Heine habe sich im Frühjahr 1815 für den Kriegsdienst gemeldet, für das Geburtsjahr 1797, denn ein Anerbieten dieser Art schickt sich doch besser für einen 17jährigen als einen 15jährigen. Überblickt man dann das auf den vorhergehenden Seiten Zusammengestellte, so muß es schon für sich allein die Wagschale zugunsten von 1797 neigen, und vereinigt man damit, was in der Seuffertschen Vierteljahrsschrift 1891 von Ernst Elster, in der „Deutschen Rundschau“ von mir ausgeführt wurde, so scheint kaum noch ein Zweifel möglich, daß Heinrich Heine nicht 1799, sondern 1797 zur Welt kam.

XV.

Noch ein Wort über H. Heines Geburtsjahr.

Das „Magazin für Literatur" vom 18. Juni 1898 enthält einen längeren Aufsatz „Heines Geheimnis" von Franz Held. Es wird darin ausgeführt, Heines Eltern hätten das Geburtsjahr ihres Sohns vom 13. Dezember 1797 auf den 13. Dezember 1799 verlegt, um dadurch seine uneheliche Geburt zu verdecken. Die Ehe sei erst im Jahre 1798 abgeschlossen worden, und das „orthodoxe Rabbinat" in Düsseldorf habe die Aufnahme des jungen Paares in die jüdische Gemeinde deshalb so sehr erschwert, weil es „nach dem stadtbekannt gewordenen Fehltritt" in „zelotischer Muckerei" kein „verirrtes Schaf" in der Gemeinde habe dulden wollen. Auch die demütigende Zurücksetzung, die Heine in der Familie seines reichen Onkels habe erfahren müssen, die Geringfügigkeit des ihm bestimmten Vermächtnisses und die späteren Streitigkeiten, alles sei auf den Makel seiner Geburt zurückzuführen.

Wäre diese Behauptung unzweifelhaft richtig, so würde doch der frivole Ton, in welchem sie vorgetragen wird, die schärfste Rüge verdienen. Sie erweist sich aber jedem, der mit den Verhältnissen einigermaßen vertraut ist, als ganz unhaltbar. Die Jahreszahl 1798 — genauer das Datum des 6. Januar 1798 — welche Herr Held in der Biographie Heines von Proelß S. 9 gefunden hat und für durchaus beglaubigt erklärt, beruht in Wahrheit auf einer Angabe Maximilian Heines in seinen „Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie", Berlin 1868, S. 7. Dies Buch

ist aber gerade in bezug auf die Familienverhältnisse, insbesondere auf Daten, durchaus unzuverlässig. Schon die von Strodtmann in der „Deutschen Rundschau“ (1877, Bd. XII, S. 93ff.) veröffentlichten Briefe von Heines Mutter lassen deutlich die Hindernisse erkennen, welche die Rabbiner 1796, also lange vor Heines Geburt, der Verbindung zwischen Samson Heine und Peira v. Geldern entgegenstellten. Am 8. November 1796 kann die Braut aber melden, der Widerstand sei glücklich überwunden, und man müßte schon danach annehmen, die Ehe sei Ende 1796 oder Anfang 1797 zum Abschluß gekommen. Der letztere Zeitpunkt wird aber ganz unzweifelhaft durch drei von Gustav Karpeles in der Zeitschrift „Der Abend“ am 24. März 1892 veröffentlichte Urkunden*). In der ersten, datiert vom 31. Januar 1797, unterzeichnen Samson Heine als Bräutigam und Betty Geldern als Braut eine Vereinbarung mit Bettys verheirateter Schwester Brunelle. Einige Tage später schreibt Samson Heine eigenhändig: „Bescheinige hiemit von wegen der Erbschaft meines verstorbenen Herrn Schwieger Vatter Medicin Doktors van Geldern, weder an meiner Schwägerin Johanna van Geldern noch an ihre Afecten unter keinerley Vorwande etwas zu fordern zu haben. So geschehen zu Düsseldorf, den 8. Febr. 1797.“ Eine dritte Urkunde vom 5. Februar 1797 erwähnt ausdrücklich „Beierle v. Geldern und respect. ihren Ehemann S. Heine“ als Mitkontrahenten. Die Ehe des Paares muß also zwischen dem 31. Januar und 5. Februar 1797 stattgefunden haben, und da wir zudem — von Maximilian Heine S. 135 mitgeteilt — ein Gedicht Heines zum Hochzeitstage seiner Eltern besitzen, das vom 1. Februar 1813 datiert ist, so läßt sich der 1. Februar 1797 mit vollkommener, urkundlicher Sicherheit als Hochzeitstag der Eltern feststellen.

*) Meinem Aufsatze „Heine auf dem Lyzeum und Gymnasium in Düsseldorf“ muß ich beifügen, daß Herr Karpeles in jenen „Neuen Veröffentlichungen über Heinrich Heine“ sich auch zugunsten des Geburtsjahres 1797 ausgesprochen hat.

Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß Heines Eltern, wäre die Ehe wirklich erst am 6. Januar 1798 zustande gekommen, gar keine Veranlassung hatten, die Geburt ihres Sohnes gleich um zwei Jahre zu spät anzusetzen. Von dem Verfahren des Herrn Held nur ein Beispiel unter vielen. Ein Hauptargument gegen das Geburtsjahr 1799 findet er darin, daß Heine 1815 die Universität Bonn bezogen habe. Er kommt zu diesem Schlusse, weil die Bonner Immatrikulationskommission 1819 (d. h. bei dem wirklichen Eintritt Heines) erwähnt, er habe bis 1814 das Gymnasium zu Düsseldorf besucht. Bekanntlich wurde die Bonner Universität 1818 eröffnet! Herr Held hätte in seiner Quelle, dem angeführten Buch von Proelß, von S. 22 nur wenige Seiten weiter blättern dürfen, um über Heines Universitätsjahre ausführliche Nachrichten zu finden. Daß Artikel, wie der des Herrn Held in Deutschland zu Papier gebracht werden, ist schon bedauerlich genug; aber noch weit mehr muß es befremden, daß ein namhaftes deutsches Blatt und sogar ein „Magazin für Literatur“ ihnen seine Spalten preisgibt!

Es sei gestattet, hier noch ein Kuriosum zur Sprache zu bringen. Aus dem bekannten Buche von Georg Brandes „Das junge Deutschland“ erscheinen eben (1898) im Verlage von H. Barsdorf in Leipzig die Übersetzung der Abschnitte über Börne und Heine, mit einer Vorrede des Verlegers, in zweiter Auflage. — S. 88/89 finden sich im Text 17 Zeilen aus meinem Aufsatze: „Wann ist Heinrich Heine geboren?“ im Dezemberheft der „Deutschen Rundschau“ S. 460*), so gut wie wörtlich abgedruckt: Bemerkungen über Kompositionen Heinescher Gedichte. Statt aber auf meinen Aufsatz oder auf das von mir benutzte und angeführte Buch von Karl Hessel „Dichtungen von Heinrich Heine“ S. 340 ff. zu verweisen, zitiert der in der zweiten Auflage nicht mehr genannte Übersetzer als Quelle „Nassen, Neue Heinefunde S. 28“, wo

*) S. oben S. 245 ff.

nur ein flüchtiger Hinweis auf Kompositionen Heinescher Lieder in einem von J. B. Rousseau 1840 verfaßten Artikel zu finden ist. — S. 109 wird ohne jede Angabe einer Quelle aus der „Deutschen Rundschau“ die dort zum erstenmal ausgesprochene Ansicht wiederholt, „man habe Heine 1816, um ihm als noch nicht wehrpflichtig das Recht der Auswanderung aus Preußen zu verschaffen, für zwei Jahre jünger ausgegeben“. Wenn aber S. 113 das Bonner Prüfungszeugnis für Heine herangezogen wird, das ich 1878 veröffentlichte*), so verweist der Übersetzer wieder auf „Nassen, Neue Heinefunde, S. 19“. Die Erklärung erhält man vielleicht, wenn man auf der Rückseite des Umschlags die „Neuen Heinefunde von J. Nassen“ im Verlage von H. Barsdorf angepriesen findet. Aber es wäre interessant, zu erfahren, auf welchem Wege in den Text eines Werks von Georg Brandes eine Stelle geraten ist, die manchem Leser als ein Plagiat erscheinen könnte.

*) S. oben S. 64 f.

XVI.

Zu Heines Geburtstagfeier.*)

An den Herausgeber der „Deutschen Rundschau“.

Goethes Großneffe, der geistreiche Bonner Professor Alfred Nicolovius, schickte mir einmal „Abbildungen der beiden Häuser, in denen Beethoven geboren wurde“, das eine in der Rheingasse, das andere in der Bonngasse gelegen. In gleicher Weise könnte man schreiben von den beiden Jahren, in denen Heine geboren wurde. Sie, verehrter Freund, veranlaßten mich vor zwei Jahren, den 13. Dezember 1797 in der „Deutschen Rundschau“ als Heines Geburtstag zu begrüßen. Vor kurzem wollte mich eine große deutsche Zeitung mit einem ähnlichen Auftrage für den 13. Dezember 1799 betrauen. Es war mir sogar die Ehre zugedacht, in der Vaterstadt des Dichters die Festrede zu halten. Wenn ich leider darauf verzichten mußte, so lag der Grund keineswegs in der Überzeugung, daß ein ausgesprochener Siebenundneunziger sich nicht an einer Feier im Jahre 1899 beteiligen dürfe. Freilich, die Gründe, welche in der „Deutschen Rundschau“ für das erstgenannte Jahr zum Ausdruck kamen, bleiben in voller Kraft bestehen; ja, sie werden noch verstärkt durch einige seitdem hervorgetretene Tatsachen. Nach Heines Briefen an Saint René Taillandier vom 3. November 1851 und an seine Schwester vom 16. Juli 1853 unterliegt es keinem Zweifel,

*) Der Aufsatz wird wegen mancher wertvollen Stellen wieder abgedruckt, trotzdem mehrere Sätze mit solchen des oben S. 261 ff. mitgeteilten Artikels „Heine auf dem Lyzeum und Gymnasium zu Düsseldorf“ fast wörtlich übereinstimmen.

daß sein Geburtsjahr absichtlich von seinen Eltern in einer Erklärung an preußische Behörden verändert wurde. In der „Deutschen Rundschau“ hatte ich den Anlaß dieser Fälschung darin gesucht, daß man Heine 1816 die Auswanderung nach Hamburg erleichtern wollte und deshalb nach dem Stande der preußischen Gesetzgebung den Achtzehnjährigen um zwei Jahre verjüngen mußte. Am 18. Dezember 1897 veröffentlichte Professor Dr. David Kaufmann im „Pester Lloyd“ einen Paß, den der hanseatische Konsul in London im Jahre 1827 für Heine ausgestellt hatte. Meine Vermutung, daß Heine nach Hamburg ausgewandert sei, wird dadurch zur Gewißheit; denn wäre er Preuße geblieben, so hätte nicht der hanseatische Konsul, sondern eine preußische Behörde den Paß besorgen müssen. Wichtiger ist, was sich den Akten des ehemaligen Düsseldorfer Lyzeums entnehmen läßt, das Heine während der Fremdherrschaft besuchte und so vielfach bald scherzend, bald mit wahrhaft liebevoller Erinnerung in seinen Schriften erwähnt*). In diesen Akten findet sich ein Bericht über das Schuljahr 1812/13, welcher zu der öffentlichen Prüfung am 23. und 24. August einlädt. Er enthält ein Verzeichnis der 146 Schüler der sechs Klassen des Lyzeums, und unter den sechzehn Schülern der höchsten, der plilosophischen Klasse, wird Harry Heine aus Düsseldorf aufgeführt. In der philosophischen Klasse wurden nach dem Bericht nicht mehr „Sprachen“, sondern „Wissenschaften“ getrieben und als solche Mathematik und Physik. Außerdem hielt der von Heine so hochverehrte Rektor Schallmeyer Vorträge über empirische Psychologie und Logik, verbunden mit einer Kritik der philosophischen Systeme. Fiele Heines Geburtstag auf den

*) Die Kenntnis der Akten verdanke ich dem Direktor des Düsseldorfer Gymnasiums, Herrn Dr. Julius Asbach, und konnte auf Grund derselben in der Beilage der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ vom 11. Juni 1898 das Lyzeum und seine Beziehungen zu Heine eingehend besprechen (oben S. 261 ff.). Wertvolle Nachrichten über die einzelnen Lehrer gibt Herr Asbach in der Beilage vom 27. Oktober 1899.

13. Dezember 1799, so wäre er also im Herbst 1812 als zwölfjähriger Knabe in eine Klasse eingetreten, die der Prima unserer jetzigen Gymnasien nicht gerade entspricht, aber in einiger Beziehung noch über sie hinausgeht. Diese Annahme ist um so weniger zulässig, als Heine trotz einer früh entwickelten, raschen Fassungsgabe in den eigentlichen Gymnasialfächern sich niemals hervorgetan hat. Ein „Verzeichnis der Ehrenbücher“, welche am 21. September 1811 beim Abschluß eines Schuljahres sehr freigebig verteilt wurden, erwähnt als Prämiierte die meisten Mitschüler Heines, während er selber leer ausgeht. Die „Memoiren“ erzählen, er sei schon als dreizehnjähriger Knabe mit den liberalen religiösen Anschauungen des Rektors Schallmeyer vertraut gewesen. Diese Erinnerung eines späten Alters könnte allenfalls der Wahrheit entsprechen, denn im Schuljahre 1810/11 befand sich Heine sehr wahrscheinlich in einer Klasse, in welcher Schallmeyer als Lehrer beschäftigt war. Wenn er aber in einem Gespräche mit Adolf Stahr äußert, der mit seinem Vater befreundete Rektor Schallmeyer habe ihm durch „allerhand Kunstgriffe“ möglich gemacht, schon als vierzehnjähriger Knabe die philosophischen Vorlesungen zu besuchen, so würde nach dem strengen Wortsinn sogar folgen, Heine sei mit vierzehn Jahren noch gar nicht in der philosophischen Klasse gewesen; denn anderenfalls hätte ihm der Rektor nicht durch „allerhand Kunstgriffe“ zu erwirken brauchen, was ihm von Rechts wegen zustand. In Wahrheit zählte er aber, wenn er nicht am 13. Dezember 1799, sondern am 13. Dezember 1797 geboren war, im Sommer 1812 gerade vierzehn Jahre. Selbst dieses Alter muß noch als ungewöhnlich früh bezeichnet werden. Wilhelm Brewer, der einzige Mitschüler Heines in der philosophischen Klasse, dessen Alter sich für jetzt nachweisen läßt, war schon 1796 geboren. In der sogenannten „ersten“ Klasse des Lyzeums, also ein Jahr hinter Heine, finden wir seinen Freund Christian Sethe, geboren am 19. Juli 1798; in der zweiten Klasse einen anderen Freund, Anton

Pelmann, später Appellationsgerichtsrat in Köln, geboren am 20. Dezember 1799; in der dritten Klasse, drei Jahre hinter Heine, den späteren Professor und Geheimen Revisionsrat in Berlin, Alexander von Daniels, geboren am 9. Oktober 1800, und Ludwig Schopen, den späteren Universitätsprofessor und Gymnasialdirektor in Bonn, geboren am 17. Oktober 1799 zu Düsseldorf; endlich in der vierten Klasse Friedrich Steinmann aus Düsseldorf, Heines oft genannten Universitätsgenossen, geboren am 7. August 1801. Alle diese jungen Leute würden in der philosophischen Klasse sechzehn oder beinahe sechzehn, der hochbegabte, wissenschaftlich frühreife Schopen beinahe siebzehn Jahre gezählt haben. Ich denke, der Grundsatz: „Zahlen beweisen“, hat hier seine volle Kraft.

Noch manches dieser Art ließe aus den Akten sich anführen; nur eins sei hier erwähnt. Beinahe mit Sicherheit läßt sich nachweisen, daß Heine im Jahre 1807 in die Vorklasse des Lyzeums trat. Vorschriftsmäßig war dafür das zwölfte Lebensjahr erforderlich, freilich für besonders begabte Knaben eine Ausnahme gestattet. Ein befreundeter Direktor mag immerhin einen Neunjährigen aufgenommen haben, aber die Aufnahme eines Siebenjährigen muß als ausgeschlossen gelten.

Vereinigt man diese Nachweise mit den Gründen, die von mir 1897 in der „Deutschen Rundschau“ und von Ernst Elster 1891 in der Seuffertschen „Vierteljahrschrift“ angeführt wurden, so kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß Heine 1797 geboren wurde. — Aber soll man deshalb jeder Gedenkfeier im Jahre 1899 entgegentreten? Gewiß nicht. Heine selbst hat schon den rechten Weg gewiesen, wenn er in dem Briefe an Saint René Taillandier über die verschiedenen Angaben seines Geburtsjahres scherzt und launig hinzufügt: „La chose la plus importante c'est que je suis né.“ Das Jahr 1799 hat noch immer zahlreiche Anhänger; von Heine selbst wird es mehrere Male genannt, von seiner

Familie bis in die neueste Zeit als Geburtsjahr ausdrücklich festgehalten. Es bietet manchem Gelegenheit, eine vor zwei Jahren versäumte Dankesschuld nunmehr abzutragen. Möge es doch diesen Beruf erfüllen! Nur zu oft wurde dem Dichter für seine Gaben mit unverdienten Schmähungen gelohnt; wird ihm jetzt einmal eine verdiente Ehre doppelt zuteil, desto besser. Freilich können nicht zwei Jahre sein Geburtsjahr sein, aber sicher darf man in mehr als einem Jahre seiner gedenken. Gern gäbe ich gleich hier solchen Gedanken Raum, müßte ich nicht fürchten, den Lesern der „Deutschen Rundschau" gegenüber in Wiederholungen zu verfallen. Nur ein Wunsch sei für die bevorstehende Feier gestattet: Möge sie nicht als Veranlassung dienen, eine genugsam erörterte Frage wieder in den Vordergrund zu rücken uud in einem Sinne entscheiden zu wollen, der den deutlich redenden Tatsachen widerspricht!

Bonn im November 1899.

XVII.

Heine und Napoleon*).

Seit einer Reihe von Jahren hat Holzhausen sich zur Aufgabe gemacht, die Äußerungen der öffentlichen Meinung und der Literatur über Leben und Taten, Steigen und Fall des ersten Napoleon zusammenzustellen; ein Bildnis, wie es den Zeitgenossen erschien, sollte daraus hervortreten. Die Forschungen von unermüdlichem Fleiß, von umfassender Belesenheit zeugend, die Ergebnisse mit Lebhaftigkeit vorgetragen, haben nicht bloß in Deutschland verdiente Anerkennung gefunden; der Schrift „Der erste Konsul Bonaparte und seine deutschen Besucher" Bonn 1900, widmete Albert Sorel im „Temps" eine eingehende, für Inhalt und Form gleich rühmliche Besprechung. Als Ausfluß solcher Arbeiten und mit ihnen im Zusammenhang muß auch das vorliegende Buch betrachtet werden. Man könnte zweifeln, ob für das, was Heine über Napoleon gedacht und geschrieben hat, ein Band von 300 Seiten nicht zu stark sei; aber der Kaiser wie der Dichter bieten ein so unerschöpfliches Interesse, beide haben so verschiedene Urteile, haben Begeisterung und Schmähung, Liebe und Haß in solchem Maße wachgerufen, daß eine Betrachtung, ihnen gewidmet, nicht leicht ermüdet. Das erste Kapitel „Zum Milieu und zur Vorgeschichte" behandelt die

*) Paul Holzhausen, Heinrich Heine und Napoleon I. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg, 1903. Mit vier illustrativen Beigaben. VIII u. 292 S. 8°.

Entwicklung des Napoleonkultus und seiner Gegensätze in Frankreich und Deutschland bis in die zwanziger Jahre. Im zweiten Kapitel: „Wie ist Heinrich Heine der typische Napoleondichter Deutschlands geworden?“ werden die Ursachen für diese Tatsache, die sich nicht wohl in Abrede stellen läßt, aufgesucht und begreiflicherweise die Jugendjahre in Düsseldorf, die Zustände in Hamburg, Bonn und Berlin in Betracht gezogen. Sonderbar, daß Holzhausen mehrmals (z. B. S. 69, 102) als Heines Geburtsjahr 1799 annimmt, während doch nach dem, was Elster, Franzos und ich darüber sagten, das Jahr 1797 durchaus als das richtige erscheint. Einzelne Angaben des Buches werden dadurch in falsches Licht gerückt. Aber selbst wenn man an dem Jahre 1799 festhält, muß es befremden, daß Heine im November 1827, also fast 28, in Wahrheit fast 30 Jahre alt, in Frankfurt Börne als „haltloser Jüngling“ entgegen treten soll (S. 142). Nicht einstimmen kann ich auch in das beinahe uneingeschränkte Lob, welches Holzhausen bei der Schilderung der Düsseldorfer Zustände dem Werke von Ducros, „Heine et son temps“, Paris 1886, spendet, einem Buche, das von erheblichen Fehlern nicht frei ist und zudem häufig in einen unerfreulichen chauvinistischen Ton verfällt. Hinter dem wirklich vortrefflichen Werke von Legras „Henri Heine poète“, Paris 1897, steht es weit zurück; in der Allgemeinen Zeitung, Beilage vom 15. Juli 1886, und in Arthur Chuquets „Revue critique“ vom 25. Oktober 1886 und 14. Februar 1887 mußte ich mich ausführlicher, als hier am Platze wäre, darüber aussprechen*).

Wenn bei Heines Aufenthalt in Berlin auch die Personen erwähnt werden, mit denen er in nähere Berührung trat, so erfahren wir zu gleicher Zeit, wie Varnhagen, Rahel, Chamisso, Stägemann, Ludwig Robert, Willibald Alexis, Helmine v. Chézy, E. T. A. Hoffmann, Grabbe und andere über Napoleon gedacht haben. Auf dieser eingehenden und

*) Vgl. oben S. 191 ff.

sachkundigen Erörterung beruht sogar der Hauptwert des Kapitels, das insofern eine Fortsetzung des ersten bildet. Für den Dichter selbst wird weniger dabei gewonnen; denn ob die Ansichten der genannten Personen auf Heines Ansichten über Napoleon eingewirkt haben, läßt sich, wie auch Holzhausen bemerkt, nicht bestimmen. Unbestreitbar ist, und in jeder Heinebiographie wird es hervorgehoben, daß die Gesinnung des Vaters, der Ingrimm der nach Napoleons Sturz aufs neue bedrückten Juden, der Gegensatz gegen die preußische Regierung und die in Deutschland mehr und mehr um sich greifende Reaktion, vor allem die unvergleichlichen Taten des Mannes — daß alle diese Gründe in dem Gemüte des Knaben, des Jünglings, des Dichters eine die Begeisterung vorbereitende Hinneigung zu Napoleon erzeugen konnten. Man muß sogar erstaunen, daß eine so bedeutende poetische Blüte wie die „Grenadiere" in vielen Jahren vor und nach 1819 ganz vereinzelt bleibt, während doch Heines lebhafte poetische Tätigkeit Vaterland, Deutschtum, Liebe, Religion und was sonst einen Dichter anregen kann, in ihren Bereich zog. Plötzlich bricht im Jahre 1826 in dem „Buche Le Grand", daneben in der „Nordsee" und der Widerlegung Walter Scotts ein Strom der Bewunderung für den Kaiser hervor, wie sie in der Weltliteratur kaum einen gewaltigeren Ausdruck gefunden hat. Bis zu Heines Tode ist dieser Strom nie ganz versiegt. Das Bild des Kaisers begleitet den Dichter 1828 auf der italienischen Reise, durch Tirol über die Alpen auf das Schlachtfeld von Marengo. In den „Französischen Zuständen", wie in der „Lutezia", d. h. in den Berichten an die „Allgemeine Zeitung" aus den Jahren 1831—1832 und 1840—1843, führen die politischen Ereignisse, die Julirevolution, das Leichenbegängnis Napoleons, die Bestrebungen der Bonapartisten notwendig auf den Kaiser zurück. Zufällige Anlässe werden mit Vorliebe benutzt in der „Romantischen Schule", in dem „Wintermärchen", den Briefen über die französische Bühne, dem „Tambourmajor"; noch im

Jahre 1854 schlägt das Fragment „Waterloo" nachdrucksvoll, geistreich, witzig, wie irgend etwas, das aus Heines Feder hervorgegangen ist, beinahe den Ton der Jugendschriften wieder an. Alle diese Äußerungen werden von Holzhausen nach der Zeitfolge aufgeführt, in ihrem Verhältnis zu einander beleuchtet und mit den Erlebnissen Heines in Verbindung gebracht. Wenn dabei die großen Szenen des napoleonischen Dramas Erwähnung finden, so kommen, gleichviel ob Heine sich darüber äußerte, auch die Chorführer der Weltliteratur Byron und Goethe, daneben Manzoni, Béranger, Victor Hugo, Chateaubriand, Lamartine, Barthélemy, Zedlitz, Gaudy und noch manche andere zum Wort, ein Chor, wie er so vollstimmig sich nicht leicht wieder zusammen findet. Holzhausen bezeichnet ausdrücklich seine im Februar 1902 veröffentlichte Schrift: „Der Tod Napoleons im Spiegel der zeitgenössischen Presse und Dichtung" als Zubehör des vorliegenden Buches. Jeder Leser wird dem Verfasser für die sorgfältige Studie, für Anregung und Belehrung reichen Dank wissen, auch mit mehr als einer eigenartigen Äußerung sich befreunden können. Wenn dann Holzhausen in der Vorrede „ein bischen Polemik" sich beinahe als eine Gunst verspricht, so fehlt es auch dafür nicht an Gelegenheit. Daraus möchte ich aber dem Verfasser keinen Vorwurf machen, und hebe aus manchem, was zum Widerspruche reizt, nur einen Punkt hervor, weil er von allgemeinerem Intereſſe ist. Holzhausen erteilt den drei für Heine wichtigsten Kapiteln die Überschriften: „Die Periode der unbedingten Bewunderung", „Die Zeit des Zweifels", „Die Umkehr". Er findet grelle Widersprüche zwischen den Schriften der ersten und zweiten Periode. Gewiß ist die Tonart des „Buches Le Grand" von denen der „Französischen Zustände" und der „Lutezia" sehr verschieden. Aber Heine selbst hat die Ursache und zugleich die Rechtfertigung dieses Unterschiedes bezeichnet, wenn er schon in der italienischen Reise, also noch in der ersten Periode, schreibt (Werke, hgb. v. Elster, III, S. 273): „Meine

Huldigung gilt nicht den Taten, sondern nur dem Genius des Mannes." Eine Verherrlichung des Genius ist auch die einzige, die nach der ganzen Anlage des „Buches Le Grand" am Platze war. Sobald man aber den einzelnen Taten, sobald man, wie in den „Französischen Zuständen", der Schilderung und Beurteilung realer Verhältnisse sich zuwandte, mußte ein anderer Maßstab der Beurteilung angelegt werden, und es kann nicht wundernehmen, daß einem so scharfblickenden Manne wie Heine die Schattenseiten, die Schwächen und Fehlgriffe dieser ungeheueren Existenz nicht verborgen blieben. Die eine Betrachtungsweise kann sehr wohl neben der anderen bestehen. Nicht leicht wird es jemand deutlicher empfinden wie ich selbst. In meiner Vaterstadt Münster bin ich unter Verhältnissen aufgewachsen, die den Düsseldorfer einigermaßen vergleichbar sind, und die wundervolle Laufbahn des Kaisers, vor allem seine Leiden und das tragische Ende auf St. Helena, versetzten mich während der Knabenjahre in eine Begeisterung, die zuweilen in Schulaufsätzen Ausdruck fand und die, wäre die poetische Begabung hinzugekommen, sich wohl nicht mit einem einzigen Gedichte begnügt hätte. Ich will nicht leugnen, daß von jenen frühesten Gefühlen sich noch heute einiges erhalten hat, aber sie haben mich nicht blind gemacht gegen eine andere Betrachtungsweise, die freilich jetzt, da die Quellen reichlicher fließen, leichter wird als zu Heines Zeit. — Weit überschätzt werden meines Erachtens die wenigen Anfangssätze des Fragments „Waterloo", wenn man darin eine Umkehr zu der „unbedingten Bewunderung", einen Widerruf dessen erblicken will, was Heine seit 1828 über Napoleon geschrieben hatte. Vorerst beachte man, daß das jetzige Fragment ursprünglich ein Stück der „Geständnisse" bildete, aber von Heine, weil es zu weit abführte, unter der Überschrift „Waterloo" als besonderes Stück in den „Vermischten Schriften" veröffentlicht werden sollte. Was hier über die Schlacht von Waterloo und ihre Folgen und im Anschluß daran über Napoleon gesagt wird, ist nicht sowohl

ein abschließendes Gesamturteil, als eine Schilderung der Stimmung und der Gefühle des Jungen Deutschland gegenüber der „Bundesroheit der Despoten“. Von diesem Standpunkt aus konnte man immerhin schreiben: „Wir wußten sehr gut, daß . . . man in jenem einzigen Manne auch uns schlug, auch uns verhöhnte, auch uns kreuzigte, daß der ‚Bellerophon‘ auch uns transportierte, daß Hudson Lowe auch uns quälte, daß der Marterfelsen von St. Helena unser eigenes Golgatha war und unsere erste Leidensstation Waterloo hieß.“ Denn daß die freiheitliche Entwicklung durch die Niederlage Napoleons verlor, ließ sich allerdings behaupten; hatte er doch während der 100 Tage, sei es aus Überzeugung oder unter dem Druck der Verhältnisse, zu freiheitlichen Grundsätzen sich bekannt, und die Reaktion der Jahre 1815—1830 wäre nicht möglich gewesen, wenn er in Frankreich und Europa sich behauptet hätte. Aber sicher war Heine nicht gewillt, in diesen Sätzen eine unbedingte Huldigung auszusprechen. In demselben Jahre 1854, in denselben „Vermischten Schriften“, in denen das Fragment erscheinen sollte, erschien auch die „Lutezia“, und darin z. B. folgende Stelle (Werke VI, S. 179): „Es ist wahr, es ist tausendmal wahr, daß Napoleon ein Feind der Freiheit war, ein Despot, gekrönte Selbstsucht.“ Einige Zeilen später nennt er ihn den „Donnergott des Ehrgeizes“. Dergleichen ließe sich manches anführen. Hätten solche Äußerungen Heines Überzeugung damals widersprochen, er hätte sie ebensogut wie einige andere beseitigen oder mildern können. In Wahrheit stehen sie, wie überhaupt die „Lutezia“, zu dem Fragment gar nicht in Widerspruch.

Noch weniger als mit der Überschätzung angeblicher Widersprüche kann ich mich mit der Art befreunden, wie Holzhausen sie zu entschuldigen sucht. Leser der „Deutschen Literaturzeitung“, welchen die Anzeige der Schrift von Max Kaufmann, „Heinrich Heine und die moderne Seele“, Zürich 1902, durch Dr. Harry Maync (Nr. 7 vom 14. Febr. 1903) erinnerlich ist, werden mit einiger Überraschung lesen, daß

Holzhausen in der Vorrede S. VI das „allerliebste Büchlein jedem, der über Heines Charakter sans phrase ins Klare zu kommen wünscht", aufs wärmste empfiehlt. Mit Berufung auf dieses Buch werden wir später (S. 100) belehrt, daß Heine als „Impressionist, Neurastheniker, Hysteriker, stark erblich Belasteter" eigentlich nicht zurechnungsfähig und für die grellen Widersprüche nicht verantwortlich sei. „Wer mit Unfähigkeit, diese Geheimnisse des Nervenlebens zu begreifen" an den Dichter herantritt, dessen Urteil soll „des wissenschaftlichen Wertes entbehren". Der älteren Heinekritik bleibt der einzige Trost, daß sie „die Entschuldigung mangelnden Wissens in Anspruch nehmen" darf. In Wahrheit beruht diese Entdeckung, wie auch Kaufmann (S. 26) nicht verschweigt, auf einer Schrift des Dr. med. S. Rahmer „Heines Krankheit und Leidensgeschichte", Berlin 1901, der auch den Namen der Krankheit nennt. Mir fehlt jede Berechtigung, einer medizinischen Diagnose zu widersprechen; aber einstweilen beruhige ich mich bei dem Gedanken, daß Heines Mutter und Schwester beide gegen 90 Jahre, daß sein Vater 64, der Oheim Salomon 76, die Brüder Gustav und Max, wenn ich nicht irre, mehr als 70 Jahre in leidlicher Gesundheit verlebten. Nimmt man auch die „Memoiren" und das sorgfältige Buch „Aus Heines Ahnensaal" von David Kaufmann, sowie den Aufsatz von Karpeles „Heinrich Heines Stammbaum väterlicherseits", 1901, zur Hilfe, gewöhnliche Augen müssen doch bis auf Adam und Eva zurückgehen, um bei Heines Vorfahren etwas zu entdecken, was den Ausdruck „erbliche Belastung" rechtfertigen könnte. Daß man bei einem Dichter, einem so eigentümlich begabten Menschen wie Heine, lebhaftere Empfindungen, einen rascheren Wechsel der Stimmungen und des Ausdrucks in Anschlag bringen muß, wird niemand bestreiten; und so mag man immerhin mit Richard M. Meyer (Deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts, S. 145) manche Äußerungen Heines als „subjektive Momentsbekenntnisse" auffassen. Aber darf man diesen Maßstab an

Überzeugungen legen, die das Leben des Dichters 30 Jahre lang durchziehen?

Vielleicht wären dem Verfasser die Widersprüche bei Heine weniger grell, eine Entschuldigung weniger notwendig erschienen, hätte er die Äußerungen des Dichters in der zweiten Periode mit den eigenen Wünschen in Übereinstimmung gefunden. Daran muß man aber wenigstens zweifeln; denn in der Vorrede liest man, daß wie für Heine, so auch für den „korsischen Helden, in dem der freier blickende Sohn eines neuen Zeitalters den Baumeister seiner Tage zu sehen anfängt", erst in der „frischen Morgenstunde des 20. Jahrhunderts" eine gerechte Auffassung zur Geltung gelangt. Und aus der Vorrede der Schrift über Napoleons Tod erfahren wir, daß Holzhausen zur Verbreitung des „neuen Evangeliums" wirksam beigetragen hat. Große Vorteile kann ich mir von der neuen Offenbarung nicht versprechen. Daß Napoleon auf die Geschicke der Mit- und Nachwelt weitgreifenden Einfluß übte, daß in Italien und in Deutschland eine segensvolle Entwicklung wenn nicht auf seinen Willen, doch auf sein Wirken zurückzuführen sei, werden auch unsere Kollektivisten nicht bestreiten, und es ist doppelt erfreulich, wenn man neben so unvergleichlichen Fähigkeiten nicht vergebens nach Zügen edlen und menschlichen Empfindens suchen muß. Wild und planlos um sich zu greifen, war gewiß nicht seine Art, und eine schon vorgefundene Lage, die für ihn wie bereits für das Königtum und die Republik unbezwingliche Gegnerschaft Englands, trieb ihn nicht zum wenigsten in eine Bahn, die er wohl selbst als sein Schicksal bezeichnete. Mit gutem Recht mag dann die neuere Forschung nachweisen, daß in den Kämpfen gegen England und Rußland das Unrecht nicht ausschließlich, vielleicht nicht einmal zum größeren Teil auf seiner Seite war. Aber vergebens wird man in Abrede stellen, daß despotische Unterdrückung, daß unbegrenzter Vergrößerungsdrang und rücksichtslose Selbstsucht, mit den Erfolgen immer steigend, eine Gewalttat nach der anderen, einen Krieg

nach dem andern mittelbar oder unmittelbar heraufbeschworen und endlich den Untergang herbeiführten. Gegen diese Auffassung würde auch Heine, glaube ich, nicht viel eingewendet haben.

Wollte man aber nach den Auslassungen der Vorrede befürchten, bei weiterem Lesen durch gewagte und überspannte Behauptungen über Napoleon gestört zu werden, so würde man sich angenehm enttäuscht finden. Was Holzhausen von dem Kaiser sagt, ist durchgehends so maßvoll, daß es die Freude an den wertvollen Eigenschaften des anregenden und fördernden Buches nicht verkümmert.

Register.

